

# Schauins-Land



Allelei vikierung ü auch geschriebnes ding  
an tag gegeben vom Breisgau-Verein  
„Schau-ins-Land“ zu Freiburg i. B.

33 ter Jahrlauf



H

465

da

33/34.

1906/07



---

Gedruckt in der  
Universitäts-Druckerei H. M. Poppen & Sohn,  
Freiburg im Breisgau.

---



Universitäts-  
Bibliothek  
Freiburg i. Br.

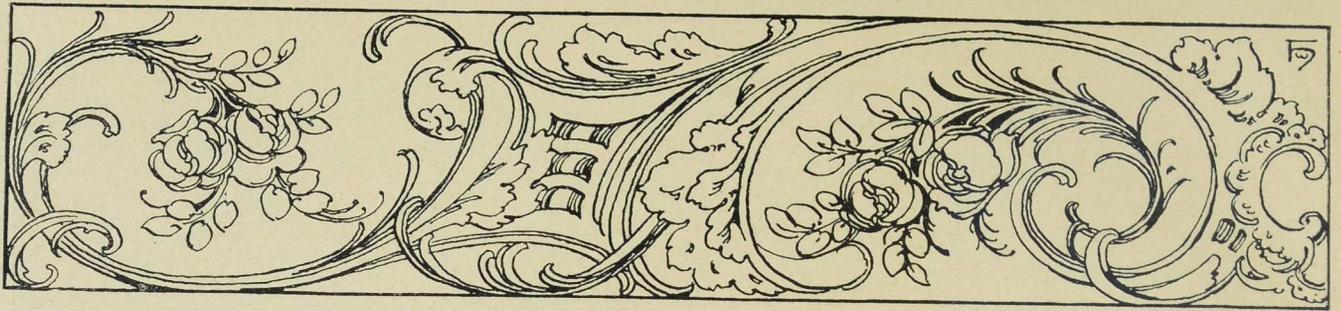


W  
Zaller

Dem Prinzen

Berthold von Baden

ein ehrfurchtssoll-herzlicher Willkommengruß  
aus dem Breisgau u. Oberland



## Dem Prinzen Berthold von Baden ein ehrfurchtsvoll-herzlicher Willkommgruß aus dem Breisgau und Oberland.

### Gottwilche!

Motto.

„An sone Sit, wo alles singt  
Und jung und alt in Freude springt.  
An so ne Tag, wie Gott ein schenkt,  
An so ne Freud het niemes denkt.“

Peter Sebel.



oldselig Fürstehind, grüß Gott!  
I mach' der heck mi Reverenz  
Im Sunntigrock und duz' di flott;  
's isch so „poetische Lizenz“.

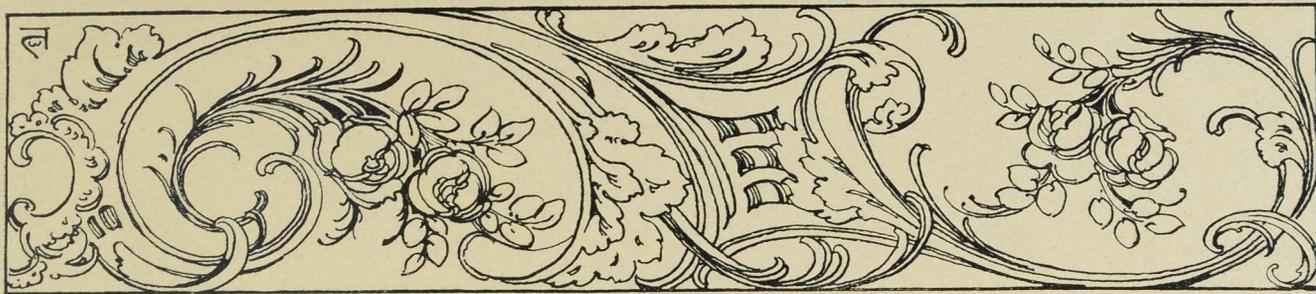
Bisch wach? . . . Se brucht me di nit wecke.  
I möcht' di weger nit verschrecke!  
Zwor bin i, huh! en Advokat, —  
Doch kein vo sellen akkurat,  
Wo brüele, wüehle, revoluzze,  
Gott und der Welt hofertig truze  
Und glaube, 's höchste Erdeglück  
Blüeh' in de rote Republik!  
Nei, d'Wählerei isch mer e Grus;  
I schwör uf's badisch Fürstehus  
In Freud und Leid, mit Guet und Bluet,  
Mit Lib und Seel, und schwing' mi Zuet . . .  
Lieb' Chind, i les' der's abem G'sicht,  
De wirsch e G'schichtli höre welle,  
E lustig Märli, kurze B'richt!  
Ze nu, se loß der hübsch verzelle,  
Frei vo de Leber, numme frisch,  
Wie's mir im Hornung gangen isch:  
Am Samstag nochem Morgenesse  
Bin i im Anwaltsbüro g'sesse  
Und denk an gar nüt vo de Welt.  
Uff eimol, chling, het's grüßli g'schellt!  
D'Zustüer springt uff, nei, lueg die Ehr:  
Als wär' es g'heret handumcher  
Steh'n vor mir ussem Oberland  
Vier gueti Fründ und gen mer d'Zand;



Si chumme, heißt es, mit enander  
Vo Mülle, Lörrech, Schopfe, Chander.  
Im Schopfemer guckt hinterm Ohr  
E wunderfzig Löckli vor.  
Gib achtig, Chind, vertschlof mer nit!  
Los', was i schwätz' mit dene Lüt!

„Willkumm, biderbi Oberländer!  
Was wender echt bim Advokat?  
Der pranger so im Sunntigstaar,  
Als stüent e Sürtig im Chalender.  
Denkwohl, der möchtet durstig si.  
Gang, Frau, und leng' e Chrüegli Wi!  
Se gsegnichs Gott, und tüent mer z'wisse,  
Was hender wieder uffem G'wisse?  
De Dunder au un Popperment,  
Nimmt's Prozessiere gar kei End?!“

Do lachen all': „Ze, numme g'mach!  
Me chumme für enandri Sach.  
Züt kriegschde kei Prozessli z'schlichte,  
Züt loß der näumis Schöners b'richt!“ —  
Jez probt die Plauderdasch vo Schopfe  
Schalkhaftig mi Marktgräserwi  
Und seit: „De schenksch e guete Tropfe!  
So duftet 's Edelg'wächs am Rhi,  
Verhätschelt vo de Morgesunne.  
Des Tröpfli isch uns Alte z'gunne!  
's isch Duft und Chraft und Sege dra.  
Schenk' numme i, stoß' mit is a:  
Erhaltis Gott uf immerdar  
Dem Prinze Max si Chinderpaar!  
Ihm het, Porztausig, über Nacht  
De Storch en junge Prinz vermacht!  
Gell aber, 's isch e schöni G'schicht,  
Wie g'schaffe zu me festgedicht?!  
's macht voreweg ganz Karlisruech



E heiterg'stimmtes G'sicht derzue.  
 In Salem und am Bodensee  
 Sind d'Tubelakzien in d'Höh'.  
 's seig, heißt's, e duundersnettes Chind,  
 As me nit bald e schönere find':  
 En allerliebste Schnuckerli  
 Mit sternerhelle Guckerli,  
 Mit Bäckli, roserot und wiß;  
 Me mei, me lueg ins Paradis!  
 's het viel Pläster, sell isch kei Frog,  
 Am junge Prinz der Großherzog.  
 Mer gunnes all dem brave Ma, —  
 'I lob' en, was i love cha!  
 'I weiß nit, was eim lieber wär',  
 As so ne edle Landesher.  
 Ganz Baden isch si Residenz:  
 In alle Herze wundermild  
 Thront und regiert si fründlig Bild.  
 O, 's lach' em no ne menge Lenz  
 Und streu' em Blueme Schritt für Schritt!  
 D' Frau Großherzogin freut sich mit  
 Und dankt: „Gott Lob! E neues Band  
 Umschlingt jez Fürst und Heimerland!  
 En Engeli im Himmel drobe  
 Her's Band mit zarte Hände g'wobe.“ —  
 Die Landesmuetter, 's isch jo chund  
 Vo Chostanz bis zum Taubergrund,  
 Schafft Gut's mit christlig frummem Sinn  
 Als milde Samariterin,  
 Und Glück und Heil und Friede ruecht  
 Uff Allem, was sie seit und tuet. . . .  
 Absunders freut sich 's Oberland,  
 's isch jung und alt us Rand und Band.  
 Z'erst hen sie mit de Boller g'schosse  
 Und dann in alle G'meinde b'schlosse:  
 „'s müen weger (host's au, was es host!)  
 Vier Burger mit der Ertrapost  
 Landabwärts fahre und perfekt  
 Im Oberländer Dialekt  
 Dem junge Prinz e Glückwunsch singe.  
 Und chönne sie's nit selbst verzwinge,

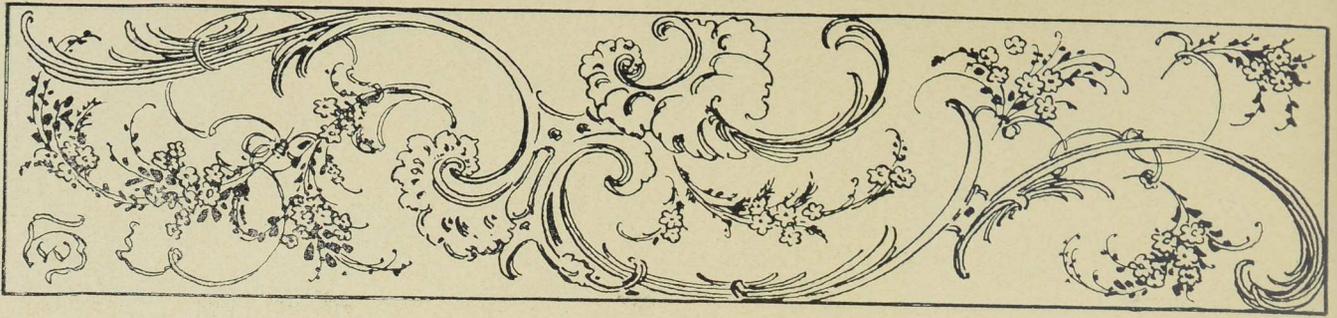
Se wird's de Karl Mayer b'sorge,  
 Wo z' Friburg lang schon advoziert  
 Und uffem Rothus mitferviirt.  
 Dem macht jo 's Dichte numme Spafß  
 Im Nebenamt uffem Parnafß.  
 Do hesch is, Mayer! Guete Morge:  
 Bim Bluest, mer chönnes nit verzwinge,  
 Du wirsch im Chind Gottwilche singe!“ —

'I geb' dodruff e kurze B'scheid:  
 'I dankich schön, und 's tuet mer leid!  
 Uff allemannisch Versli drechsle  
 Verzwing' i nit, i cha nit wechsle.  
 „Nei, in de Stube chunnt's eim nit,  
 Und in de Büechere lehr mer's nit.“  
 So het der Peter Hebel g'seit!  
 Men ästemiert en wit und breit.  
 D'Natur het just si G'sang vermittelt;  
 Drum het er'n usem Ermel g'schüttelt.  
 Mi arme Seel', i bitt' und bitt':  
 O lönt mi unghheit, närrsche Lüt!  
 's wär schiergar z'spot, verzeih mer's Gott,  
 Selbst wenn i grateliere wott. . . .

Doch der vo Chander räseniert:  
 „Probiert isch besser as studiert!  
 Schwätz', wie de Schnabel g'wachsen isch.  
 Me weiß, as d'nit us Sachse bisch!  
 Merkwohl: wenn's eim vo Herze goht,  
 Chunnt 's Grateliere selte z'spot.“

Z'letz bettlen all' mi guete Fründ  
 Vo Chander, Schopfe, Lörrech, Mülle:  
 „Seig du kei Narr, tuenis de Wille  
 Und gratelier' im Prinz sim Chind!  
 Wünsch' numme Glück us vollem G'müet, —  
 Im junge Prinz g'fällt so ne Lied!“

'I b'sinn' mi her, i b'sinn' mi hi . . .  
 Dem Oberland soll g'hulfe si!  
 E Völkli lebt, brav und loyal,  
 Im Brisgau und im Wisetal.  
 'I gunn em frei scho wegem Hebel



E Dozzet gold'ni Ehresobel.  
 Ze nu, se will i's denn probiere,  
 für d'Oberländer z'grateliere.  
 Bim Bluest, i bi zwor nimme jung.  
 Meng Jäheli über's Schwobenalter!  
 Im Chind z'lieb hopf' i no ne Sprung  
 Und sing' mi hellste Jubelpfalzer.  
 I küß' em 's Händli hübsch dezent  
 Und mach' em so mi Chumplement:

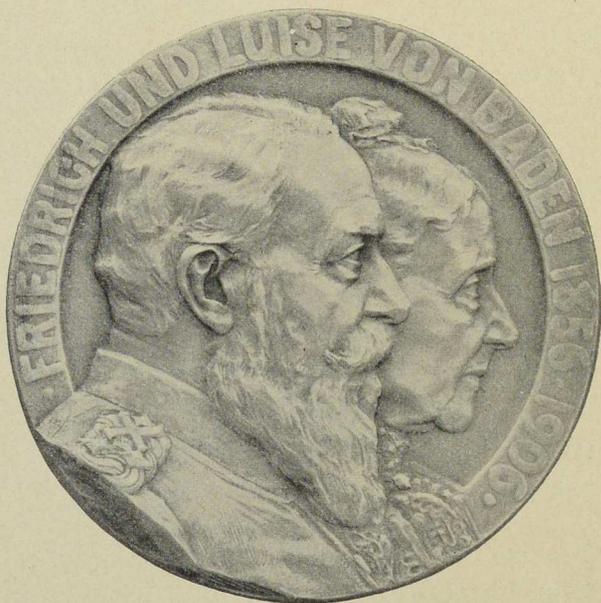
Gottwilche, holdes Fürstechind!  
 I wünsch' Der, was me sine Fründ  
 Vo Herze wünsch, e langes Lebe,  
 Brav Sunneschin, e frohe Muet  
 Und 's Himmelvaters Zuld dernebe!  
 Dann her's kei G'fohr und 's goht Der guet.  
 Weisch, Chind, 's isch halt an Gottes Sege  
 Uff alli Fäll das meiste g'lege;  
 Er spar' Di g'sund johri, johrus  
 Und schütz' mer 's badisch Fürstehus!  
 De bisch no chlei, 's druckt Di kei Schüehli;  
 Drum blücht Der so ne glücklich Rüepli . . .



's het jedes Ding si rechte Zit:  
 Wenn D'briegge witt, schieier' Di nit!  
 Den hohen Et're g'fällt apart  
 Di Solostimml, hell und zart,  
 Do besser, als en Operett',  
 Und wär' au d'Musing no so nett . . .  
 Gib achtig! Chasch De springe, lache  
 Und g'väterle mit allerhand,  
 Se wird si d'Freud no schöner mache.  
 Derno bisch wegerli scharmant,  
 Potz tausig, wenn „Mama — Papa“  
 Dei süeßes Mündli parle cha! —  
 I hätt' no deis und das z'verzelle;  
 Do wirtsch e bizzli schlofe welle.  
 Schlof wie ne Prinz und loß Der's schmecke!  
 's Schutzengeli wacht, 's wird Di scho wecke,  
 Wenn's Zit isch. — Los' no, was i bitt':  
 Se b'hüet Di Gott, und zürn' mer nit! —

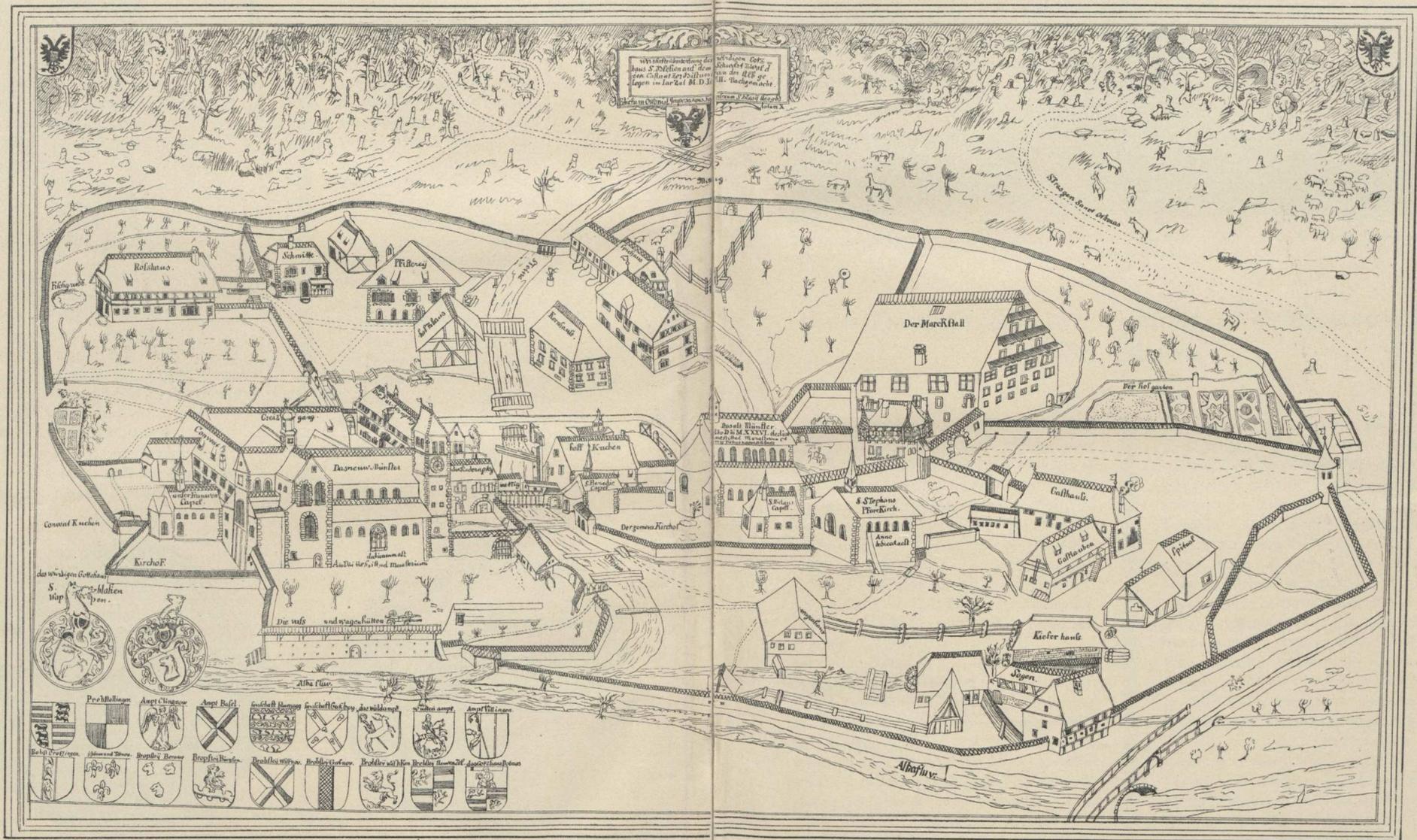
Freiburg im Breisgau, März 1906.

Rechtsanwalt Carl Mayer (Marius).



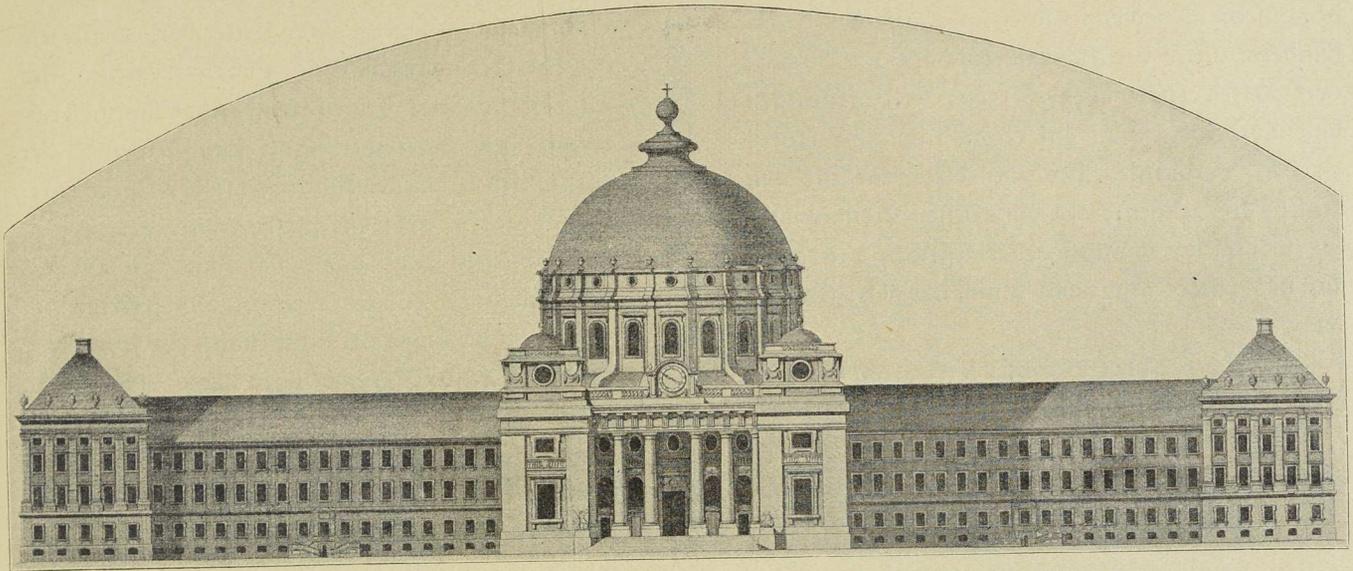
Tübilaumsmedaille.

Zur Feier der goldenen Hochzeit Ihrer Königlichen Hoheiten des Großherzogs Friedrich und der Großherzogin Luise von Baden.  
 Modelliert von Professor Rudolf Mayer, Karlsruhe. — B. S. Mayer's Hof-Kunstprägestalt, Pforzheim.



Plan von St. BLASIEN iJahr 1562.

Lit. v. M. Wachten. Freiburq. i. B.



Die 1783 vollendete und am 21. Sept. d. J. eingeweihte Kuppelkirche nebst dem sich daran anschließenden Klostergebäude nach den Plänen d'Innards.

## Zur Baugeschichte der ehemaligen Benediktinerabtei St. Blasien.

Von A. Buiffon.

Die Lage des ehemaligen Gotteshauses St. Blasien bestätigt zwar vollauf die Bemerkung Goethes in seiner „Italienischen Reise“: „Wenn in älteren Zeiten auf einem durch landschaftliche Reize hervorleuchtenden Punkte ein Bau aufgeführt wurde, so war es sicher ein fürstliches Schloß oder ein Kloster“, immerhin aber fällt es auf, in einer solch abgelegenen Gegend, und gar noch in einem Tale, auf ein Benediktinerstift, somit eine Ausnahme von der allbekannten Regel zu treffen:

**Bernardus valles, colles Benedictus amabat, Oppida Franciscus, celebres Ignatius urbes.**

Die Schönheit und Einsamkeit der Lage war hier offenbar entscheidend. Diese Macht der Lage verfehlte auch auf Nicolai<sup>1)</sup>, den bedeutendsten Kritiker des ehemaligen Klosters, nicht ihren Eindruck, als er des weltfernen Tals und seiner Gebäude ansichtig wurde und diesen Eindruck mit den Worten schilderte: „Staunen und Bewunderung ergreift den Wanderer, wenn er, am Falle der Alb vorüber, weiter nichts als nahe zu beiden Seiten

des Weges die hohen, dicht mit Tannen bewachsenen Berge sieht, und dann bei der Wendung des Wegs mit einem Male die Aussicht sich erweitert, und plötzlich — in einem engen Tale zwischen hohen Bergen mit düsteren Fichtenbäumen bewachsen — das große, majestätische Gebäude da steht. Der Eindruck ist unbeschreiblich, in dieser rauhen Gegend ein so weitläufiges, so wohl geordnetes Gebäude zu erblicken.“ Und an einer anderen Stelle (S. 88): „Die Gebäude des Stifts setzen in Erstaunen, wenn man sie in der Einöde eines engen Tals erblickt. Man möchte sich vorstellen, sie wären von der Hand einer Fee hierher versetzt. Wenn ein Reisender sich von ungefähr in dieser wilden Berggegend verirrt und, dem gebahnten Weg nachgehend, sie plötzlich erblickte, ohne zu ahnen was es wäre, würde er nicht wissen, ob er seinen Augen trauen solle.“

Die ersten Anfänge der Abzelle mit ihren hölzernen Wohnungen und der dürftigen Nahrung ihrer Insassen waren sehr einfache<sup>2)</sup>; um so glänzender aber war der Aufschwung der aus ihr entstandenen, nach dem hl. Blasius<sup>3)</sup> (Abb. 1)

benannten Benediktinerabtei im Laufe der Jahrhunderte unter der Schirmherrschaft der Bischöfe von Basel, später der Herzöge von Zähringen und Erzherzöge von Österreich, sowie ihr Anteil an den Verdiensten des Benediktinerordens um Kultur und Wissenschaft, ohne dessen Vermittlung der wohlthätige Einfluß des klassischen Altertums auf die spätere Zeit wohl kaum möglich gewesen wäre.

Unter den Äbten Beringer I. (946—974), Giselbert (1068—1086), Ruffen (1108—1125), Kaspar I.



I. Der Blasius-Brunnen in den Kuranlagen vor der Kirche.

(1541), Verfasser des *Liber originum*, Martin II., bekannter unter dem Namen Fürstbischof Gerbert (1764 bis 1793), Verfasser der *Historia Silvae Nigrae, de cantu et musica sacra*, mit Gelehrten wie Berthold von Konstanz (1068), Verfasser des Buches *Imago mundi*, den Brüdern Mangold, Gerhard, letzterer Verfasser einer Dialektik und Spruchsammlung, Arnold von Straßburg, Eichhorn, Uffermann, Neugart, Verfasser der „Geschichte der deutschen Bistümer“, Marquard Herrgott, Verfasser der Habsburgischen Genealogie,

Stanislaus Wülberz, Franz Kreuter, Geschichte der Vorderösterreichischen Staaten, stellte sich St. Blasien mit seinen wissenschaftlichen Leistungen den bewunderungswerten Arbeiten der französischen Benediktiner aus der Mauriner-Kongregation würdig zur Seite und gewann in Europa einen Ruf, dessen sich kaum ein anderes der damaligen Klöster Deutschlands erfreute.

Auch die äußere Machtstellung der Abtei war eine bedeutende. Schon beim Tode Arnolds II. (1276) zählte sie außer den zerstreuten Höfen und Grundstücken über 100 ganze Ortschaften, mehr als 30 Kirchen und Zellen, gegen 40 Vasallen und Dienstmänner. Am 10. Dezember 1746 wurde ihr Abt Franz II. von Kaiser Franz I. in den Reichsfürstenstand erhoben, und noch kurz vor ihrem Zusammenbruch zu Anfang des 19. Jahrhunderts umfaßte ihr Besitzstand außer der eigentlichen Stiftsdotation, d. i. dem ursprünglichen St. Blasianischen „Zwing und Bann“ die Reichsherrschaft Bonndorf mit der Herrschaft Blumeneck und den Ämtern Bonndorf, Bettmaringen, Ewatingen und Gutenberg; dann im vorderösterreichischen Gebiet die Herrschaften Staufeu und Krozingen, die Ämter Oberried, Schönau und Todtnau samt den Propsteien Berau und Bürgeln; endlich die in der Schweiz gelegenen Propsteien Wislikofen und Klingnau, sowie das Kloster Sion. Die Abtei hatte Kameralämter in Waldshut, Freiburg, Kaiserstuhl; in Zürich, Basel und Schaffhausen.

Dem Reichtum und der Bedeutung der Abtei entsprach auch in gewisser Beziehung die Baugeschichte derselben, nur hat freilich ein eigener, schlimmer Unstern über ihr und über dem Schicksal der sich im Laufe der Jahrhunderte einander folgenden Bauten geschwebt, so zwar, daß von den baulichen Schöpfungen dieser mächtigsten und begütertesten klösterlichen Niederlassung der ganzen Gegend nichts auf die Gegenwart gekommen ist, was den Zeiten ihrer mittelalterlichen Blüte angehörte, denn die jetzt noch vorhandenen Bauten, Klostergebäude wie die Kirche, sind Werke des 18. Jahrhunderts.

## I. Die älteren Kirchenbauten und Kapellen.

Den ältesten Stand der Klostergebäude vom Jahre 1096 unter Abt Rusten gibt ein aus der Probstei Bürgeln stammender Plan mit rechts angebrachter Inschrift wieder. Da derselbe auch das später verschwundene Bruderhaus, d. i. die Behausung der Brüder, enthält, somit gerade deshalb wichtig ist, weil er über die eigentlichen

Klostergebäude den ersten Aufschluß gibt, die auf ihm verzeichneten kirchlichen Gebäude aber auch auf den späteren Plänen wiederkehren, so werde ich ihn erst im zweiten Teile meiner Arbeit bringen, der den Profanbauten des Klosters gewidmet ist.

Der zweitälteste Plan, den wir besitzen, ist der von mir 1883 erstmals veröffentlichte vom Jahre 1562 (Abb. 2, Beilage 4).

Die Lage der einzelnen Gebäude zu einander wird durch den Plan sehr gut veranschaulicht. Wenngleich er in bezug auf Schönheit der Zeichnung viel zu wünschen übrig läßt, so ist er doch schon aus dem Grunde wertvoll, weil er trotz der Fülle des aus jener Zeit vorhandenen, geschriebenen Materials der einzige Anhaltspunkt ist, von dem aus wir uns überhaupt ein anschauliches Bild von dem Umfang jener klösterlichen Bauten und ihrer Lage zu einander machen können. Aber auch

der ganze Charakter derselben läßt sich aus der mit großem Verständnis und steter Andeutung architektonisch und sonst wichtiger Einzelheiten ausgeführten Zeichnung unschwer erkennen. Ein Vergleich derselben mit dem gleichfalls beigegebenen Plane (Abb. 11) des Zustandes der Gebäude nach dem größten Brande, der das Kloster überhaupt traf, im Jahre 1768 aus den Oeuvres d'Architecture de Michel d'Inard, Strassbourg 1791, wo auf Kosten der treuen

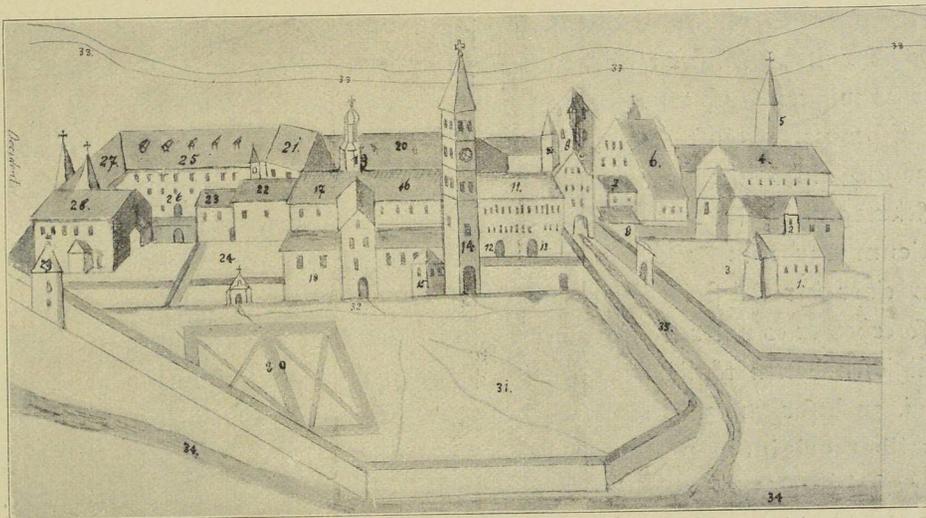
Wiedergabe der Wirklichkeit die Schönheit der Zeichnung allzu sehr berücksichtigt wurde, gibt hierfür den besten Beweis. Der Plan ist von mir einem im Kloster St. Paul aufbewahrten Manuskripte des Pater Ignatz Gump

entnommen. Dasselbe Manuskript enthält auch den von mir nebenan erstmals wieder

gegebenen

Plan vom Jahre 1624 mit der Überschrift: „Prospect des Gottshaus St. Blasien No. 1624, wie solches in seynen gebeyen unter Abbt Martino gestanden und zu sehen in St. Michells Capell. Abgerissen Anno 1756 procurante Prr. Ignatio Probsten d. 6. 7bris.“

a) Das alte Münster (Beilage u. Abb. 2). Nach dem lib. constr. sowie dem liber originum war das alte Münster der älteste Steinbau im ganzen südlichen Schwarzwald. Außerdem findet sich daselbst die Angabe, die Brüder hätten anstelle einer „gemein Kirch oder Kapell“ aus den



Prospekt des Gottshaus St. Blasien Ao. 1624, wie solches in seynen gebeyen unter Abbt Martino gestanden und zu sehen in St. Michells Capell.

1. St. Nicla-Capell. — 2. Das Thürmle. — 3. Der alte Kirchhof. — 4. Das Alte Münster. — 5. Der gloggen Thurm. — 6. Das Kuchelamt und der Hof. — 7. Das Holzgerne Gänge von der Abtey in das Kuchelamt. — 8. Die Metz. — 9. Die Vorder Abtey, erbawen von Abbt Martin 1605. — 10. Die Stiegen oder Schneggen. — 11. Die Kinder Abtey. — 12. Olim die Conventporten. — 13. Der Durchgang aus dem paradies in das Weinhöfle. — 14. Der Kirchenturm: war nur einer, Abbt Augustin erbawet den Andern. — 15. St. Vincenz-Capell. — 16. Das Neue Münster, Langhaus. — 17. Chor. — 18. Die Absseiten gegen Mitternacht. — 19. Der gloggen Thurm, wo heutz die Capell. — 20. Die Bibliotheca. — 21. Abbt Caspary Gebew Dormitorium. — 22. V. L. Frauen Capell mit einem Thürmle. — 23. Olim infirmaria. — 24. Gottes Acker. — 25. Abbt Martin's Gebew, Convent Dormitorium. — 26. Einfahrt in den Convent-Hof. — 27. Abbt Martin's Gebew mit den neuen infirmaria und 2 Thürmle. — 28. Die Convent-Metz und des stochenmeisters olim sein Wohnung. — 29. Das alte Rondell. — 30. Convent-Kuchelgarten. — 31. Mistplatz mit Baumsf. — 32. Kögel-Platz. — 33. Ringmauer. — 34. Der Abt'stuf. — 35. Die Steina.

2. Nach dem Abriß von Gump aus dem Jahre 1756.

Mitteln Reginberts eben dieses alte Münster neu aufgebaut. Nach der Chronik Ottos von St. Blasien wurde es im Jahre 1036 eingeweiht, „*dedicatum est Monasterium S. Blasiy, quod vetus nominatur in honorem S. S. Trinitatis, B: V: S. Blasiy et Vincentiy*“, S. 3. Das alte Münster erscheint nach dem Plan von 1562 als eine vermutlich dreischiffige romanische Basilika mit halbkreisförmigen Chorapsiden ohne Turm; über dem Langhaus steigt nur ein Dachreiter empor (Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden, u. s. f., Bd. III, S. 74). Abt Uto hatte bestimmt, daß im alten Münster täglich eine Messe gelesen werden mußte. Auch wurden darin die Sakramente gespendet, getauft, die eheliche Einsegnung vollzogen, um 5 Uhr die Frühmesse, an Sonn- und Feiertagen die Predigt gehalten; das *sacrum viaticum* wurde im Tabernakel aufbewahrt. Sofern einer der Priester es für eine Filiale brauchte, so erhob er es unter Läuten einer Glocke. Zwei Religiosen hatten täglich die *horas* zu complieren, d. i. zu besorgen (zu beten).

Nach der im *liber originum* (S. 437, Verfasser Kaspar I.) enthaltenen Vorschrift hatte der Prior mit dem Subprior diese Obliegenheit von dem damals noch beim alten Münster westlich der Steina stehenden Konvent aus zu versehen, und zwar im Sommer Schlag 3 Uhr, im Winter 4 Uhr zur Mette zu läuten und im Sommer um 4 Uhr und im Winter um 5 Uhr abwechselungsweise die Messe zu lesen. Nach Abbruch des alten Münsters wurde das Metteläuten in der St. Nikolauskapelle fortgesetzt.

1525 und 1526 in den Bauernkriegen erlitt es großen Schaden (vergl. S. 7).

1542 ließ Kaspar I. das Dach, den Turm und den Glockenstuhl neu fertigen.

Das Münster hatte drei Altäre, den Hochaltar, rechts davon den dem hl. Blasius, links dem hl. Stephan geweihten Altar.

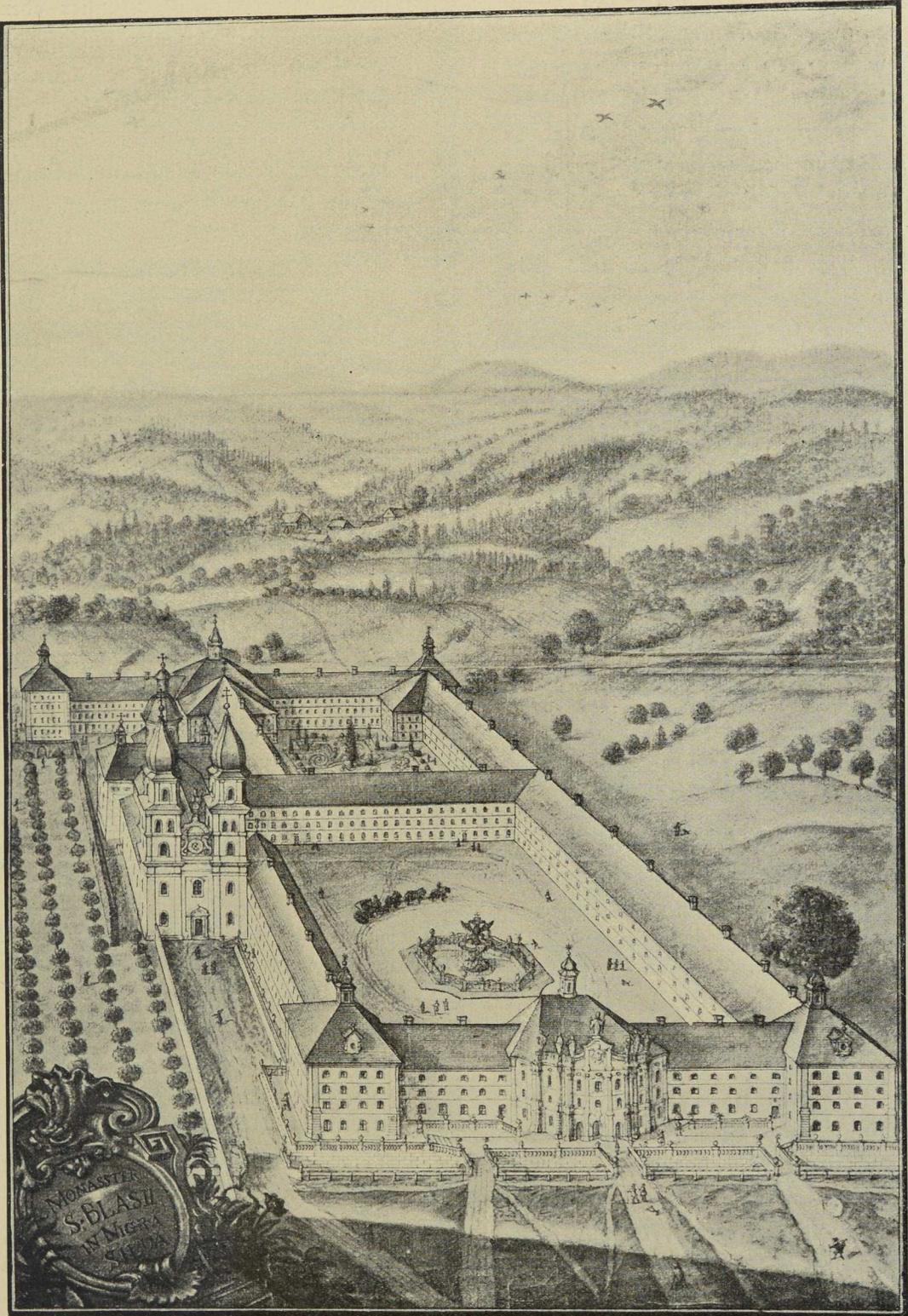
1620. Eine durchgreifende Veränderung und Verschönerung erfuhr das alte Münster unter Martin I. Derselbe ließ die vorhandenen kleinen Fenster durch neue große ersetzen, „wodurch es seinen dunkeln Charakter verlor, neu täfeln und schmuck bemalen, und versah es auf beiden Seiten mit neuen, großen Toren, alles als Ersatz für

die abgebrochene und als Pfarrkirche eingegangene Stephanskirche“ (Gumpp 8).

„Mithin ist das alte Münster in dieser Form und Figur, wie es von Abt Martin repariert worden, welcher sein Wappen vor dem Gewölb des hohen Altars hatt aufhenken lassen, de anno 1621 (Abb. 2 und 3), gestanden und in seiner weesentlichen Figur geblieben, biß auf die Zeithen *Abbatis Augustini*, welcher das alte Münster anno 1699 widerumb an den Fenstern und Bögen, Säulen hatt ausmahlen lassen bis anno 1705. Da hat Abt Augustinus den „Mittleren Altar (d. i. des alten Münsters) welcher von Holz geschnützelt und *S. Trinitatem cum B. V.* repräsentirte (und der zuvor der Hochaltar in dem Neuen Münster war, ehe und bevor Abt Otto den jetzigen [jedenfalls schöneren. Der Verf.] hat aufrichten lassen, und welcher heutigen Tags zu Suetzen in der Pfarrkirche steht) abnehmen und einen von Gips aufrichten lassen.“ (Weiß, ehemaliger Oberamtmann in St. Blasien, Sammelwerk über St. Blasien, geschrieben in den Jahren 1860—70, 6 Bde. Fol., Bd. II, S. 53.)

1736 vom 7.—12. Mai wurde unter Franz II. wegen der durch den Neubau des Hofgebäudes nötig gewordenen Verlegung des Steinabachs durch das Gelände, auf dem das alte Münster stand, letzteres abgebrochen. Nachdem eine Prozession und Amt abgehalten worden war, wurden das Tabernakel, der Taufstein und die übrigen Paramente in das Neue Münster (Konventskirche) verbracht, das Grab des inmitten des Alten Münsters gelegenen ersten Abtes Beringer sowie die Gräber der Äbte Werner, gest. 1178, Hermann, gest. 1222, Uto, gest. 1108, unter den drei Altären geöffnet, die Gebeine und sonstigen Überreste in einen bleiernen Sarg gelegt und am 25. August vor den Treppen des Chores im neuen Münster unter dem alten, großen Grabstein beigesetzt. Ebendasselbst fanden die Gebeine Johanns I., Johanns III. und Ottos ihre Ruhestätte.

b) Die Stephanskirche. Dieselbe wurde an der Stelle der älteren Holzkapelle (*antiqua structura lignea habitationis anachoritarum*), wie Weiß annimmt, an der südlichen Hälfte des heutigen „Platzes“ vor der Wohnung des Großh. Bezirkstierarztes, 1086 von Abt Giselbrecht (Pater



3. Plan aus dem Jahre 1746 von Nikolaus Millich, Original in St. Paul in Kärnten.  
Nach einer Aufnahme von Hesphtograph C. Ruf.

Ignatz Gump, S. 5) für die ringsum wohnenden Landleute (*pro circumjacentibus rusticis*) als Pfarrangehörige gebaut und durch den Weihbischof B. von Ostia, später Papst Urban II., dem hl. Stephan geweiht. In den Bauernkriegen 1525 und 1526 erlitt sie nach Mone (Q.S. 2, 56–80) bedeutenden Schaden, während sie nach Gerbert (H. S. N. I, 231) im Bauernkrieg 1525 verschont geblieben sein soll.

1620 wurde sie, wahrscheinlich wegen Bau-  
fälligkeit, von Martin I. abgebrochen und „das *patrocinium S. Stephani* Sambt der Pfarrkirchen in das alte Münster transferiert“. Diesem



4. Kunz Tschle, Anführer des hauensteinischen Bauernaufstandes 1525. (Original in der alten Sakristei.)

fiel von da ab die Besorgung der Pfarrgeschäfte zu (Gump, S. 5 und 7).

c) Das neue Münster (Abb. 3). (*Liber constructionis*, 2. Kap., S. 333.): „Ein neues Münster ist im Jahre 1092 in honorem S. Mariä v., nec non et S. Blasii, S. Vincentii von Abren Utrone unter dem Steina angefangen, anno 1108 (der Eintrag 1186 im Plan vom Jahre 1562 beruht sicherlich auf einem Druckfehler) glücklich vollendet und durch Gebhardum, den dritten Konstanzener Bischoffen und Bezilo von Zavelberg konsekriert worden. Es wurde durch den Bauernkrieg anno 1525 profaniert und daß ander Jahr darauf gar verbrannt, aber wieder neu aufgebaut“

(siehe Gump, S. 3 und 11 sowie auch Gerbert, H. N. S. I, 501). Nach den vorhandenen Abbildungen lag das neue Münster oder auch „die Konventskirche“ genant, beiläufig auf der Stelle der heutigen Kirche, nur von Ost nach West, statt wie heute von Nord nach Süd.

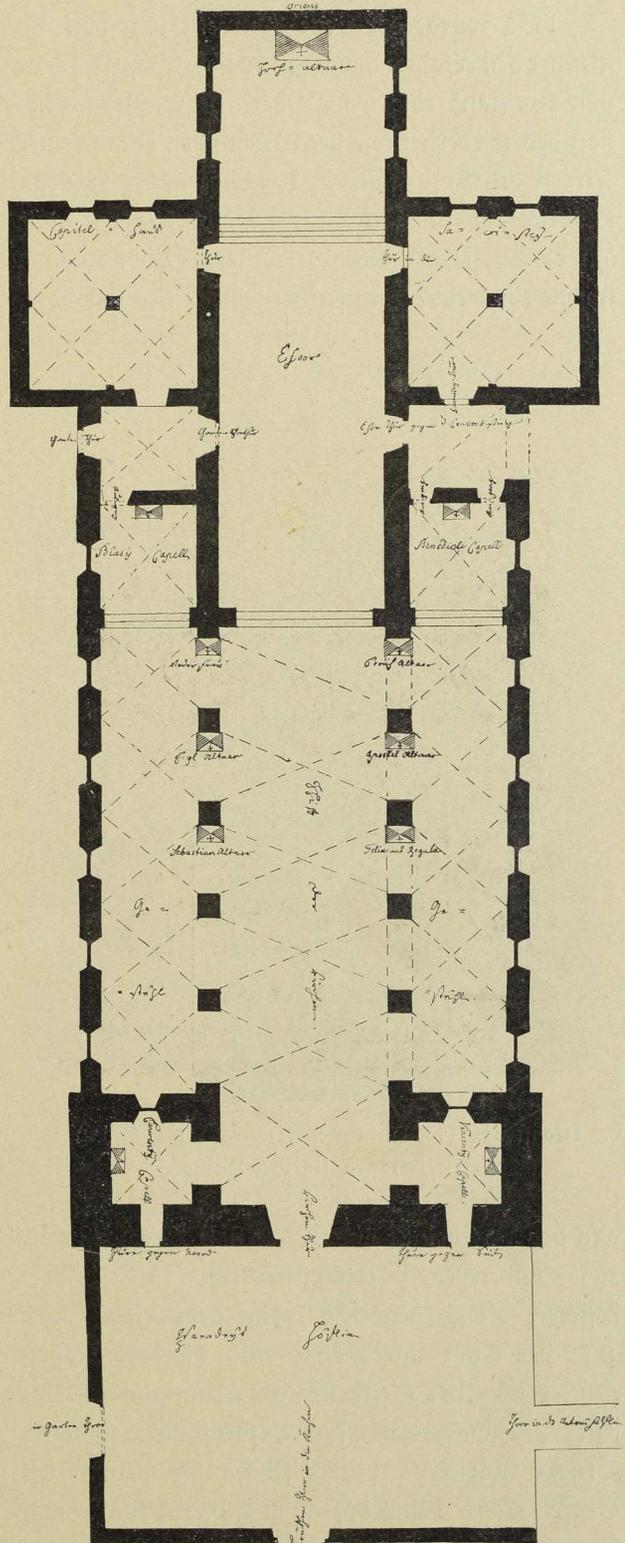
Unter den 29 von der Ringmauer (1560 bis 1565 erbaut) umschlossenen Gebäuden war das „Neue Münster — new Münster“ offenbar das stattlichste.

Dasselbe findet denn auch durch Fr. K. Kraus (Kraus, Durm und Wagner, Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden, Bd. III, Kreis Waldshut, Freiburg i. B. 1892, J. C. B. Mohr [Paul Siebeck], S. 79) eine eingehende Würdigung: „Der Zugang zu ihm ging über die Steina hinüber durch einen Vorhof; ein viereckiger, mit Satteldach versehener, an den Ecken mit Buckelwerk armitter Thurm stand vor, bezw. neben dem Eingang. Das neue Münster war eine imposante dreischiffige Basilika mit Querhaus, in Kreuzform gebaut. Das Mittelschiff ragte anscheinend hoch über die Absiden hinaus und war durch Oberlichter erleuchtet. Das eine sichtbare Seitenschiff zeigt kleine Rundbogenfenster, zwischen welche hinein ein großes, dreitheiliges gotisches Fenster gebrochen war. Die drei Schiffe waren nach Osten zu geradlinig abgeschlossen. Das mit dem Langhaus gleichhohe Querschiff war an den Ecken mit Buckelquadern versehen und hatte, wenigstens an der abgebildeten Seite, oben in seinem Giebel zwei, darunter ein großes Rundbogenfenster, deren Leibung mit Quadern eingefast war. Ein ähnliches großes Fenster durchbrach die östliche Chorwand. Ein offenbar schon im Stil der Spätrenaissance überarbeiteter, kleiner Dachreiter saß auf der Vierung. Südlich an der Basilika war der Kreuzgang angelegt, deren West- und Ostflügel dem Abt und Konvent als Wohnung dienten. Nahe dem Chorabschluß lag die kleine Kapelle Unserer lieben Frau (auf dem Plan vom Jahre 1562 Unser Frauen Capel [S. 10]), anscheinend ein romanischer Bau mit quadratischem Chor. Westlich von dem Chor erstreckte sich der Kirchhof (für die Klosterherrschaft, im Gegensatz zu dem an das Alte Münster und die St. Nikolauskapelle sich anlehnenden „der gemein Kirchhof“).

Bei der Zerstörung der Klostergebäulichkeiten in den Bauernkriegen 1525 und 1526 haben auch die Stephanskirche, das alte und das neue Münster bedeutenden Schaden erlitten (Mone, *U.S.* 2, 56—80).

So fielen am 1. Mai die vereinigten Haufen aus den Einungen, aus dem Stühlingischen und der Grafschaft Fürstenberg, 600 Mann stark, mit flatternder Fahne in das Kloster, verjagten die Bewohner (Abt Johann rettete sich mit Not nach Basel), aßen, tranken, nahmen was jedem gefiel und zerschlugen das übrige, öffneten die Gräfte und beraubten die Leichname ihres Schmucks, gossen Kugeln aus den bleiernen Pfeifen der Orgel, zerstörten die Büchersammlung, die sie für das Archiv hielten, und trieben selbst mit dem Allerheiligsten ihren Uebermut. Sechs Tage lang dauerte die Zerstörung und Plünderung, so daß schließlich nur noch leere Mauern dastanden. Am 13. November 1525 wurde mit Hilfe österreichischer Militärmacht unter Christoph Fuchs von Fuchsberg, Eitelbeck von Reischach, Adam von Hornburg und Jakob von Heidegg die Ruhe wieder hergestellt und die Bauern zum Eid der Treue und Schadenersatz gezwungen. Der hauensteinische Anführer, Kunz Tzelle (Abb. 4) von Niedermühle, ein kriegserfahrener und sonst wohlgesinnter Mann (C. G. Fecht, *Der südwestliche Schwarzwald und das anstoßende Rheingebiet. Lörrach und Waldshut* 1851, S. 173), hatte die Ausschweifungen seiner Landsleute nicht gebilligt, huldigte aber auch nicht nach Unterdrückung des Aufstandes. Vergeblich redete Abt Johann noch für ihn bei dem Hauptmanne der Hinrichtungsmannschaft. Uehlin wurde zum abschreckenden Beispiel wie ein Strauchdieb an einer Eiche unweit Waldshut aufgeknüpft. Drei Tage nachher fand man seine Rechte an das Klostersort genagelt mit der Beschriftung „Diese Hand wird sich rächen“, und ein Jahr darauf, am 11. April 1526 wurde das ganze Klostergebäude mit heimlicherweise gelegtem Pulver in die Luft gesprengt. Unter demselben Abt Johann III. wurde das Münster wiederhergestellt. Näheres über diese Einfälle im Bauernkrieg sowie die sofort von Johann III. begonnenen und unter Abt Gallus (erwählt 1532) und Kaspar I. (1541—1571) fortgesetzten und

vollenderen Wiederherstellungsarbeiten im Kloster vergl. Fr. X. Kraus, *Die Kunstdenkmäler des*

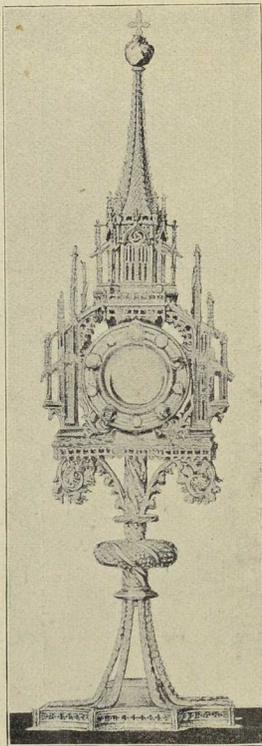


5. Grundriß des Neuen Münsters. Original in St. Paul.

Kreises Waldshut, Freiburg i. B. 1892, Paul Siebeck (S. 76, 77 und 78).

Während der Wiederherstellung des Konvents hatten die Konventualen im alten Bruderhaus beim alten Münster gewohnt.

1538 wurde der neue Konvent bezogen. Zu gleicher Zeit erfolgte durch den Weihbischof Melchior von Konstanz eine neue Weihe, bezw. Rekonziliation des wiederhergestellten Münsters sowie seiner Altäre, des Kreuzganges, Kirchhofes, der Frauen-, St. Nikolaus- und Peterskapelle (Abb. Beilage). Die innere Ausstattung des Münsters (Abb. 5, 6, 7) scheint eine reiche gewesen zu sein, wissen wir doch,



6. Monstranz (15. Jahrhundert) aus dem Schatz von St. Blasien (in St. Paul).

daß das „gestuel im Chor“, das sind die Chorstühle, 325 Gulden (nach unserem Geld 552,50 Mark) kosteten, die „handwerk“ samt dem Altar sowie auch der Chor „gethäfert“ und die drei großen Fenster im Chor Geschenke der „Königlichen Majestät“, wahrscheinlich des Erzherzogs Ferdinand, Bruder Karls V., des Bischofs von Konstanz, Grafen Hans von Lupfen, und des Bischofs von Basel, Philipps von Gundelheim, waren. Das Fenster der „Königlichen Majestät“ kostete 90 Gulden. Sehr bemerkenswert ist auch die Mitteilung Nicolais (Reisen, Bd. 12, S. 107), „daß schon im Neuen Münster Bildsäulen von Maler Wenz-

zinger waren“. (Vergl. auch Gump, S. 27, wo er sagt, daß die Statuen auf dem Westportal des Klostergebäudes gleichfalls von Wenzinger gefertigt waren. Diefelben gingen beim Brande 1768 zugrunde.)

In dem unter Abt Gallus (erwählt 1532) erbauten, unter Kaspar I. (erw. 1541) erneuerten, großen Turm neben dem Haupteingang hingen zwei große Glocken, in dem Dachreiter auf dem Chor fünf kleinere. Das große, gleichfalls unter Abt Gallus angefertigte Uhrwerk im großen, damals „Wendelstein“ genannten Turme kostete die für damalige Zeiten ganz bedeutende Summe von 130 Gulden. Altäre waren sechs vorhanden. Über dieselben sowie über die Altäre und innere Einteilung des Neuen Münsters gibt der Plan Abb. 5 Aufschluß (vergl. auch Mone, 3, 601 und die Nekrolog. Annalen, a. a. O., 3, 602). Auch besaß die Kirche eine Krypta des hl. Petrus.



7. Silbervergoldeter Kelch (16. Jahrhundert) aus dem Schatz von St. Blasien (in St. Paul).

Über die Zeit des Umbaus des Münsters und den mutmaßlichen Erbauer äußert sich Weiß (Bd. 4, S. 52) folgendermaßen: „Wahrscheinlich war es Abt Augustin, welcher 1695 das Aussehen seines Turmes änderte; wenigstens ist er es gewesen, welcher links (soll wohl rechts heißen. Der Verf.) an den Haupteingang zur Kirche einen zweiten Turm gestellt hat.“ Diese Annahme wird durch die auf dem Plan vom Jahre 1624 (Abb. 2) von P. J. Gump eingetragene Bemerkung: „Der Kirchturm war nur einer, Abt Augustin erbawet den anderen“, bezüglich der Ausstattung mit zwei Türmen bestätigt. Die bauliche Umänderung be-

gann nach einer von Weiß (Bd. 4, S. 52) wiedergegebenen Planskizze vom Jahre 1695 im ersten Jahre der Regierung Augustins (1695—1720).

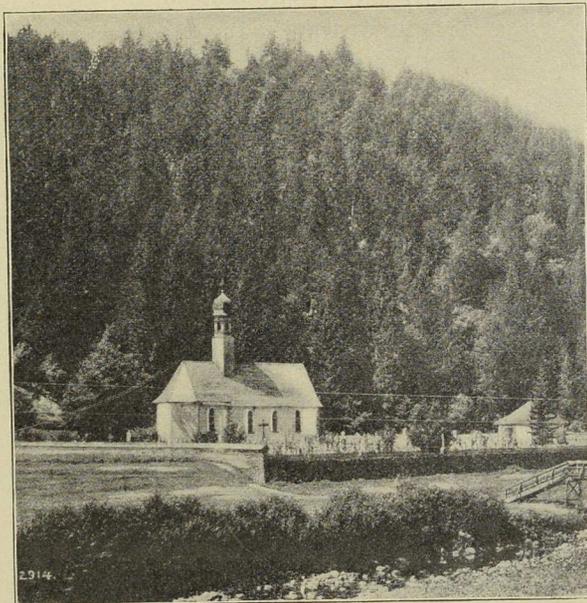
Nach einem anderen, von Weiß wiedergegebenen Plane (Bd. 2, S. 7d, 1874) waren im Jahre 1708 die zwei Türme mit den zwiebelförmigen Kuppeln bereits zur Ausführung gekommen, jedoch war der mit dem Standbild des hl. Blasius (Abb. 1) gekrönte Uhraufsatz noch nicht vorhanden, denn die Uhr war damals offenbar noch in dem nördlichen Eckturm untergebracht, ebenso wie dies auch noch im Jahre 1722, nach einem im Besitze des Herrn erzbischöflichen Justitiars und Offizialrats E. Kreuzer hier befindlichen Holzschnitt zu schließen, der Fall war. Das erstmal begegnete ich diesem Aufsatz mit Uhr und dem Standbild des hl. Blasius darüber auf der im Jahre 1740 unter Franz II. zu Ehren der Vollendung des Klosterbaus geschlagenen Denkmünze. Auf der schönen Handzeichnung (Abb. 3) von Nikolaus Willich (1746) ist das Bild am deutlichsten wiedergegeben<sup>4)</sup>. Aus allem geht hervor, daß Abt Franz II. bei seinem Regierungsantritt im Jahr 1727 das neue Münster im großen und ganzen mit Ausnahme des Uhraufsatzes, darüber der hl. Blasius, fertig antraf. Ich neige nun zu der weiteren Annahme, daß der kunstsinige Abt, nachdem er das Hauptportal des Klostergebäudes in grünem Sandstein hatte auführen und mit einer im Dreieck gebogenen, oben runden Giebelverzierung und den Statuen von sieben Heiligen hatte versehen lassen, sich schon zur Erzielung eines gleichmäßig schönen Gesamteindrucks von Kloster und Kirche (beide Barockstil) zu einer Verschönerung der ganzen Fassade mit Hinzufügung des Uhraufsatzes entschloß, auf welchem das Standbild des heiligen Blasius angebracht wurde.

Immerhin bleibt auffallend, daß über diese für die Baugeschichte St. Blasians nicht unwesentliche bauliche Veränderung der Türme des neuen Münsters sich keine näheren Angaben aus jener Zeit finden.

d) Kapellen. Nach den **liber constructionis** wurde 1096 außer dem Neuen Münster auch noch eine Krankenkirche, **ecclesia infirmorum**, und ein Krankenhaus, **claustrum sive domus**

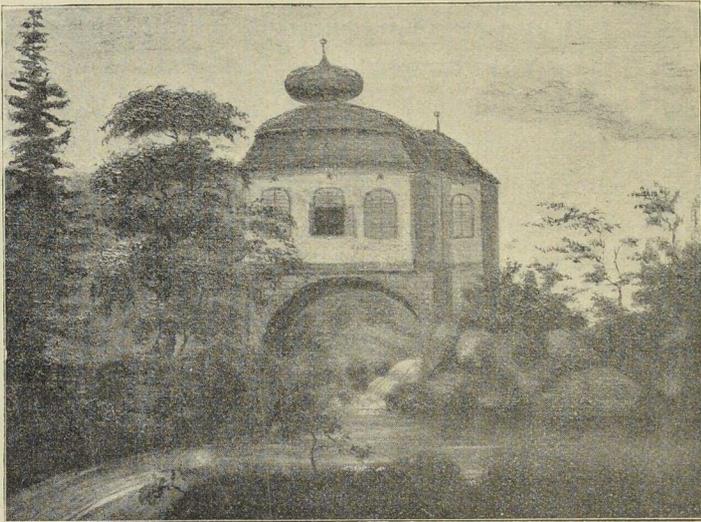
**infirmorum cum congruis habitaculis**, von Abt Rusten gebaut und von dem Konstanzer Bischof Ulrich eingeweiht. Gump (S. 28) bezeichnet diese Kirche als eine Kapelle: „Es hat auch Rustenus neben selbigen Haus (das war das Konvent- oder Siechenhaus — auf Plan vom Jahre 1624 **infirmaria** —) den Siechen eine Kapellen gebawen, den Siechen wohl gellegen und eine Konvent darbey geordnet“ usw.

Die St. Benediktskapelle. Sie wurde nach dem **liber constr.** 1086 von Giselbert erbaut und von Bischof Gebhard von Konstanz eingeweiht. Diese Angabe des **lib. constr.** wird von den **Ann. necrol.** bestätigt (Mone, W. S. 3,



8. Die Gottesacker-Kapelle.

599). Mone bemerkt dazu: „Die St. Benediktskapelle war im südlichsten Teil des Chors zunächst bei dem Anbau des Dormitoriums, sie hieß auch **claustralis apsis**. Hier war auch der Eingang in die Crypta.“ Mone hatte bei dieser seiner Bemerkung offenbar die im Neuen Münster liegende Kapelle gleichen Namens (vergl. Bild 5) im Sinne. Die freistehend gebaute Benediktskapelle lag neben der Metzger auf dem linken Ufer des Steinabachs. Bei dem Brande im Jahre 1322 wurde die Kapelle mitverbrannt, ebenso 1525 in den Bauernkriegen, aber immer wiederhergestellt. 1541 wurde sie von Abt Kaspar I. einer Restauration unterzogen.



9. Tuskulum nach einer Jugendarbeit von Hans Thoma, im Besitze der Erben des † Herrn Apotheker Romer in Freiburg i. B.

1728 wurde sie wegen Neubau des Klostergebäudes wahrscheinlich mit dem alten Münster (S. 4) unter Franz II. abgebrochen.

Die Nikolauskapelle ist, wie schon aus dem alten Plane von Bürgeln 1096 hervorgeht, eine der ältesten Bauten St. Blasens.

1525 im Bauernkrieg teilweise zerstört, fand unter Abt Johann 1538 ihre Rekonziliation durch den Weihbischof Melchior von Konstanz statt.

1548 ließ sie Kaspar I. ausbessern.

Die Kapelle stand noch bei dem großen Brande 1768, wurde durch das Feuer stark geschädigt und beim Neubau der Kuppelkirche unter Martin II. vollends abgetragen.

Nach Abbruch des alten Münsters war das Mettenläuten in ihr fortgesetzt worden.

Die Abtskapelle. Daß von jeher eine solche bestand, geht aus einer Konsekrationsurkunde des Fr. Telamonius hervor (Gerbert 2, Nr. 304), wo er sagt: „capella abbatis cum altari in honorem gratissimä Trinitatis et S. Johannis Bapt., S. Johannis evang. et S. Aegidii per präfatum Ulricum Const. episc. consecrata.“ Sie war von Abt Rusten gebaut und stand am Ende des östlichen (linken) Kreuzgangs an der Stelle, wo sich die alte, aus dem Kreuzgang gegen das Paradieshöflein herausführende Klostertüre, zu Gumpss Zeiten 1736 die Sakristei des neuen Münsters, befand, „vor dem Chörle des Ab-

batis“: und da ist vor altem die Capell des Abbatis gewesen, denn „das Chörle in der Kirchen, welches bishero die Abbates Vor Thro Cappell gebraucht, hat erst Abt Otto bei Renovierung des Neuen Münsters 1670 bauen lassen.“ (Gumpss, S. 52.) Im Bauernkriege wurde sie durch Brand zerstört, wiederhergestellt, unter Abt Gallus aber, „weil sie an einem ungelegenen Ort gestanden ist, transferiert“, d. i. aufgehoben und in die Frauenkapelle verlegt, woselbst der Abt zur Erinnerung an ihr früheres Bestehen einen Altar machen ließ, wie man ihn zu Gumpss Zeiten noch sah.

1605 finden wir im 3. Stock des Baus Martin I. und an dessen südlichem Ende wieder eine kleine Kapelle für die Abte, zur Benützung, wenn sie krank waren.

Die Frauenkapelle, nach dem Plan (Abb. 2) anscheinend ein romanischer Bau mit quadratischem Chor. Sie war von Abt Rusten erbaut in **honorem Bmā. Virginis**. Sie lag in der nördlichen Ecke vor der Treppe, welche zum Chor hinauf führte. Sie war schön, groß und hell, hatte zwei Altäre, schönes Gestühl und ruhte auf zehn steinernen Pfeilergewölben. Auf jeder Seite hatte sie fünf Fenster. Sie war mit schön geschnitzten Bildertafeln geziert. Eingeweiht war sie durch Ulrich, Bischof von Konstanz. In ihr wurde jeden dritten Tag morgens 6 Uhr die Messe gelesen.

1322 ging sie in Rauch auf, wurde aber unter den Äbten Ulrich und Peter wiederhergestellt.

1525 erlitt sie im Bauernkrieg abermals bedeutenden Schaden und wurde 1533 von Abt Gallus wiederhergestellt. Unter ihm erhielt sie einen neuen Turm mit zwei Glocken und zwei Altären, das Geräthe und drei Gemälde mit geschnitzten Rahmen.

1670 ließ sie Abt Otto bei den Ergänzungsarbeiten des Konvent-Nordgebäudes von Grund aus abtragen und vollständig neu bauen.

1672 wurde sie unter Abt Roman neu ausgegipst und 1681 am 15. September durch Georg Sigismund, Weihbischof von Konstanz, neu eingeweiht.

Die Kapelle blieb unter Franz II. beim Neubau des Klosters stehen und wurde 1768 mit dem neuen Münster ein Raub der Flammen.



Eine Krankenkapelle lag seit 1705 in der Mitte des zweiten Stockwerks des von Martin I. in diesem Jahre neugebauten Konvent-Ostgebäudes und hatte den Zweck, Kranken oder studierenden Brüdern, welche in der sogen. Synagog, einem großen, fünffenstrigen, hart bei der Kapelle liegenden Zimmer untergebracht waren, Gelegenheit zu geben, die hl. Messe anzuhören. Zu P. Gumpss

Zeiten waren in der Kapelle bald die **fratres studentes**, bald die **professores** selbst „logierter“; auch diente sie mitunter zur Aufbewahrung der Betten.

Die **Infirmaria** lagen nach dem Plan von 1624 neben der Frauenkapelle.

Die **Michaelskapelle** (Abb. 8). Abt Werner (1046 bis 1068) erweiterte und verschönerte den Klosterbau und ließ auch (vermutlich auf dem **Cömeterium**, dem „gemeinen Kirchhof“ auf der dem Boetzberg zugewandten Seite der Nikolauskapelle und des alten Münsters, d. i. nördlich von dem heutigen Nordwestflügel der Krafftischen Wohnung) eine **Michaelskapelle** herstellen, welche unter Abt Gisbert am 28. Dez. 1068 von Bischof Beringer von Basel eingeweiht wurde (**Lib. construct. 2, cap. II**).

1548 ließ Abt Kaspar I. „die Kapell abbrechen, auch das Bruderhaus beim alten Münster und das heußlin darhinter an dem alten Münster, zum thail uff den Kirchhoff und sant Michels Cappel, die daran stünd uff dem Thor des alten Münsters; welches heußlin und Cappel zur zeiten



der drey ersten Prälate abtei gsein war“. Der Altar der Kapelle wurde in die Stephanskirche übertragen.

1624 wurde, wie aus einem Eintrag bei Gump, S. 8, hervorgeht, die Kapelle als sehr schöner Bau neu aufgeführt. Derselbe lautet: „Caemeterio pro säcularibus extra muros monasterii in locum opportunum translato

**chaelis capellam A<sup>o</sup> adjunxit novam et perpulchram S. Mi-1625.**“ Diese Kapelle ist die jetzt noch stehende Gottesacker-Kapelle. (Näheres siehe „Spazierwege und Lagen etc.“ von Weiß, Freiburg i. Br. 1876, L. Schmidt, S. 50.)

Auch eine Petruskapelle findet noch Erwähnung, scheint aber sehr unbedeutend gewesen zu sein.



## 2. Die noch stehende Kuppelkirche.

### a) Beschreibung des Baues.

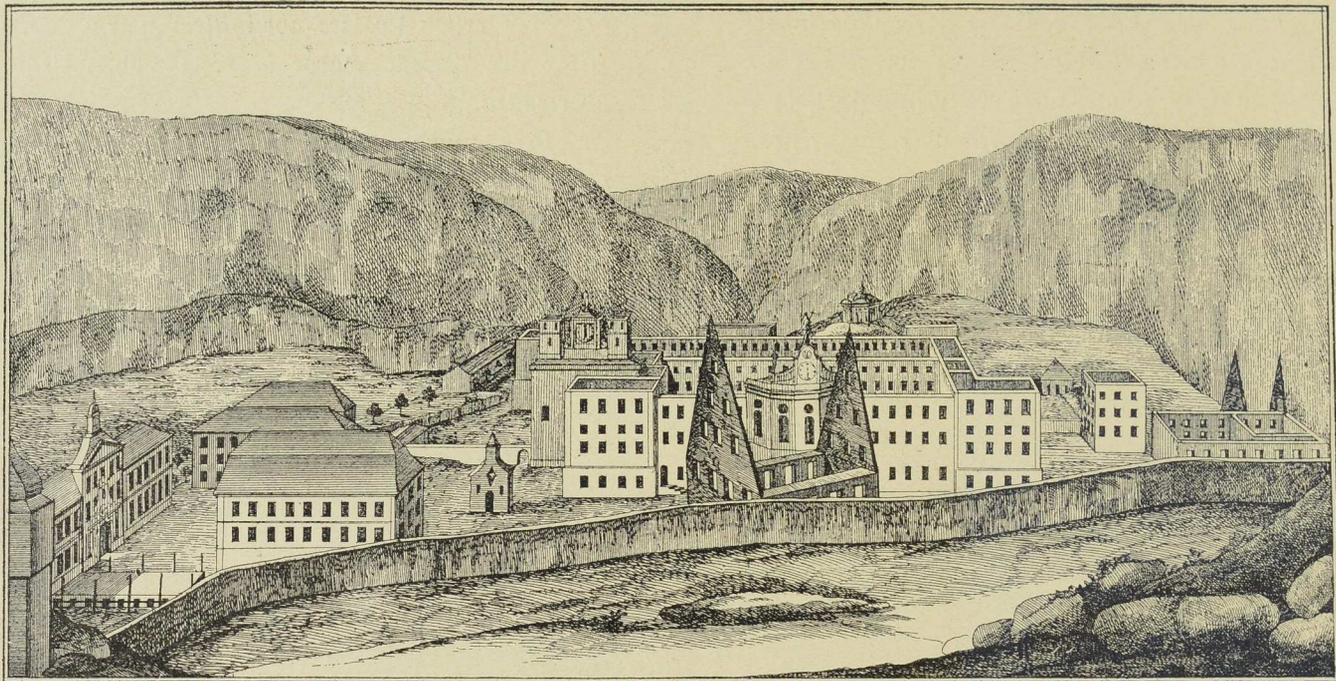
1768 am 23. Juli wurde das neue Münster samt den anstoßenden Klostergebäulichkeiten durch einen ge-

waltigen Brand zerstört (Abb. 11). Nach den Regesten des damaligen Abtes Martin II. (Abb. 13 und 16), bekannter unter dem Namen Fürstabt Gerbert<sup>5)</sup>, ist der Brand dadurch entstanden, daß das Küchenkamin inwendig brannte und ein Funke in den nahegelegenen Turm flog<sup>6)</sup>. In wenigen Augenblicken schlugen ellenhohe Flammen aus dem Gebäude empor. Bei dem heftigen Ostwind prasselte schon in weniger als einer halben Stunde das



10. Alb mit Wasserfall, über dem sich das Seite 10 abgebildete Tuskulum (Erholungsstätte der Mönche) erhob.





II. Nach einem d'Jrnard'schen Holzschnitt, den Zustand der Klostergebäude nach dem Brande von 1768 darstellend.

Feuer durch das ganze Haus und die Kirche. Die Schindeln des Kirchendachs halfen noch den Brand vermehren. Alles ging zugrunde; gerettet wurde nur das Münzkabinett, der Kirchenschatz und das Archiv. In Zeit von anderthalb Stunden waren das Hof- und Konventgebäude, die Kirche wie noch vier von den Nebenbehäufungen mit Schutt und Asche bedeckt.

Während die Brüder theils in den eigenen Orten des Stifts, theils in den Klöstern Reichenau, St. Gallen, Maria Einsiedeln, Rheinau, Fischingen, Zwiefalten ihr Unterkommen fanden, blieb Martin II. mit nur einigen wenigen andern unter den bescheidensten Verhältnissen in St. Blasien und begann sofort mit dem Wiederaufbau (Einweihungsfeier S. 4—8). Der Abt hatte auf seiner großen Reise in den Jahren 1761—63, welche er zur Auffuchung von Material für sein gelehrtes Werk „de cantu et musica sacra“ unternommen hatte, die berühmtesten Baudenkmäler Frankreichs und Italiens, namentlich Roms, kennen gelernt. Was hinderte ihn, für den Wiederaufbau der Abtei die bedeutendsten Vorbilder zu wählen, eine Summe von 700 000 Gulden flüssig zu machen und den berühmtesten Baumeister damaliger Zeit, Michel d'Jrnard, zu berufen, der gerade in Süddeutschland Kirchen, Schlösser und Paläste zur Genüge

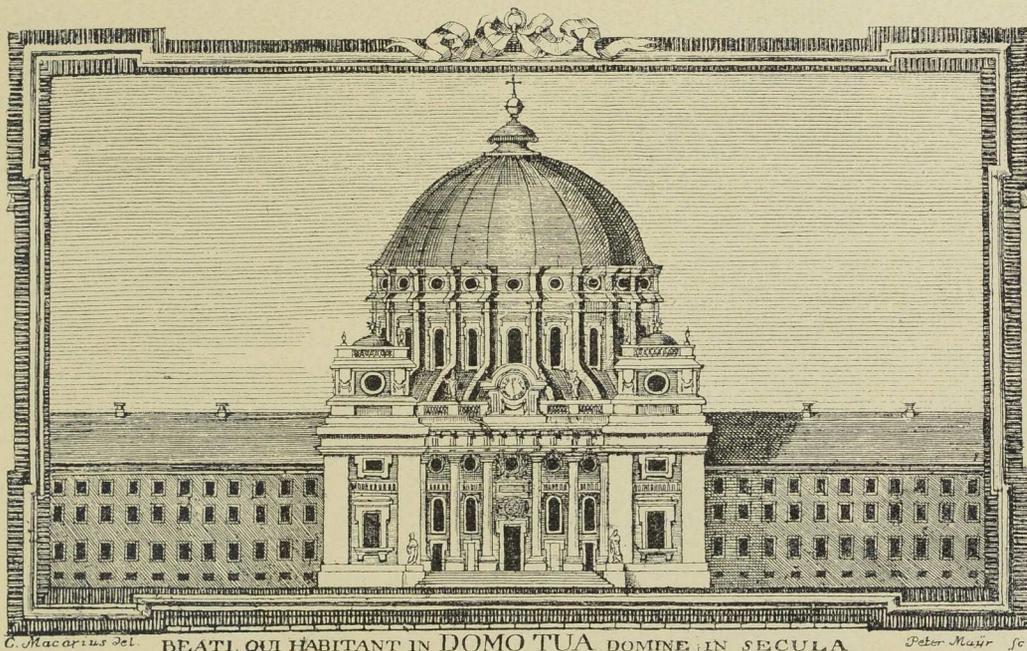
aufgeführt hatte und später noch aufführte, so den kurfürstlichen Palast zu Koblenz, die Pfarr- und Stiftskirche in Hechingen, das neue Tor zu Heidelberg, die Chorausstattung im Münster zu Konstanz, das Großh. Palais in Freiburg i. B.?

d'Jrnard, aus dem Languedoc gebürtig, bis zur Revolution in Straßburg ansässig, wird von Nicolai (Bd. 12, S. 5) als ein Baumeister geschildert, der zwar gute Ideen hatte, allein unsichere Bauanschlätze machte, den Bau nicht selbst verstand, die Kosten unnötig vergrößerte, kurzum mehr ein guter Zeichner als ein praktischer Baumeister war. Da er seiner Unbeständigkeit halber wie in Hechingen so auch in St. Blasien den Bau nicht vollendete, überhaupt mit dem Manne nicht auszukommen war, wandte man sich an den rühmlichst bekannten kurpfälzischen Hofbaudirektor Nikolaus de Pigage in Mannheim, einen geborenen Lothringer, der mehrere Lustgebäude, so das Gartenschloß in Schwetzingen, Schloß Benrath bei Düsseldorf gebaut hatte. „Die Aufsicht über den ganzen Bau wurde von Pater Oberrechner Franz Kreutter, einem guten Mathematiker und Historiker, von Anfang bis zu Ende dirigiert und zu diesem Zwecke verschiedene sinnreiche Maschinen und Vorrichtungen angebracht“<sup>7)</sup> (Nicolai, S. 90). Der Klosterwerk-

meister hieß Kritsch. Sandsteine bezog man aus Unteralpfen, Tuffsteine zu den Mauerecken aus dem Weigener Bruche, Holz von der Tierlache und Gfällhalde. Der Platz bei der „Eselbrücke“, an dem es geschlagen wurde, heißt heute noch „der Spähnplatz“ oder „Zimmerplatz“. Die Arbeit geschah der Hauptsache nach gegen Bezahlung, denn dafür spricht die Bemerkung Nicolais: „Durch diesen Bau hatte er (Fürstabt Gerbert) auch Gelegenheit, in den schrecklichen Hungerjahren 1771 und 1772 den Armen Beschäftigung zu verschaffen. Er sagte mir selbst, er hätte



stanzer Bischof Maximilian von Rodt, der am Tage vorher mit dem Generalvikar v. Bissing, fünf Domherren und Kavaliern in St. Blasien angekommen war. Acht Tage lang dauerten die Feierlichkeiten; an ihnen nahmen außerdem teil die Äbte von Rheinau, Ochsenhausen, St. Trudpert, St. Peter, St. Märgen, der Prior von Donauwörth und der Kapitular von Engelberg. Zu Ehren Martins II. und dieser Einweihung wurde eine Medaille (Abb. 15 und 16) geprägt, deren eine Seite ein Bild der Kirche<sup>8)</sup>, Abtei und des Konvents zeigt, überschrieben: „Optimo patri ob rem



C. Macarius del. BEATI, QUI HABITANT IN DOMO TUA DOMINE IN SECLA SECLORUM LAUDABUNT TE. pl. 83. Peter Müller sc.

12. Aus Gerbert, Historia silvae nigrae.

geglaubt, kein besseres Almosen geben zu können, als Arbeit genug“ (Bd. 12, S. 73). Beifahren geschahen zum Teil Fronweise durch die Gemeinden des Klostergebietes.

Im Winter 1770 lag das zerstörte Münster noch ganz im Schutt danieder. 1771 stiegen die Mauern des neuen Tempels aus ihren Fundamenten.

1781 im Juli war Kirche und Kuppel vollendet, nur das Innere noch nicht ganz, doch wurde bereits Gottesdienst darin gehalten, 1783 ist auch der Turm fertig (Chor und Rotunde, Nicolai, S. 54) (Abb. 20). Am 21. September desselben Jahres geschah die Einweihung durch den Kon-



restitutam capitu. S. Blasianum 1783.“ Die andere Seite enthält das Brustbild Martins mit der Umschrift: „Martinus II. S. R. I. Abb. Cong. S. Blasii in nigra silva. (Des heil. römischen Reichs Abt der Kongregation). Der am 13. Mai 1793 gestorbene Abt Martin II. liegt in der von ihm erbauten Kirche begraben.

Die Kirche macht einen mächtigen Eindruck. Die Kuppel mit dem vergoldeten Knaufe und seinem Kreuze überragt das ganze Bauwerk als weithin sichtbarer Abschluss; doch ist schade, daß im Orte St. Blasien selbst infolge der Enge des tannenbestandenen Tals kein wirklich geeigneter Standpunkt für einen richtigen Nabblick vor-

handen ist, wofür allerdings die Ansicht von den überall naheliegenden Berghängen reichlich entschädigt.

Die Fassade der Kirche bringt klar den Hauptbau zum Ausdruck, ebenso wie die mit ihm in Verbindung gebrachten Anbauten, das sind die beiden flankierenden Türme mit der Vorhalle und die zwei Arme des mit der Kirche in Verbindung stehenden Klostergebäudes. Auf den massigen

Umfassungsmauern erhebt sich der Hochbau, der nach den Grundsätzen der Hochrenaissance frei emporstrebende, von Fenstern zwischen den Pilastern durchbrochene Tambour, welcher mit einem kräftigen Hauptgesims abschließt. Dem Tambour gliedert sich auf kleineren Säulen eine Attika an. Über dem Tambour wölbt sich das hölzerne, mit Kupfer gedeckte Kuppeldach. Gleichfalls nach den Grundsätzen der Renaissance ist dieselbe nicht nach mittelalterlicher Weise polygon, sondern rund in Form einer gewaltigen Halbkugel, mit rundem Profil der Wölbung.

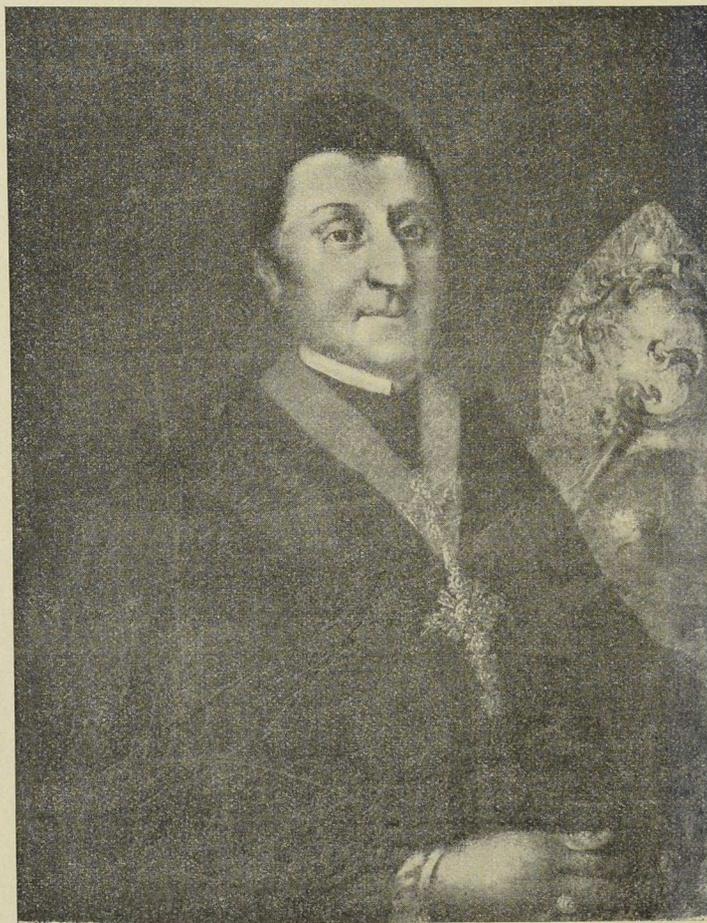
So zeigen Tambour, Attika und Kuppel schon die antikisierende Bauweise des Klassizismus, als dessen bedeutendstes Denkmal sich die Kirche darstellt. Zugleich kann sie aber auch als ehrendes Zeugnis des deutschen Spätbarocks im Süden betrachtet werden. Im Gegensatz zum Norden sind nämlich hier, besonders auch im Inneren der Kirche, von welchem noch später die Rede sein wird, die Fehler des Rokoko und seines Übergangs zum „Louis XVI.“ glücklich vermieden.

Die Silhouette der Kuppel hatte, wahrscheinlich infolge des Schwindens der schwerfälligen



Holzkonstruktion, mit der Zeit diese Halbkugelform eingebüßt und erschien dem geübten Auge als abgeplattete Kuppelkappe.

Die Kuppel schloß nach oben, anstelle der sonst üblichen großen Laterne ein starkprofilierter, knaufartiger Korb, über welchem sich die berühmte große vergoldete und darum von weitem sichtbare Kugel mit dem ebenfalls vergoldeten Kreuze erhob.

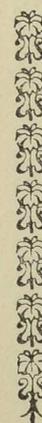


13. Abt Martin II.

Nach einem im Kirchhaus zu St. Blasien befindlichen Ölgemälde.

Die Kuppel der Kirche war ebenso wie das Dach des Chors mit Kupfer gedeckt. Sowohl die Kirche als auch die übrigen Gebäude waren mit Blitzableitern versehen. Im Jahre 1781, als Nicolai gerade in St. Blasien weilte, hatte man sogar auf die höchsten umliegenden Berge an mehreren Orten Blitzableiter gesetzt.

Der Kuppel Durchmesser erhebt sich an der Wurzel auf das gewaltige Maß von 35,65 m; nur die bekannten drei italienischen Kuppeln rühmen sich eines größeren Durchmessers: das Pantheon in Rom hat 43,2 m, die St. Peters-



Kirche 42 m und der Dom zu Florenz 40 m. Die St. Paulskirche in London mißt nur 32 m. Nicht größer ist auch der Durchmesser der Kuppel der Befreiungshalle zu Kelheim; dieser Bau mit seiner reizenden Silhouette beschränkt sich bei einem äußeren Durchmesser von 51 m (fast wie bei der St. Blasier Rotunde) auf eine Höhe von nur 58 m.

Die Außenseiten der Rotunde sind äußerst einfach behandelt und bestehen aus grauem Sandstein; die Außenseiten des Chors sind verputzt.

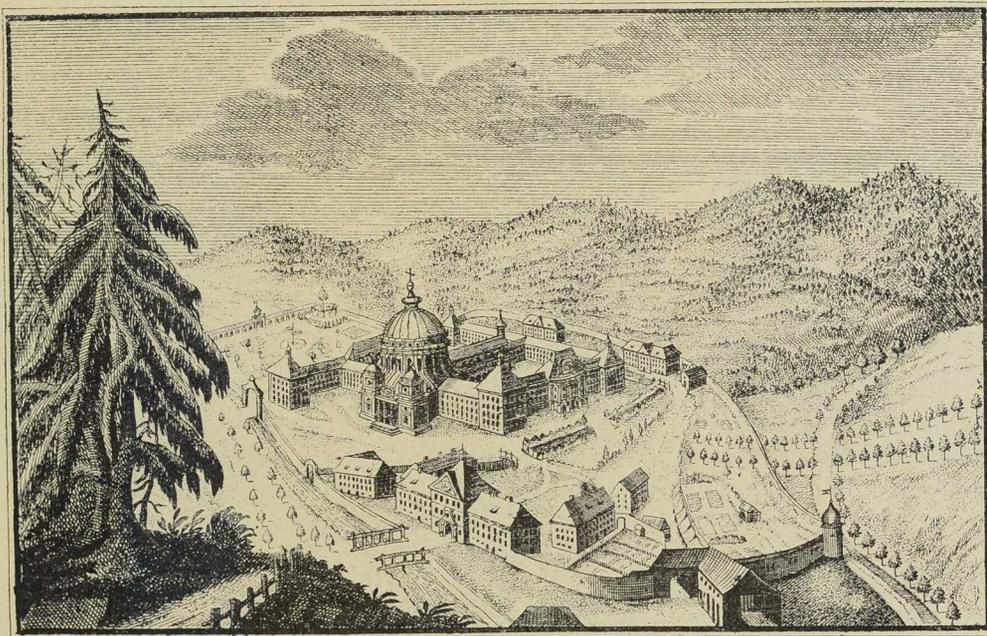
Von der neun Stufen zählenden Freitreppe steigt man zu einer offenen, von sechs dorischen Säulen getragenen Vorhalle empor.

Dieselbe fällt gut in die Augen und ist, die Stufen eingerechnet, bis zur Traufe ihres Daches 19 m hoch, 23 m breit und 6 m tief, erscheint somit etwas enge.

Von der obersten der neun Stufen des Untersatzes steigen sechs glatte, 15 m hohe dorische Säulen aus Sandstein auf viereckigen Würfeln in ungleichem, vor der Haupttür etwas breiterem Abstände von einander empor.



vorhanden. Es ist damit der Beweis erbracht, daß es nicht sofort nach Vollendung der Kirche, aus welcher Zeit der Nicolaische Holzschnitt stammt, sondern erst später seine Aufstellung über der Uhr fand. Heute steht es über dem Dache der Vorhalle, etwas rückwärts von der Traufe, ganz für sich allein. Das Holz des Kreuzes ist höchst wahrscheinlich dem Brande vom Jahre 1874 zum Opfer gefallen und ist durch ein Kreuz von Granit ersetzt worden; das Christusbild selbst aber nebst der in den Stein eingelassenen Kreuzfassung ist noch das alte.



F. Xav. Kaiser delin.

Petrus Mayer sculpst.

14. St. Blasien im Jahre 1783.

Aus: „Feierlichkeit des in dem fürstl. Stift St. Blasien auf dem Schwarzwald eingeweihten neuen Tempels. St. Gallen 1784“.

Über dem Gebälk der dorischen Säulenstellung befand sich vor dem Brande im Jahre 1874 eine 4 m hohe Balustrade, in deren Mitte ein Aufsatz mit einer Uhr und rechts und links von der Uhr je eine Engelsfigur angebracht war. Unter der Uhr lief ein Feston. Auf einem im Besitz der Erben des Herrn Privat Romer hier befindlichen Ölgemälde der Kirche zu Anfang des 19. Jahrhunderts erhebt sich über der Uhr ein Christus-Kreuz aus schwarzem Ebenholz mit vergoldeter Figur. Dieses Kreuz stammt noch aus dem neuen Münster und hing frei in der den Chor von dem Mittelschiff trennenden Bogenöffnung. Auf der von Nicolai (Bd. 12, Anhang) veröffentlichten Ansicht der Kirche (Abb. 17) ist es noch nicht



Die Vorhalle wird zu beiden Seiten von zwei für sich selbständigen, quadratischen Türmen, als Flügelbauten, abgeschlossen. Diese Türme enthielten ein Geläute von 12 harmonisch klingenden Glocken; zwei weitere waren auf dem südlichen Giebel des Chors. Sie waren hergestellt von Grüninger<sup>2)</sup>, Kunstmeister und Glockengießer in Villingen.

Von der Vorhalle aus betritt man durch eine große, zwischen dem mittleren Säulenpaar liegende viereckige Haupttür und vier kleine Nebentüren die Rotunde. An der äußeren Haupttür sind sehr schön aus Holz geschnitzte Brustbilder von Joseph und Maria angebracht. Oberhalb der Tür befindet sich eine in erhabener Arbeit aus

Stein gemeißelte Figur Christi, fast Aniestück, um welche geschrieben steht: „*Hic factus est in caput anguli. psalm. 117.*“ (Abb. 18.) Über den fünf Türen befinden sich fünf größere quadratische, und über diesen wieder fünf kleinere Rundfenster mit Blumengewinden.

Außer dieser äußeren Türe hatte der Haupteingang eine heute noch vorhandene innere Gittertüre aus Schmiedeseisen<sup>10)</sup> (Abb. 19). An jedem Flügel dieser Türe war eine runde Holztafel mit den lebensgroßen Kopfbildern der Apostel Petrus und Paulus verschränkt eingesetzt, so daß nach der Kirche und nach der Vorhalle je ein Petrus und Paulus sehen.

Auf der Höhe des Gitters ruht eine Stirne; sie hat innen und außen das Bild des heiligen



15. Denkmünze unter Fürstbist Martin II., geschlagen 1783.  
Nach Aufnahmen von Hofphotograph C. Ruf.



16. Rückseite der Denkmünze.  
(Original in der städtischen Münzsammlung zu Freiburg i. B.)

Geistes in Gestalt einer Taube, unter welcher in Goldschrift geschrieben steht, der Vorhalle zu:

**Gustate et videte**

**quoniam suavis est dominus, ps. 33. V. 8.**  
gegen das Innere der Kirche:

**Adorate dominum in aula ejus, ps. 28. V. 2.**

Der Verfertiger dieser schönen Türe ist nirgends genannt, wohl aber derjenige des wohlgeformten eisernen Gitters, welches den inneren von dem äußeren Chor schied. Es war J. B. Zugenest, Hofschlosser in Karlsruhe. Er war aus Bonndorf gebürtig, also ein Untertan von St. Blasien. Die Vermutung, daß er auch das Gitter der Haupttüre gefertigt hat, liegt ziemlich nahe.

Von der Vorhalle aus betritt man den Rundraum, die Rotunde (Abb. 19–22). Die bauliche Ausschmückung ihrer inneren Umfassungsmauer besteht in 16 kräftigen Pilastern, die in gleichmäßigen, breiten Abständen bis zu einer Höhe von 10,9 m aufsteigen und durch reiche korinthische

Kapitäle vermittelt das breite Abteilungsgeviß tragen.

Die obere Hälfte der Mauerfläche enthält 16 mäßig hohe, halbrunde, geschlossene Fenster, sowie darüber 16 kleinere von runder Öffnung, die dem großen und hohen Raum reichliches Licht zuführen. Unter den Fenstern sind in der Umfassungsmauer des Rundraums 12 Nischen.

Das mächtig ansteigende Kuppelgewölbe war in der Mitte durch eine Kuppeldecke abgeschlossen.

Die Fenster des Tambours schnitten in diese Kuppeldecke ein. Dieselbe war bis zum Brande im Jahre 1874 von einem großen Hängwerk<sup>11)</sup>, dem Dachstuhl, getragen; er bestand aus zwei ins Kreuz gelegten, 118 Fuß langen und 24 Zoll dicken

Riesenbalken, wie sie nur der Schwarzwald liefern kann. Diese Balken lagen über vier freistehenden kleineren Säulen der Rotunde und der Mauer der Kirche.

Den Raum zwischen der inneren Kuppeldecke und der äußeren Kuppel füllte die Dachkonstruktion<sup>12)</sup>, ein merkwürdiges System von fünf übereinander liegenden hölzernen Häng- und Sprengwerken, ausgeführt im Jahre 1777 von Josephus Müller, Zimmer- und Werkmeister in St. Blasien, der nie aus St. Blasien hinausgegangen war. Dasselbe ist um so bemerkenswerter, als damals mit Ausnahme des Kuppeldachs über der Abtei Val de Grace in Paris kein ähnliches Werk vorhanden war, an welchem sich hätten Studien machen lassen. Dieses hölzerne Hängwerk wurde beim Brande vom 7. Februar 1874 ein Raub der Flammen.

In einem Abstände von 3,8 m von den Pilastern der Umfassungsmauer, gleichfalls im Kreise, stehen

frei 16 Korinthische, früher mit Marmor verkleidete Säulen. Sie bilden gegen die Umfassung einen Rundgang und tragen das Gebälke der Kirche; außerdem treten hiezu die vier gekuppelten und ein Viertel in Mauerwerk gesetzten Säulen zu beiden Seiten der Stufen, die zum Chor führen. Zwischen denselben waren zwei Kanzeln, vor denselben zwei Altäre angebracht.

Man steigt rechts und links am Haupteingang auf einer Stufe in den Gang der Ausladung, in den zwischen der Säulenreihe und Hauptmauer ringsum laufenden Seitenchor, von welchem aus zunächst die Eingänge in die Nebentürme führen.

In den zwei folgenden Fensterischen östlich und westlich vom Haupteingang stand je ein Beichtstuhl mit aufgesetztem Bildnis des Königs David und der büßenden Maria Magdalena.

Dann folgt westlich und östlich der Gang in den anstoßenden Klosterflügel.

In den drei jenseits der Gänge befindlichen Nischen standen je drei Altäre<sup>13)</sup> von grauem Marmor, welche bis an die Anfänge der Fenster reichten. Über denselben waren zwar bloß mit einfachen Pinselstrichen flüchtig behandelte, aber künstlerisch schöne und zu ihrer Umgebung gut passende Gemälde in grauer Farbe angebracht. Sie stellten deutsche Sendboten des Glaubens dar, Evangelisten, Märtyrer, Päpste und Kirchenväter, die Steinigung des Stephanus, einen Engel, der ein Kind im Lesen unterrichtet, die vier Apostel mit ihren Wahrzeichen.

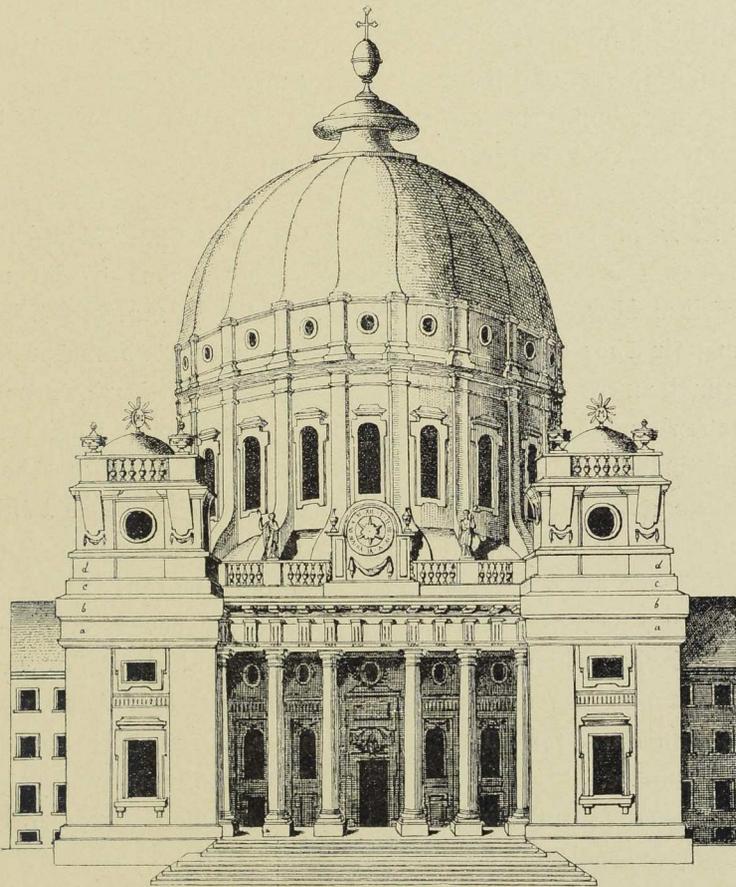


Eine beim Pfarramte aufbewahrte Holztafel, überschrieben: „*Sacrae reliquiae in altaribus novi Templi*“ verzeichnet diese acht Altäre, eingerechnet die beiden zwischen den gekuppelten Säulen, mit ihren Reliquien näher. „Dieselben empfahlen sich dem Auge des Kenners durch ihren guten Geschmack ebenso als durch ihren inneren Wert, da ihnen ganze Stücke von dem schönsten schwarzen Marmor beilagen“ (Einweihungsfeier).

Die inneren Wände der Kirche sind weiß angestrichen; während außerhalb, wenigstens am Rundbau, die Naturfarbe der grauen Sandsteine beibehalten wurde.

Am südlichen Ende der Rotunde, unmittelbar vor den sechs Stufen zum Chore, liegt der Deckstein des Grabgewölbes Martins II. mit der jetzt kaum mehr erkennbaren Inschrift:

Martinus II  
S. Blasii Abbas XLVI  
Fundator  
Templi  
Hic quiescit  
ob. III Idus Maii  
MDCCXCIII  
vixit a LXXII. M. IX  
R. I. P.



17. Aus Nicolai, „Reise durch Deutschland“, Band 12, Anhang.



Im Säulengange links am Choreingange, im Schutzengelchor, so genannt von dem oben erwähnten Engelsbilde, und zwar vor dem ersten Altare ist die Grabstätte des Abtes Moritz mit der kaum mehr leserlichen Inschrift:

Mauritius I  
S. Blasii  
Abbas XLVII  
Jurium monrii vindex  
Pauperum refugium

## Negotiorum et morborum victima

H. S. E.

ob. an. Ac. LXI. M. VI D. XVI

in D. Petri monrii

A. R. S. MDCCCL. XVI R. Dec.

R. I. P.

Die Dekorationsmalereien und Bildhauerarbeiten waren von den beiden Freiburger Künstlern Christian Wenzinger<sup>14)</sup> und Remigius Heher<sup>15)</sup>, die Stuck- und Marmorverzierungen von Antonius Gigel<sup>16)</sup> aus Wessobrunn (Oberbayern) gefertigt worden.

Die Kuppeldecke zierte ein edelschönes Freskogemälde (Abb. 23) von Wenzinger. Es stellte Christus mit dem Kreuze dar, umgeben von Heiligen und Engeln, wovon zwei sich eben anschickten, auf einem Teppiche von Gold- und Silberbrokat den hl. Benedikt in den Himmel abzuholen.

Gerade unterhalb desselben über der Bogenöffnung zum Presbyterium oder Chor bildete das von demselben Künstler gemalte mehr als lebensgroße Bildnis des sterbenden Benediktus die Ergänzung des Kuppelgemäldes (Abb. 24).

Es war an dieser Stelle angebracht, um dem Auge einen Übergang zum Chore zu verschaffen, da nämlich dort die runde Decke an den Chor stieß und kein Fenster angebracht werden konnte. Eine erhabene Arbeit in Stuck oder von weißem Marmor hätte vielleicht eine bessere Wirkung erzielt als das bunte und darum einen fast allzu starken Gegensatz bildende Gemälde.

Die beiden Bethöre je rechts und links zwischen der vierten und fünften Säule sind 3 m hoch. Das gegen den Konvent östlich stehende war ohne Zweifel für Novizen und Religiösen, das westliche, bis zum Brande 1874 mit Jaspis ausgewanderte, für den Abt.

Der Boden der Kirche war durchaus mit Marmor<sup>17)</sup> belegt. In zwei Halbkreisen vom Eingang der Rotunde an bis zum Chor waren niedere, sehr passende Bänke angebracht.

Von der Rotunde führten sechs Stufen von dunkeln Marmor zum Chor (Abb. 20, 21, 22). Ein sehr schönes, aber ganz prunkloses, schwarzes, eisernes Gitter von Schlossermeister Zugenest in Karlsruhe schloß ihn von der Rotunde ab. Der

Chor soll eine Nachahmung der Colonnade de la chapelle royale in Versailles sein (Bad. Neu- jahrsblätter 1893, das Bad. Oberland im Jahre 1785 von B. Erdmannsdörffer, S. 47). Seine Wände waren bis zur Decke mit Marmor belegt.

Er war von 24 jonischen, mit geflecktem Marmor verkleideten Säulen getragen. Dieselben ruhten auf einem hohen, ganz mit blaßrotem Marmor belegten und mit reicher Stuckornamentik prächtig ausgestatteten Sockel (Nicolai, S. 105).

Die Säulen trugen ein reichgegliedertes hohes Gebälke, über welchem sich unmittelbar die hoch abgerundete, mit friesartigen Rippen und Kassetten in Stuck dekorierte Holzdecke aufsetzte.

An den Seitenwänden des Säulengangs waren in Stuck Brustbilder der 12 Apostel, an der Bühne 16 kaum 20 cm breite Stucktäfelchen mit den Zeichen der einzelnen Abschnitte des Leidens Christi: Würfel, Speiß, Kreuz, Tränetuch, Hemd, Dornenkrone, Hand zc.

Den südlichen Teil des Seitengangs, also das Stück am südlichen Chorgiebel, nahm der von Nicolai (Bd. 12, S. 77) beschriebene Orgelchor ein, mit einem von der Orgel verdeckten Eingang in die Frauenkapelle. „Eine herrliche Orgel (Abb. 26) von 49 Registern und mit einem reichen Gehäuse (buffet d'orgue nennt es d'Arnard) verkündete dem Herrn und ihrem berühmten Urheber, Herrn Silbermann von Straßburg, das Lob“ (Einweihungsfeier, S. 7 und 8).

Oberhalb der Orgel hing das Zeigerblatt einer Uhr.

An der Bühne des Chores oberhalb des Hochaltars stand geschrieben: Jehova. Südlich davon prangte in Stuckarbeit das „Lamm Gottes“ auf einem Buche ruhend und weiter südlich der hl. Geist in Gestalt einer Taube.

Die übrige Länge der Bühne nahmen sieben Stuckbilder von je 1,50 m Durchmesser ein. Man unterschied einen äußeren und einen inneren Chor.

Der doppelte freistehende Hochaltar, welcher beiden Räumen zugleich zu dienen hatte, lag in der ersten Hälfte des Chors und trennte mit dem fast bis zur Höhe des Hochaltars reichenden, von Hoffschlosser Zugenest in Karlsruhe gefertigten

Gitter von gelbem Drahte den für den allgemeinen Gottesdienst bestimmten Teil von der für die Konventualen bestimmten zweiten oder südlichen Hälfte.

Er war von dunkelm, fast schwarzem Marmor (Weiß, S. 106).

Der Aufsatz auf demselben für das Tabernakel war 1 m hoch. Beiderseits, das ist innen und außen standen kleine Tafeln, und zwar auf dem Tische gegen die Kirche mit dem Bilde des hl. Benedikt und des hl. Blasius; gegen den inneren Chor mit den Bildnissen des hl. Benedikt und seiner Schwester. Im Altartische ruhten Gebeine Reginberts und Beringers in einem weißalabasternen Särgechen.

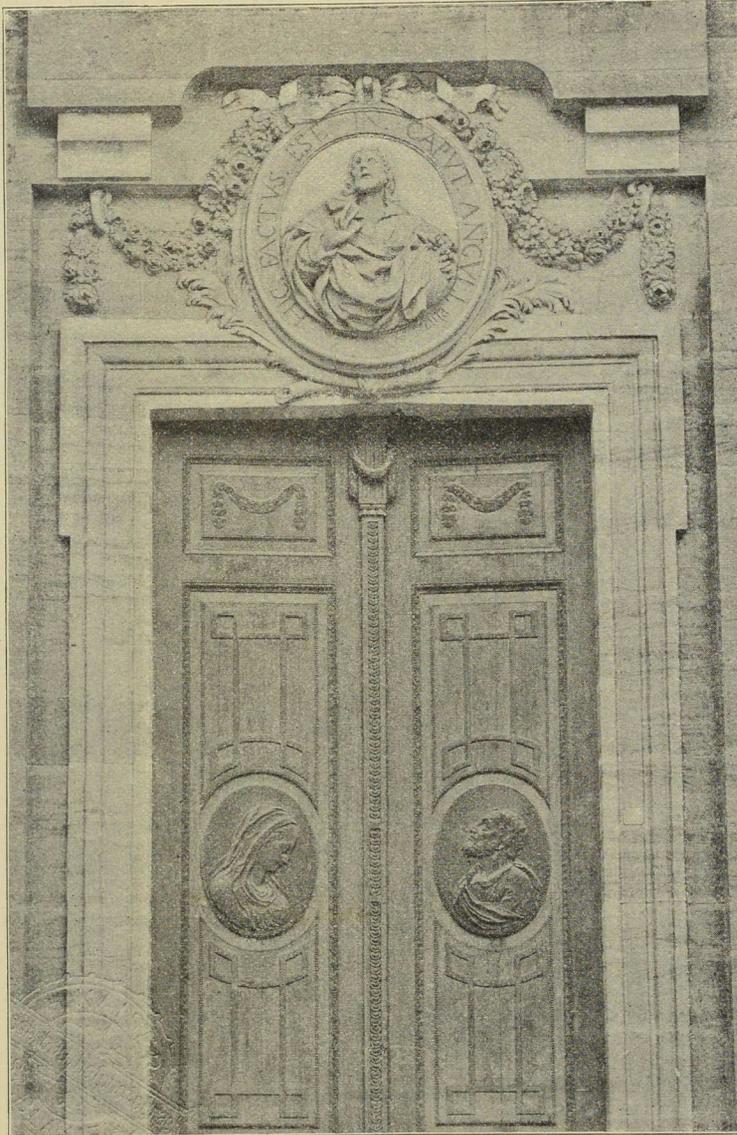
Links vom Altar, der Kirche zu gedacht, war noch eine Nische, in welcher das silberne Taufbecken stand. Außerdem diente die Nische dazu, um an hohen Festtagen die silberne Statue des hl. Blasius darin aufzubewahren.

Rechts vom Altar, östlich, auf der Evangelienseite ist die Nische für die Stühle des Celebranten und seiner Leviten bei feierlicher Messe.

Im inneren Chor, man heißt ihn auch Konvent, standen rechts und links die Bänke für die Konventualen und in der Giebelecke in Stockeshöhe einerseits ein Engel mit einem Saiteninstrumente, andererseits ein solcher mit

einem Buche, als Zeichen der Pflege von Kunst und Wissenschaft.

Von beiden Seiten geht ein Ausgang in die Sakristei und den südlichen Klosterflügel; mit goldener Überschrift östlich: **Cantabo domino in vita mea**, westlich: **Psallam deo meo quamdiu sum**, psl. 103.



18. Das heute noch vorhandene Kirchenportal.  
Nach einer Aufnahme von Hosphotograph S. Kaiser in St. Blasien.

Über dem südlichen Ende des Chors war die frühere Gruft<sup>13)</sup> (Krypta) (Abb. 20) habsburgischer Fürsten. Sie wird von einer doppelten Säulenreihe getragen und war ehemals von zwei Seiten zugänglich.

Die große Marmortafel mit Inschrift, welche in der nördlichen Wand der Vorhalle eingefügt war, befindet sich in der alten Sakristei.

Ihre Inschrift lautet:

D. M.  
A. C.  
AETERNAE MEMORIAE  
Sereniss. Ducum .  
Habsburg . Avstri-  
Acorum . Quorum .  
Exvviae . De .  
Templo .  
Basilien . Et . Campo . Regio . IVSSV .  
Et .

Avctoritate . Avgvstissimae . Impe .  
Mariae Theresiae .  
Opera . Vero . D. D. Martini II. Abb. S. Q. R. I. P.  
XVIII. K. Dec. Anno. MDCCLXX. Ad. D. Blasium. Translatatae.  
Heic. Qviescunt.  
Bertholdus III. Abb.  
S. Q. R. I. P. H. M. F. C.

Aus der Geschichte der Gruft wissen wir, daß Martin II. die angefangene Beschreibung der Gräber und Grabmale der Fürsten des österreichischen Hauses beendigte. Bei dieser Gelegenheit untersuchte er im Spätjahr 1769 auch die Gruften im Münster zu Basel und im ehemaligen Kloster Königsfeld in der Schweiz, wo verschiedene Abkömmlinge jenes Geschlechts begraben lagen. Um

den Glanz des eigenen Klosters zu erhöhen, erwirkte er von der Kaiserin Maria Theresia die Erlaubnis, die Gebeine jener Abkömmlinge nach St. Blasien überführen zu dürfen, woselbst in der prächtigen neuen Kirche ein schönes Grabgewölbe für sie hergerichtet wurde. Einstweilen wurden sie in der Nikolauskapelle untergebracht. Die Übertragung der Leichen in die neue Krypta geschah unter besonderen Feierlichkeiten. Im Jahre 1808 wurden sie auf Verlangen Österreichs ausgeliefert und sind jetzt im Kloster St. Paul in Kärnten beigesetzt. Später als Keller verwendet, wird jetzt die

Krypta nicht mehr benutzt; ihre Eingänge sind jetzt zugemauert.

Die Größenverhältnisse der Kirche berechnen sich wie folgt:

Die ganze Längsachse beträgt 73 m und zwar: Vorhalle 18 Fuß = 6 m, Rotunde 117 Fuß = 34 m, Chor 112 Fuß = 33 m.

Die Höhe der Kirche beträgt:

8 Stufen der Vorhalle . . . . .	1 m 20 cm
Vorhalle . . . . .	15 „ — „
Das Gebälke über der Säulenstellung	3 „ — „
Balustrade (fehlt jetzt) . . . . .	4 „ 70 „
Pilaster oder untere Säulenreihe .	10 „ 90 „
Die Attika oder obere Säulenreihe	3 „ 70 „
Kuppel . . . . .	19 „ 40 „
Der Aufsatz samt Knopf und Kreuz	14 „ 50 „
zuf.	72 m 40 cm

das sind 222 französische Fuß oder 241 badische Fuß, davon der Knopf allein 18 Fuß, bei einer Breite von 14 Fuß. Fassen wir das Ganze zusammen, so entspricht die Höhe der Kirche ihrer Länge.

Über die Kosten des Baues berichtet uns Nicolai (S. 54): „Man rechnete die damaligen Einkünfte des Stifts auf ungefähr 80 000 Gulden. Der ganze Bau soll, nebst allem, was dazu gehört, 70 000 Gulden gekostet haben, doch weiß ich beide Summen nicht zuverlässig, sondern nur vom Hörensagen. Die kleine Grafschaft Bonndorf hat allein 9000 Gulden freiwillig beigetragen.“



19. Inneres der Rotunde im heutigen Zustande.  
Nach einer Aufnahme von Hosphotograph S. Kaiser in St. Blasien.

#### b) Bauliche Beurteilung der Kuppelkirche.

Die Kirche ist im Stile der deutschen Spätrenaissance gebaut, im sogen. Barockstil. Über diesen Stil und den aus ihm hervorgegangenen „Klassizismus“ äußert sich Dr. Robert Dohme (Geschichte der deutschen Baukunst, Berlin 1887, Grote, S. 392) folgendermaßen: „So verschieden

auch die kulturellen Voraussetzungen sind, auf denen das Louis XVI. im Gegensatz zum Louis XV. erwächst, die künstlerische Erscheinung desselben, in seiner ersten Periode wenigstens, bildet in Deutschland doch noch ein Glied jener großen Epoche der Baukunst, welche mit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts beginnt. Noch sind neben den klassizistischen Zielen majestätische Erscheinung, Pracht, Freiräumigkeit einerseits, Kokette Grazie und ein gewisser theatralischer Sinn andererseits die Ideale der Architektur.

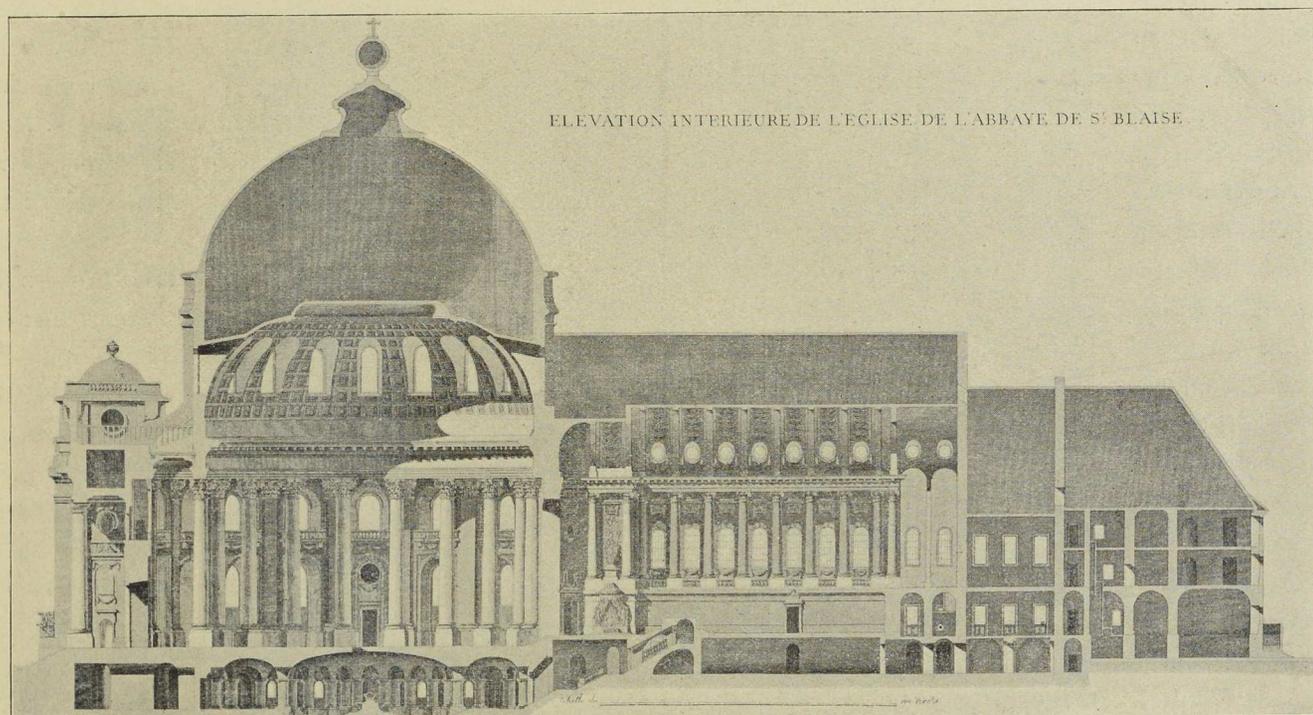
Man blicke auf das Hauptwerk dieser Zeit beisehalber d'Jrnards Abteikirche von St. Blas-

Kofoko. Daher finden sich hier verhältnismäßig wenig Denkmäler der antikisierenden Bauweise. Das bedeutendste ist die Abteikirche St. Blasien im Schwarzwald, 1768—80 von dem kurfürstlich trierischen Hofarchitekten Michel d'Jrnard, einem Franzosen, errichtet.“

Oberbaurat M. Becker in Karlsruhe sagt von ihr (Allgem. Bauzeitung, Wien 1880): „Die Kirche von St. Blasien gehörte ehemals zu den schönsten Tempeln Deutschlands.“

Von anderen kirchlichen Bauten aus jener späteren Zeit sind zu nennen:

Die französische Kirche in Berlin, sehr ähnlich



20. Durchschnitt der Kirche und der Gruft nach d'Jrnard.

sten, Gontards Türme auf dem Gendarmenmarkt zu Berlin und seine Kommuns am neuen Palais bei Potsdam.“

Wilhelm Lübke spricht sich (Kunst der Barockzeit und des Rokoko, neu bearbeitet von Prof. Dr. Max Semrau, Stuttgart 1905, S. 385) über die Kirche folgendermaßen aus: „Einen Übergang zum Klassizismus hat die lebensfreudige süddeutsche Architektur zumeist abgewiesen. Das Bedürfnis an Kirchenbauten war auch, nach einer so regen Bautätigkeit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vollauf gedeckt, und für die Zwecke des Profanbaus genügte noch lange das

in der Grundrißanlage und Vorhallenbildung, nur ist der Kuppelaufbau in zwei Stagen aufgeführt, während die Kirche in St. Blasien nur eine hat.

Die St. Michaelshofkirche in München, die Karlskirche in Wien, die Theatinerhofkirche in München, der grandiose Langhausbau in der Klosterkirche von Waldsassen bei Eger, die Kirche Maria Kulm in derselben Gegend, die Kirche zu Einsiedeln in der Schweiz, die Abtei zu Ottobeuren, die Stiftskirche zu Rempten, die Kirche zu Weingarten in Oberschwaben.

Der Charakter aller dieser späteren Renaissancebauten prägt sich in der großräumigen, mächtigen

Wirkung, in der Großartigkeit der Verhältnisse aus. Der Grundplan gestattete, da man es einmal mit der mittelalterlichen Überlieferung ziemlich leicht nahm, vielfache Freiheit. Der Baumeister konnte sich entweder an die Form eines Langhauses mit Querschiff — St. Peterskirche in Rom, oder des griechischen Kreuzes mit gleichlangen Schenkeln — die Geneviève in Paris, oder eines polygonen Baus anschließen — Dom von Florenz (Sechseck), Sakristei bei San Satiro (Achteck), San Maria della Pace (achteckiger Kuppelbau mit kurzem Schiff). Immer aber ist es die oft mit Laterne versehene Kuppel, die den die übrigen Teile beherrschenden Hauptraum überdeckt und so den Mittelpunkt der ganzen Anlage bildet.

Diese Freiheit der Erfindung sehen wir auch in dem Bauplan der St. Blasischen Kirche ausgedrückt. Grundriß und Aufriß sind großartig erdacht, originell aufgefaßt und beweisen, daß der Baumeister die Italiener des Cinque cento fleißig studiert und daß seine großen Vorgänger Claude Perrault, Mansard, Soufflot, der Erbauer der Geneviève, des Pantheons in Paris nicht ohne

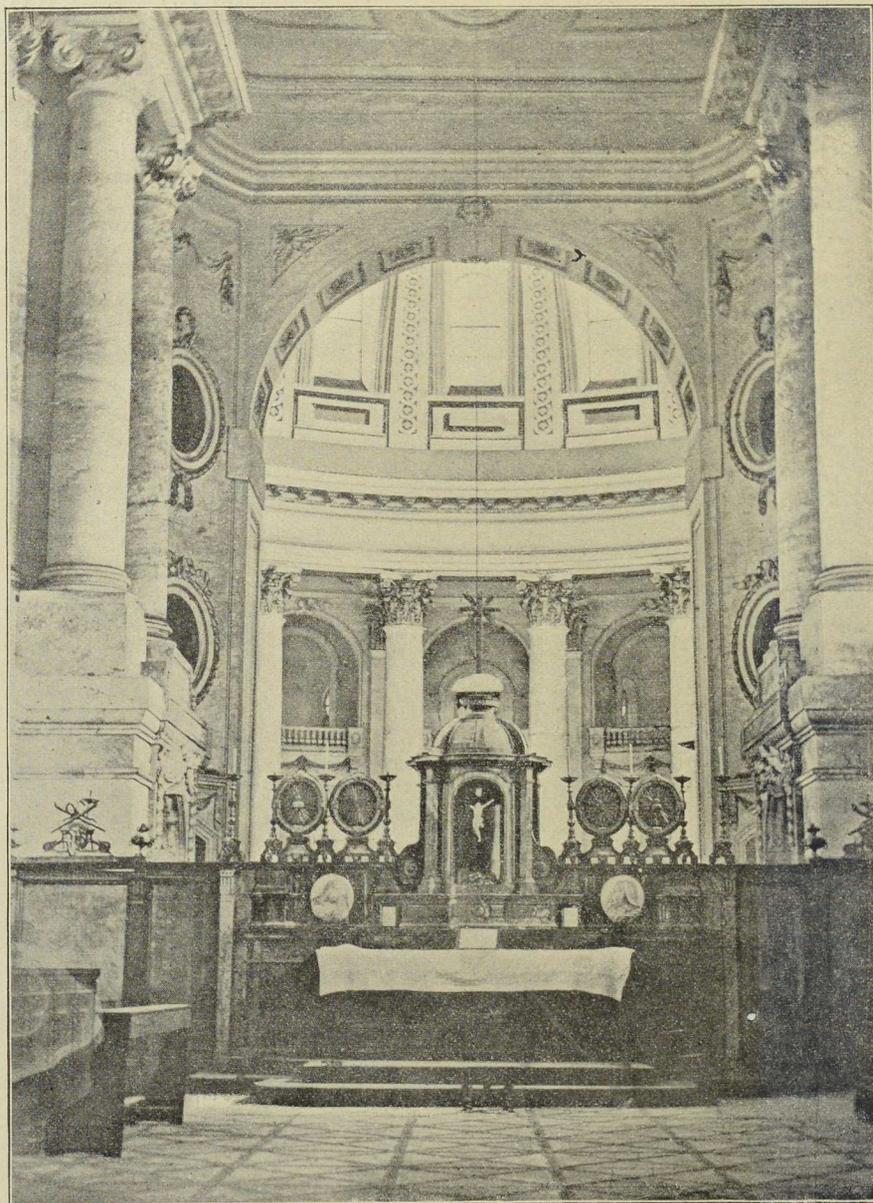
Einfluß auf seinen Bildungsgang, namentlich in bezug auf formale Durchbildung geblieben waren.

Auch sie bringt ein hohes Raumgefühl von prächtiger Schönheit zum Bewußtsein. Ihren überwältigenden Eindruck empfand man am besten beim Betreten der Rotunde, als sie noch nicht, wie jetzt seit dem Brand von 1874 (S. 28 und 30) durch eine Mauer von dem Chor abgeschlossen war.

Wie weit die Kirche von den Ausschreitungen des Rokokostils entfernt ist, zeigt ein Vergleich mit dem nur etwa 28 Jahre älteren, von Abt Franz II. (1727 bis 1747) erbauten steinernen Portal auf der Westseite des Klostergebäudes.

Die Verhältnisse sind zwar immer noch edel, eine äußerliche Überladung ist nicht vorhanden, in den Formen herrscht ein gewisser, von den

geschmacklosen Spielereien des Barockstils sich fernhaltender Ernst, allein es läßt sich nicht verkennen, daß die Formen nicht mehr so rein und so fein in der Einzeldurchbildung sind, wie in der Blütezeit der Renaissance, und daß es an gewissen Stilverirrungen nicht fehlt, oder aber, wie Nicolai (S. 95) etwas schroffer urteilt, „d'Innard,



21. Blick vom Chor nach der Rotunde, in der Mitte der frühere Doppelaltar.  
Nach einer Photographie im Besitze des Verfassers.

obgleich er große Ideen hatte, sich hier nicht zu der edeln Einfalt der Alten erhob, nach welcher alle Teile eines Gebäudes in reinem, ungestörtem Verhältnis stehen.“

Wenn aber K. Dohme (Geschichte der deutschen Baukunst, Berlin 1887, G. Grote, S. 406) sagt: „Eine so konsequente und großartige Anwendung des Klassizismus, wie sie sich in der Abteikirche von St. Blasien offenbart, ist mir nicht weiter bekannt geworden. Hier atmet alles archäologische Studien. Auf Ornament ist im allgemeinen verzichtet, die Architekturformen allein sollen durch ihre klassische Reinheit wirken, aber es ist jene etwas pedantische Scheinklassizität, welche dem Stile bei den hellenischen Klassizisten unseres (d. i. des 19.) Jahrhunderts den Spottnamen des

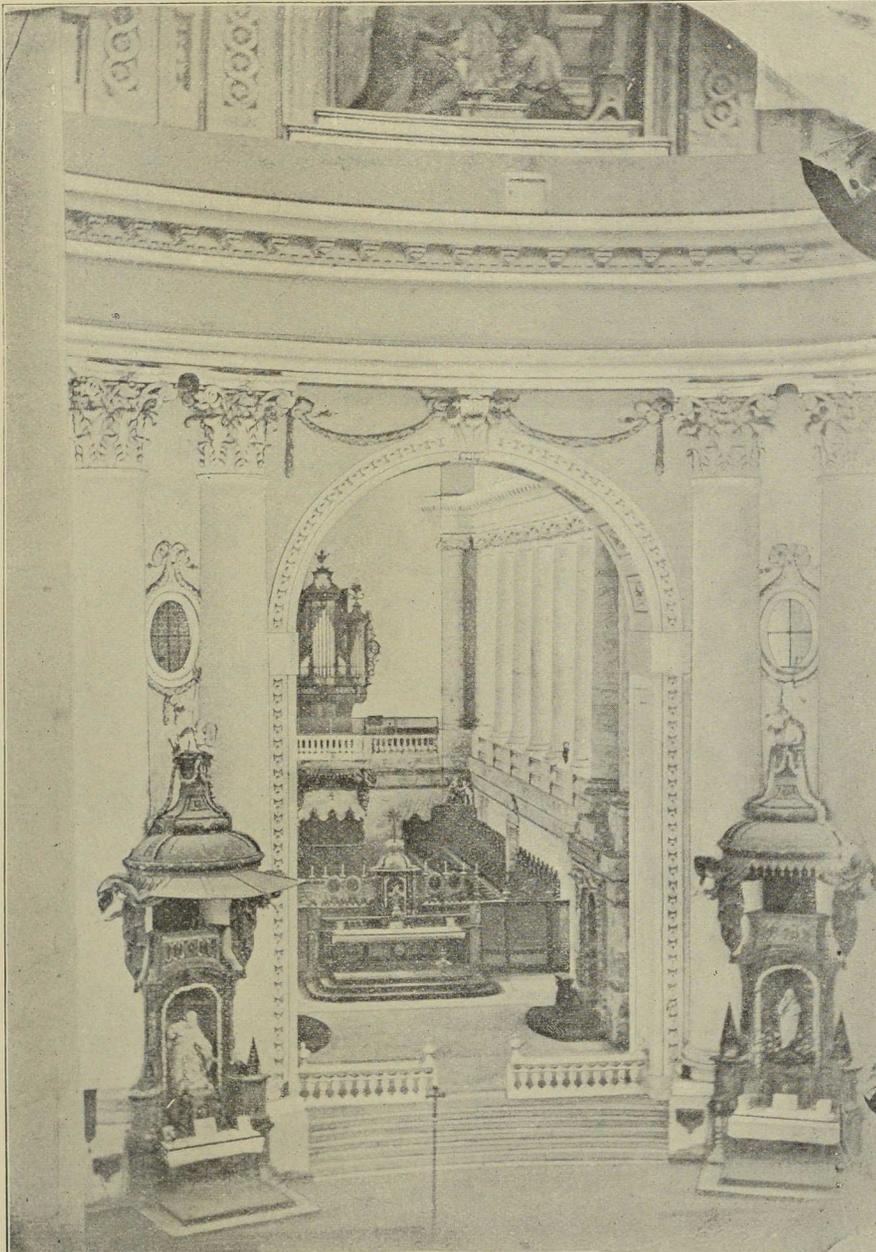
„Töpfes“ eingetragen hat“ usw., so scheint er mir mit seinem Urteil doch etwas zu weit zu gehen, gerade so, wie wenn er S. 403 die ganze Kirche einen naiven Versuch nennt, die Kunst des 18. Jahrhunderts durch die Motive der Antike zu regenerieren, ohne der großen



Schönheiten des Baus in positiver Weise irgendwie zu gedenken.

Während die Frührenaissance in ihrer Freude an schmückender Pracht die einfache Anmut des jonischen Stils nicht liebt und sich noch weniger

auf die strengen Formen des dorischen einläßt, sehen wir in der mit sechs Säulen versehenen Vorhalle der Kirche in St. Blasien das dorische, in den durch 24 jonische Säulen (Halbpilastern) gebildeten Emporen (Galerien) des Chors das jonische Element ziemlich reichhaltig vertreten. Auch sonst fehlt es nicht an den charakteristischen Merkmalen der späteren Periode, Mörtelverputz im Inneren, ungeteilte Bogenfenster, die in die Kuppeldecke einschneidenden Fenster des Tambours (Stichkappen zur Anbringung



22. Ein Teil der Rotunde und Blick in den Chor der Kirche vor dem Brande 1874.

Oben der untere Teil des sterbenden Benedictus.

Nach einer Photographie im Besitze des Verfassers.



von Oberlichtern?), während der rechtwinklige Schluß des mit vortretender Gesimsplatte, allerdings ohne Konsols, bekrönten Portals, die Bogenform der Fenster der Fassade, das runde Profil der Kuppelwölbung noch an die Frührenaissance erinnern.

Daß die Fassade, die offene dorische Säulenstellung, einschließlich der beiden angebauten, kuppelbedeckten Türme, als Dekorationsstück vor die Rotunde gesetzt wurde, ohne Rücksicht auf ihre Gestalt, ist eine Eigenschaft der Hochrenaissance; die Bauanlage jedoch der zwei massiven, stillosen, mit gewöhnlichen Fenstern, etwas schwer wirkenden Konsolen und Plattenbänden versehenen Türme zu beiden Seiten der Vorhalle entspricht nicht gerade den edeln Verhältnissen der reinen Renaissance. Immerhin aber hatte der Baumeister

seinen guten Grund, die Vorhalle mit diesen Türmen abzuschließen, nämlich den, das Drückende der etwas hohen Kuppel im Verhältnis der etwas niederen Säulenstellung der Vorhalle zu beheben, andererseits die etwas große Höhe des Doms über das Stiftsgebäude für das Auge in eine Abstufung zu bringen und seinem Gebäude gleichsam sprechende Festigkeit zu geben. Muß sich doch auch Nicolai (S. 95) zu der Anschauung bekennen, „daß das Ganze in der gehörigen Entfernung einen

sehr wohl zusammenstimmenden, vorteilhaften Eindruck macht“. Die Höhe der Säulen der Vorhalle im Verhältnis 8 (Tempel des Herkules zu Kora) anstatt wie gewöhnlich  $5\frac{1}{2}$  des unteren Durchmessers entspricht nicht der Säulenhöhe an Denkmälern der guten Zeit. Auch ist der Einbau der zwei Säulen am Ort zu einem Viertel in die Turmwände keine glücklich wirkende Anordnung. Die Vorhalle hätte schon so breit sein dürfen, daß sie imstande gewesen wäre, die Säulen anstatt am Ort besser freistehend in sich aufzunehmen. Gerade infolge der etwas schmalen Vor-

halle und der zwei eingeschobenen Säulen erscheint die Kuppel etwas breiter als die Kolonnade und wäre dieses nicht gerade schön wirkende Verhältnis vom Baumeister leicht zu ändern gewesen.

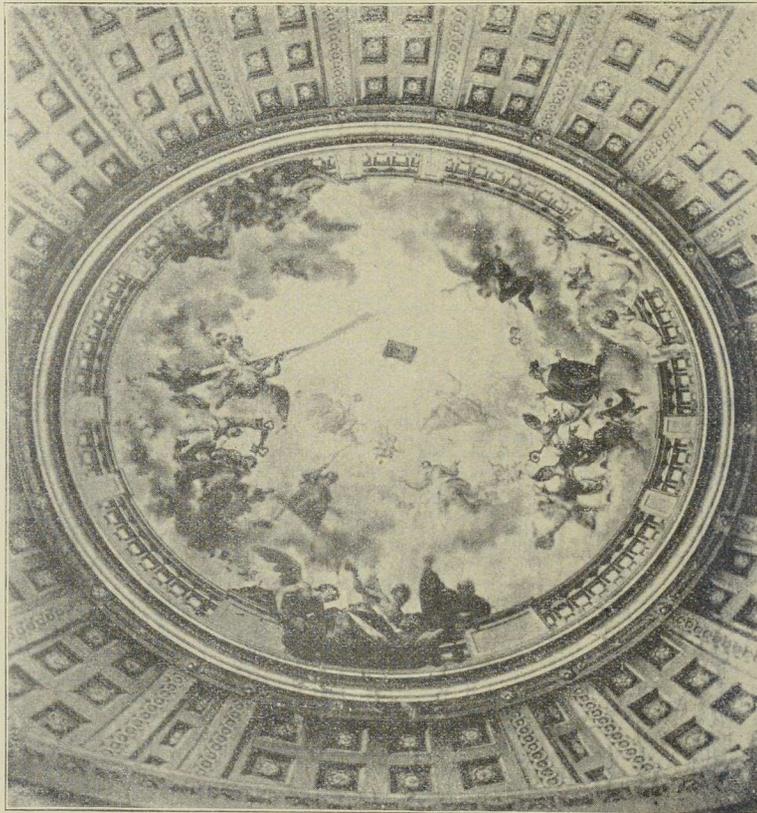
Nicolai (S. 99) hat an der Vorhalle dann noch manches auszusetzen. „Die Verzierung der beiden Türme oder Pavillons“, sagt er, „ist sehr schwer. Die beiden Plattenbänder, welche auf das Hauptgesims der Säulenordnung anlaufen, fallen nicht gut in's Auge, weil sie sehr breit und beide fast von einerlei Maß sind. Die üble Wirkung

wird noch vermehrt, weil gleich darüber zwei Sockel übereinander stehen, deren oberstes ungefähr dieselbe Breite hat. . . . Die unförmigen Konsolen der jetzt nicht mehr vorhandenen Balustrade mit den zwei Bildsäulen von Engeln, dem Aufsatz für die Uhr und den Vasen schicken sich nicht zu dem übrigen Stile“ (Nicolai, S. 102).

Das Größenverhältnis der kleinen Nebentüren zur Haupttür, ebenso der schräge Eingang durch dieselben in die Kirche, die teils größ-

seren quadratischen teils kleineren Rundfenster beunruhigen mit ihren geraden und runden sich kreuzenden Linien das Auge.

Auch der Tambour und die Attika der Rotunde wird von Nicolai einer tadelnden Kritik unterzogen: „Das Hauptgesims über den rundum angebrachten Pilastern des Tambours ist etwas schwer und macht diesen Eindruck um so mehr, als es über jedem Fenster verkröpft ist, gleich wie die darauf ruhende Attika. Das Auslaufen der Pilaster an den Außenseiten in stark abgerundeten Widerlagern, welche auf den Umfassungsmauern



23. Deckengemälde der Rotunde (Chr. Wenzinger) vor dem Brande 1874. Nach einer Photographie im Besitze des Verfassers.

ruhen, hätte vermieden werden müssen“ (S. 97). — „Denn“, sagt Nicolai (S. 98), „in der guten, reinen Baukunst muß alles perpendikulär aufeinander ruhen.“

An einer anderen Stelle (S. 91) sagt er: „Der Charakter der dorischen Ordnung macht das Äußere sehr ernst.“

Soviel mir bewußt, ist zu keiner sehr großen Kirche, am wenigsten zu einer solchen mit Kuppel, die dorische Ordnung allein angewendet worden, aber wirklich ist auch keine andere große Kirche so gelegen, wie die Kirche in St. Blasien in einem einsamen, waldigen Thale. Es scheint mir also der Baumeister mit guter Beurtheilungskraft die dorische Ordnung gewählt zu haben, deren ernste Verhältnisse sich zu der ganzen, umliegenden Gegend sehr wohl schicken. Ein ionisches oder korinthisches Gebäude könnte gefälliger und prächtiger gewesen sein, zu der stillen Einsamkeit der Gegend ist der Ernst der dorischen Ordnung angemessener.“

Eine solche Äußerung ist schon deshalb interessant, weil sie deutlich zeigt, wie wenig selbst ein Kunstkritiker vom Range eines Nico-

lai imstande war, den Charakter der Stilperiode, in welcher er lebte, zu beurteilen, indem er sonst nicht von einer alleinigen Anwendung der dorischen Ordnung hätte sprechen können, welche sich ja nur auf einen Teil der Fassade der Vorhalle bezieht.

Im übrigen ist selbst der alles kritisierende Nicolai des Lobes voll, wenn er (S. 73) sagt: „Die Kirche ist ein Beispiel richtigen Sinnes für



das Edle in der Baukunst“, und zum Schlusse seiner Kritik (S. 104 ff.) in die bewundernden Worte ausbricht: „Wenn man über die einzelnen Fehler des Äußeren der Kirche wegsieht, so ist billig nicht zu leugnen, daß das Ganze wegen seiner Größe und einzelnen Schönheiten einen großen Eindruck macht. Aber eine ungestörte Empfindung des Erhabenen erfüllt das Gemüt,

wenn man in die Kirche tritt. Hier ist reine Architektur, ohne Verkröpfung, ohne Schnörkel, ohne alle Vergoldung, und andere überhäufte oder complicirte Zierathen, wodurch sonst fast alle, auch die schönsten katholischen Kirchen verunstaltet werden.

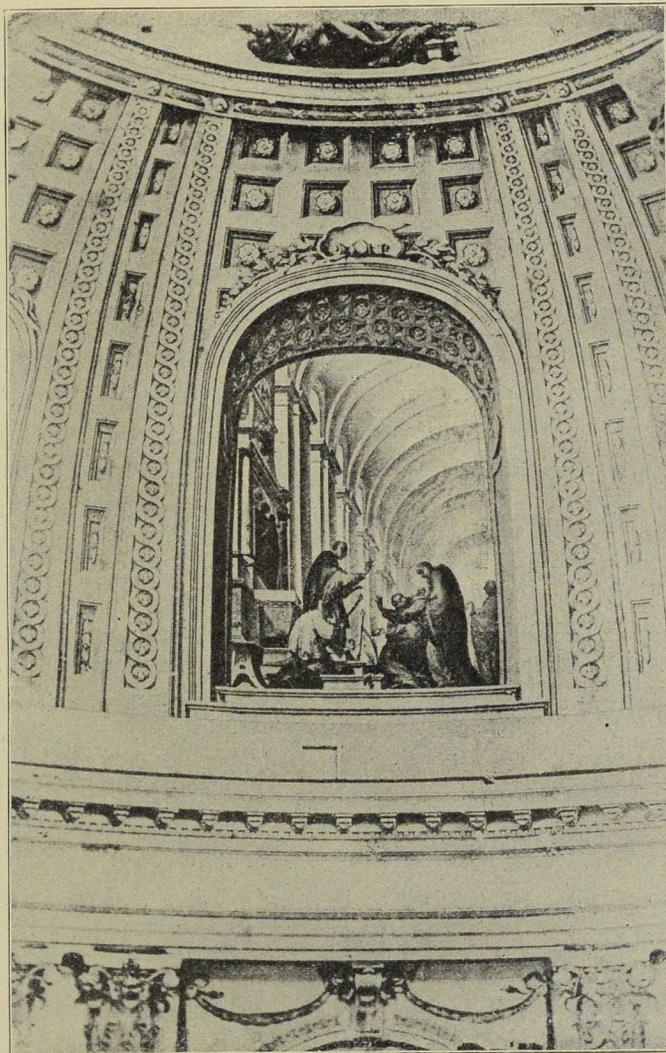
Alles ist einfach, Alles in richtigen, edeln Verhältnissen und großen Massen, worauf das Auge mit Wohlgefallen ruht. Der Prunk ist sparsam, und selbst simpel und edel. Ich habe schon früher meine Bewunderung dieses Tempels und den hohen Eindruck, den die majestätische Simplizität des Innern auf mich machte, bezeugt.

Jetzt, da ich wieder die Zeichnung derselben sorgfältig durchstudiert habe, erneuert sich in mir diese Empfindung.

Die Kirche ist gewiß eine der schönsten in der Welt, und in Deutschland ist ihr keine zu vergleichen.“

c) Schicksale der Kirche nach Aufhebung des Klosters.

Gegen die säkularisirten Klöster wurde im allgemeinen wenig schonend vorgegangen. „Um



24. Bild des sterbenden Benedictus (von Chr. Wenzinger) über der früheren Chordöffnung. (Oben Anfang des Deckengemäldes.)  
Nach einer Photographie im Besitze des Verfassers.



jede Spur ihrer religiösen und kirchlichen Bedeutung zu vertilgen, hatte ein hochgestellter badischer Beamter im Februar 1807 befohlen, das Sankt vor den Klofternamen zu streichen und statt St. Blasien, St. Peter einfach Blasien, Peter zu sagen“ (J. Speckle, Memoiren des letzten Abtes von St. Peter, Freiburg i. B. 1870, J. Dilger, S. 291). Die kostenverursachenden Kirchengüter ließ man eingehen, andere suchte man zins- und nutzbar zu machen. Manche Klosterkirche wurde nur aus dem Grunde niedergerissen, weil man sie nicht unterhalten wollte<sup>19</sup>). So kam man auch hinsichtlich St. Blasiens, nachdem man die Absicht, den Chor in eine Gießerei umzuwandeln, aufgegeben hatte, zu dem Entschluß, nur ihn allein noch zum Gottesdienst zu verwenden, den Dachstuhl jedoch zu verwerten. Den Rundbau selbst wollte man als Ruine stehen lassen. Letzterem hielten Amt und Domänenverwaltung entgegen, „so hätte man stets eine wahre Eisgrube, welche mit Eis, Schnee und Wasser angefüllt große Feuchtigkeit nach sich ziehen würde, und daraus müßte natürlicher Weise ungesunde Luft entstehen.“

„Der Verwendung des lutherischen Baudirektors Arnold ist die Erhaltung der prachtvollen Kirche zu verdanken. Man begnügte sich damit, das Kupferdach derselben abzunehmen und das majestätische Gotteshaus mit Schindeln zu bedecken“ (Speckle, S. 289).

Die Schindeln wurden, um sie gegen die Unbilden der Witterung widerstandsfähiger zu machen, später mit einer Ölfarbe angestrichen. Wegen der Feuergefahr wurde jedoch bald darauf das Holzdach durch ein Dach von Zinkblech ersetzt.

„Das Kupfer der Kuppeln, oder eigentlich der zu erzielende Erlös aus demselben, wurde dem David Seligmann unter Vorbehalt der Rückzahlung innerhalb 4 Jahren als eine Art Darlehen überlassen“ (Amtsakten, Gewerbebegründung der Fabrik □ 9, Ziff. 5)<sup>20</sup>).

Die Kuppeln auf den beiden kleinen Türmchen der Vorhalle wurden zu Spitzdächern umgebaut.

Den Knopf auf der großen Kuppel von vergoldetem Kupfer ließ man stehen, nicht aber die großen, vergoldeten, mit J. H. S. und M. R. A. (Jesus und Maria) bezeichneten Sterne auf den beiden Türmen der Vorhalle.

Man entfernte die Balustraden um die zwei letzteren und die Vasen auf diesen, ebenso die Balustrade der Vorhalle mit den zwei Bildsäulen und der Uhr auf dem Gesimse.

Die zwei Bildsäulen (Engelfiguren, vergoldet und in dreifacher Lebensgröße) kamen nach Karlsruhe. Die eine steht auf dem Rathhausturm, die andere auf dem Turm der evangelischen Kirche. Die Balustraden wurden zu Marksteinen am Kalvarienberg verwendet, aber später verschleppt. Zwei derselben stehen heute am Eingang zum Forsthaus.

Die prachtvolle Orgel mit 49 Registern wurde mit den fünf größten Glocken im Juli 1808 der katholischen Gemeinde in Karlsruhe zum Geschenk gemacht, die sieben kleineren Glocken kamen nach Waldshut. Das schöne Gitter von Zugeneß am Haupteingang versuchte man zu entfernen, gab aber der damit verbundenen Schwierigkeiten wegen den Gedanken wieder auf. Das silberne Taufbecken wanderte nach Karlsruhe. Der rote Kirchenornat kam nach Freiburg ins Münster, namentlich auch der rottuchene „Zimmel“ über der Nische der Leviten rechts und östlich am Anfang des Chors. Die sechs Stufen von dunkelm Marmor, die vom Rundbau in den Chor führten, wurden ebenso wie ein Taufstein und ein Beichtstuhl in die Waldshuter Pfarrkirche gegeben.

Das eiserne, wohlgeformte Gitter von Zugeneß in Karlsruhe, welches die Rotunde vom Chor trennte (Einweihungsfeier, S. VII, S. 105), wurde abgetragen.

Bezüglich der mit Erlaubnis der Regierung nach St. Paul mitgenommenen Schätze vergl. f. K. Kraus, Die Schätze St. Blasiens in der Abtei St. Paul in Kärnten, Zeitschr. für Gesch. des Oberrheins, N. F. IV, 46 ff.

So äußerten sich die Folgen der Säkularisation der Klöster in St. Blasien. Aber nicht genug, auch die Elemente schienen sich zum Untergang der noch sichtbaren Zeichen einstiger Größe, Klostergebäude und Kirche, verschworen zu haben.

#### d) Brand der Kirche und Wiederherstellung.

Am 7. Februar 1874 erlag auch die neue Kirche größtenteils dem alten Verhängnisse aller

seitherigen Kirchen St. Blasens. „Zwischen 5 und 6 Uhr morgens brach in dem oberen Teile des an die Kirche stoßenden Spinnereigebäudes, und zwar in dessen oberstem Saal, Feuer aus, indem durch Unvorsichtigkeit beim anzünden einer Lampe ein brennender Funke auf den öligen Boden fiel. Das Feuer verbreitete sich rasch über das ganze Gebäude hin bis gegen die Kirche. Anfänglich

glaubte man noch auf Rettung hoffen zu können, doch bald züngelten die Flammen auch auf der Kuppel, und um 7 Uhr war die herrliche Decke des Chors mit donnerndem Brach eingestürzt. In der ersten schrecklichen Stunde waren leider zu wenig Leute da, um dem rasenden Element zu wehren. Erst gegen Mittag und Abend kamen die ersten Feuerwehmannschaften von den umliegenden Ortschaften und außerdem noch von Waldshut, Thiengen, Todtnau, Säckingen und Lenzkirch. Man hatte die ganze Nacht hindurch zu tun. Aber dazu noch die entsetzliche Kälte. Das Wasser in den Feuer-

eimern war gefroren und die Schläuche fast alle unbrauchbar. Zum größten Glück wehte kein ungünstiger Wind, sonst wäre ganz St. Blasien samt dem angrenzenden Walde ein Raub der Flammen geworden“ (Freiburger Zeitung vom 12. Februar 1874).

So lag denn die Kirche in Schutt und Asche. Bald aber begann sie sich aufs neue aus dem Boden zu erheben. Der Wiederaufbau soll dem



besonderen Wunsche des Großherzogs von Baden verdankt werden. „Freudige Zingabe des Architekten an die bedeutsame Aufgabe, gründliches Studium der stilistischen Eigentümlichkeiten förderten das Werk, das sich einer ganz besonderen Unterstützung seitens der Großh. Domänendirektion und ihres sachkundigen Rates Kottmann zu erfreuen hatte. Da es in der Tat weniger einer

eigentlichen Restauration galt, wo es schon gestattet gewesen wäre, formale Ausschreitungen, soweit sie nicht für Bauzeit oder Denkmal charakteristisch sind, zu beseitigen, oder dem Werk im allgemeinen das Gepräge eigener Schaffensursprünglichkeit und Gestaltungskraft aufzudrücken, so hielt Bezirksbaumeister August Brenzinger im Einvernehmen mit der Behörde, sich streng an das vorhandene und lehnte sich mit Neuherstellungen an das d'Yrnard'sche Projekt an“ (R. Cathiau, Die wiederhergestellte Abteikirche in St. Blasien, Bad. Landeszeitung 1879, Nr. 200, I, 201, I). Den Bau leitete Architekt Fr.



25. Das Innere des heutigen Chores mit Altarbild von Hofmaler Dürr (+).  
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph S. Kaiser in St. Blasien.



Rizinger in St. Blasien. Im Jahre 1883 war derselbe vollendet. Vollständig wiederhergestellt, wenn auch mit Abänderungen und ohne die früheren Marmor- und Alabasterverkleidungen, wurde der Chor. Die Rotunde wurde zwar auch wieder instand gesetzt, aber ihres früheren Ausstattungsschmucks vollständig entkleidet; nur noch Vorplatz zum Chor, wird sie auch in keiner Weise mehr zu

kirchlichen Zwecken, namentlich nicht zum Gottesdienst, benützt. Derselbe findet in der durch Zuzumauern des Torbogens nunmehr für sich abgeschlossen, mit der Rotunde durch drei Türen verbundenen Chorkirche statt. Bezüglich der inneren Kuppel entschied man sich an maßgebender Stelle mit Rücksicht auf Dauerhaftigkeit, Sicherheit und unerheblichen Preisunterschied von Holz und Eisen für eine Eisenkonstruktion, welche nach den Angaben und der Berechnung des Großh. Oberbaurats M. Becker in Karlsruhe von der Eisengießerei Gebr. Benckieser in Pforzheim ausgeführt und deren Leitung dem Hofbauinspektor Brenzinger in Waldshut übertragen wurde.

Bei dem Durchmesser der Kuppel von 34,96 m tragen 20 Meridianbogenrippen in Gitterform das Kuppeldach.

Diese Tragbalken ruhen auf dem Mauerwerke mittelst Rollenlager zur Aufhebung des Seitenschubs bei Temperaturwechsel.

Zur Verbindung sämtlicher Tragbalken dienen nebst dem sog. Laternenring noch 6 Parallelringe in Gitterform.

Zur Versteifung der Konstruktion sind zwischen je zwei Tragbalken diagonal sich kreuzende Zugstangen angebracht.

Zur Auflagerung der 4 cm starken Holzverschalung für die 0,5 cm dicke Kupferblechbedachung auf den 6—12 cm starken Rahmenschenkeln befinden sich zwischen je zwei Tragbogen noch zwei Flacheisensparren und zwischen je zwei Parallelringen zwei Winkelleisenringe.

Die Kupferdecke ist ganz glatt aus quadratischen Tafeln von 1 qm Flächeninhalt in horizontalen Zonen hergestellt und zwar mit doppelter Überfalzung.

Der Aufsatz auf dem Laternenring mit Knopf und Kreuz ist ähnlich konstruiert wie die Kuppel selbst.

Das Gewicht des Eisenwerks bis an den Aufsatz beträgt 100010 kg und kostete mit Aufstellung und Anstrich 36503 Mk. 65 Pfg.

Der Aufsatz wiegt 10802 kg und kostete 4536 Mk. 84 Pfg.

Die Holzverschalung berechnet sich auf 9017 Mk. 66 Pfg., die Kupferblechbedachung auf

28478 Mk. 60 Pfg., die Gesamtkosten rund auf 80100 Mk.

Die Aufstellung des Eisenwerks geschah mit Hilfe eines im Innern der Rotunde aufgestellten festen Gerüsts und einiger Hebekrahnen. Das Gerüst wurde im Jahre 1883 entfernt.

Die Chorkirche ist jetzt im ehemaligen Stilcharakter wiederhergestellt.

Über dem Eingange befindet sich der Orgelchor auf vier Säulen von Granit. Demselben ist somit im Zusammenhang mit der Verlegung des Hochaltars von der Mitte des Chors an das südliche Ende, eine der früheren Lage gerade entgegengesetzte am nördlichen Anfange des Chors gegeben worden.

Die neue, streng stilgerecht ausgeführte Orgel stammt aus der Fabrik Voit in Durlach.

Gegenüber, am südlichen Ende des Chors, steht der reichvergoldete, geschnitzte Hochaltar (Fabrik Stövesandt in Karlsruhe) mit dem Hauptbilde: Die Himmelfahrt Christi (vom Hofmaler Dürr in Freiburg); zur linken Seite: der hl. Blasius, zur rechten der hl. Fridolin, Apostel und Verbreiter des Christentums am Oberrhein, im Schwarzwald und in Schwaben, ähnlich wie die Bilder dieser Heiligen auch früher am Hochaltar angebracht waren.

Leider ist anstelle des früheren Marmors der Altäre, der Säulen des Chors Gipsmarmor getreten, wie auch die frühere Marmorbekleidung der Galerien und der Wände des Chors durch Stukkatur ersetzt ist.

Das Dachgerüste des Chors ist ebenfalls von Eisen (nach dem Polonceau-System) ausgeführt und mit Zinkblech bedeckt.

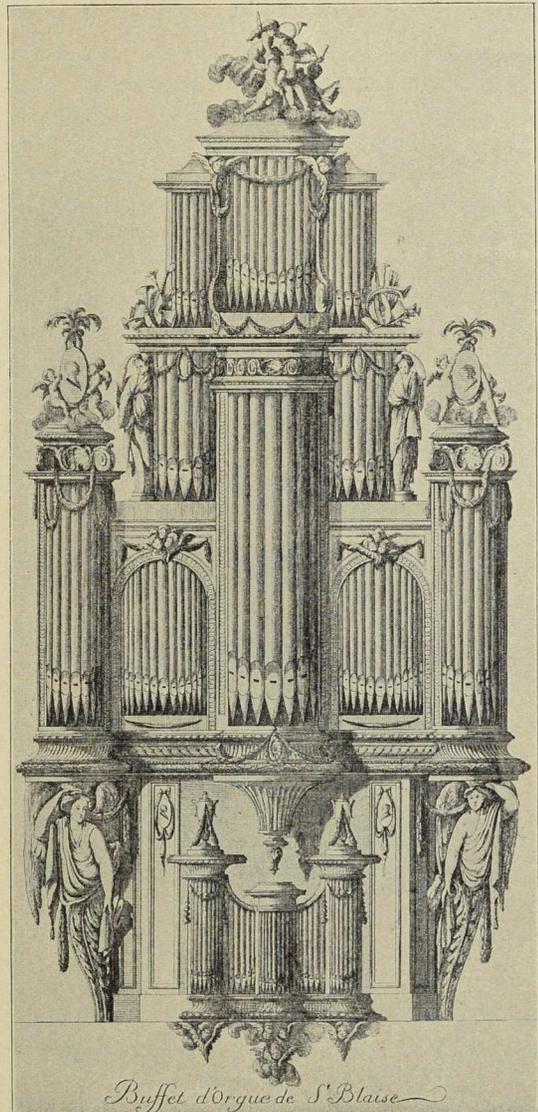
„Der Architekt hat es verstanden, durch Verwendung feuersicheren Materials mit verhältnismäßig wenig Mitteln vor allen Dingen die in der nächsten Nachbarschaft stets lauende Gefahr von dem schönen Denkmale abzuhalten. Vielleicht finden sich auch eines schönen Tags die Mittel, die innere Kuppeldecke (vergl. S. 24) in neuer Herrlichkeit wieder erstehen zu lassen“ (R. Cathiau, Die wiederhergestellte Abteikirche in St. Blasien, Bad. Landesztg. 1879, Nr. 200, I, 201, I).

Diese Hoffnungen beginnen sich nun allgemach seit dem Jahre 1902 zu erfüllen. Regierung und

Landstände sind in dem Wunsche einig, die geschichtlich bemerkenswerten Bauten der Vergangenheit vor Verfall zu schützen und ihnen möglichst ihre frühere Schönheit zurückzugeben. Es wurden demgemäß drei Budgetjahre auf je zwei Jahre, somit sechs Jahre Bauzeit vorgesehen und für die Jahre 1902 und 1903 zur Wiederherstellung der Kirche ein erster Posten von 110 000 Mk., im ganzen von 265 000 Mk. in die Staatsausgaben eingestellt und zunächst, als das Notwendigste, die Neueindeckung der großen Kuppel in Kupfer vorgenommen. Die von der Firma Zuckschlag in Karlsruhe ausgeführten Arbeiten wurden nach nahezu sechsmonatiger Dauer noch im Jahre 1902 bis auf den Fuß des Anlaufes der Kuppel vollendet und zwar ohne den geringsten Unfall, trotzdem die regnerische Witterung die Arbeit auf so luftiger Höhe zu einer sehr gefährlichen machte. Die Holzverschalung des Eisengerüsts, welche fast vollständig erneuert werden mußte, wurde von dem Sägewerk Schmidt & Söhne auf der Schmelze geliefert. Im folgenden Frühjahr wurde die restliche Spitze sowie ein Teil des Zinddachs über dem Rondell mit Kupfer eingedeckt. Im Jahre 1904 wurde der Rest der Bedachung ausgeführt und ebenso die seit dem Brande am 7. Februar 1874 aus Zinkblech bestehenden Spitzdächer der beiden Türme der Vorhalle nach den früheren Plänen wieder als kupferne Kuppeldächer hergestellt, die Türme selbst unter Verwendung von Sandstein aus den früheren Brüchen bei Unterlupfen zur alten Höhe wieder aufgebaut und auf ihrer Spitze mit Sternaufsätzen wie ehemals versehen. Die Eindeckung der beiden Kuppeln der Glockentürme, der Rundgänge um die Hauptkuppel sowie der Vorhalle geschah durch die Firma Albert Beierle in Freiburg i. B. Die Maurerarbeit wurde von Maurermeister Ferd. Kaiser in Höchenschwand, die Steinhauerarbeit von Mazzuko in Tiefenstein besorgt.

Die Bedachung ist nunmehr in sorgfältigster Weise ausgeführt und verspricht von längerer Dauer zu sein wie die frühere. Diese, eine Arbeit der Firma Klehe in Baden-Baden, erwies sich als regendurchlässig und führte zu einem Prozesse, welcher nach dem Gutachten einer Kommission, an deren Spitze der damalige Baurat Schäfer

stand, durch einen Vergleich erledigt wurde. Nach demselben verpflichtete sich die Firma infolge der von ihr seinerzeit übernommenen zehnjährigen Garantie, die Schäden jeweils wieder ausbessern zu lassen. Der mangelhafte Zustand der Bedachung war jedoch jeweils bestehen geblieben.



*Buffet d'orgue de S. Blaise*

26. Orgel nach d'Jnard.  
Heute in der Pfarrkirche zu Karlsruhe.

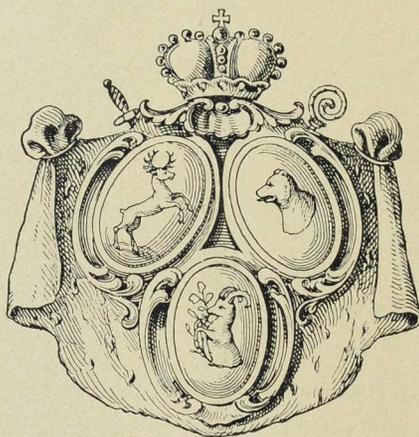
Die diesmalige Ausführung der Wiederherstellungsarbeiten erfolgt unter Leitung des Großh. Bezirksbauinspektors Dahlinger in Waldshut auf Grund der Obergutachten des Großh. Baurats Kredell, des technischen Referenten bei Großh. Ministerium der Finanzen.

Dem nächsten Landtag bleibt es vorbehalten, für die Wiederherstellung des Innern der Kirche die notwendigen neuen Mittel zu bewilligen. Vor

allem wird es sich darum handeln, die Rotunde wieder in alter Weise auszubauen und ihrer kirchlichen Bestimmung, Aufnahme der Besucher des Gottesdienstes, zurückzugeben. Dazu gehört vor allem, daß die den Chor von der Rotunde ab-



schließende, häßliche Mauerbranke beseitigt und damit auch wieder der ungestörte Überblick über Rotunde und Chor und der Genuß der Schönheit des Ganzen ermöglicht wird, wie dies vor dem Brande von 1874 der Fall war.



27. Das Wappen der reichsfürstlichen Benediktinerabtei St. Blasien zur Zeit Martins II.



## Anmerkungen.

1) Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781. Von Friedrich Nicolai. 12. Bd., S. 52. Berlin und Stettin 1796. Nicolai, einflußreicher und fruchtbarer Schriftsteller, zugleich Buchhändler, geb. 18. März 1733 zu Berlin. Außer obigem, in den Jahren 1783—96 in 12 Bänden erschienenen Werke sind als seine Hauptarbeiten die „Briefe“ die neueste Literatur betreffend (24 Bände Berlin und Stettin 1761—66) und die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ (106 Bände, 1765—91) besonders zu nennen.

2) Da es nicht in meiner Absicht liegt, eine Geschichte des Klosters zu geben, so sei bezüglich dessen weiterer Entwicklung auf die von Kraus, Durm und Wagner in den Kunstdenkmälern des Großherzogtums Baden, Bd. III, Kreis Waloschut. Freiburg i. B. 1892. J. C. B.

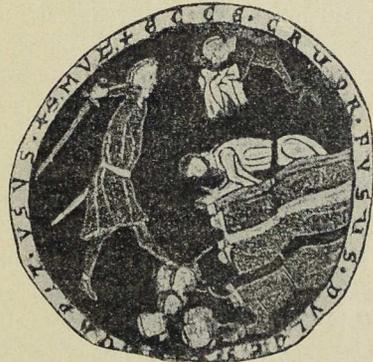


28.

Nohr (Paul Siebeck) ausführlich angegebenen Quellen und Bearbeitungen, S. 68—107, verwiesen.

3) Der heilige Blasius, Bischof von Sebaste in Kappadozien (Armenien), lebte zu Ende des 3. Jahrhunderts, ging in der Christenverfolgung unter Diocletian in die Lüste und wurde Einsiedler. Vögel brachten ihm Speise. Wild sammelte sich in seiner Höhle, um den Jägern zu entgehen, sich auch von ihm heilen zu lassen (Abb. 28), wie man ihm überhaupt die Macht zuschrieb, Krankheiten und Wunden, besonders aber Hals- und Zahnweh, zu heilen. (Vgl. das Bild von Dürr auf dem neuen Altar der Chorkirche, S. 27.) Zufällig durch die Spuren des Wildes auf einer Jagd des Präsekten von dessen Soldaten entdeckt und gefangen genommen, wurde er, da er das Christentum nicht abschwören wollte, gemartert und 283 n. Chr. enthauptet (Abb. 29). Den ersten Ansiedlern, welche sich in St. Blasien niederließen, soll er im Traume erschienen sein und sie in ihrem Vorhaben, als Einsiedler zu leben, bestärkt haben (*Acta Sanctorum*, 1. cap., S. 336).

Ein Teil des mit dem Heiligen in Zusammenhang stehenden Wappens (Abb. 27), wie solcher auch in der linken Ecke des Plans von 1562 (Beilage) angegeben ist, hat auf seinem Schilde einen Hirsch, dessen Erklärung sich aus Abb. 28 ergibt. Das über dem Schilde befindliche Wahrzeichen, ein Wolf, welcher ein Schwein im Rachen hält, verdankt seine Entstehung folgender Legende: Einem armen Weibe, welches nur ein einziges Schwein besaß, wurde dasselbe von einem Wolfe geraubt. Auf Flehen der Frau habe nun der Heilige den Wolf durch seine Wundermacht gezwungen, in eiligem Lauf das Schwein unverfehrt im Rachen zurückzubringen und der Frau zu Füßen zu legen. Aus Dankbarkeit schlachtete die Frau, als Blasius im Kerker schmachtete, das Schwein und brachte Kopf und Füße samt einer Kerze dem Heiligen in das Gefängnis.



29.

Die Abb. 28 u. 29 sind einem Pluviale aus dem 13. Jahrhundert entnommen. Dasselbe enthält mit Gold gestickte Darstellungen aus dem Leben des hl. Vincentius und Blasius mit kreisrunden Medaillons, ist 1,60 m hoch, 2,5 m breit und befindet sich jetzt in St. Paul.

Bezüglich der Legende selbst vgl. Gustav Heider, Jahrbuch der K. K. Zentralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, 1860, S. 135 ff. f. X. Kraus, Christliche Inschriften der Rheinlande, 2. Nr. 88, gibt die Umschriften nach Herbert, *Vetus Liturgia Alemannica*, I, 251, 267 und Tab. 8.

Der andere Teil des Wappens (Abb. 27, Plan von 1562, Beilage) besteht aus einem Schilde mit einem Bären, darüber gleichfalls ein Bär als Wahrzeichen. Die Erklärung des Wappens, wie sie Bader (Das ehemalige Kloster St. Blasien, S. 14) gibt, hat vieles für sich. Wie wir wissen, hat sich der Ritter Reginbert von Seldenbüren (Abb. 30) durch Neugründung der Abzelle und reiche Besenkung derselben mit allen seinen Gütern sehr verdient um sie

gemacht. Die Herren von Berau (Bärenau), woselbst später ein St. Blasianisches Frauenkloster stand, besaßen das gleiche Wappen, einen schwarzen Bären auf goldenem Schilde. Die Burg Berau lag im schwarzwäldischen Abgäu, wenige Stunden von der Albzelle, die feste Seldenburg im benachbarten Zürichgau. Grafen in diesem Gaue aber waren die alten Nellenburger, ein daselbst wie im Abgäu und Hegäu reichbegütertes Geschlecht, welches bei Otto dem Großen und seinen Nachkommen in besonderer Gnade stand (vgl. Baders Nellenburgische Regeste in der Oberh. Zeitschr. I, 72). Es ist daher höchst wahrscheinlich, daß Reginbert, ein Freiherr von Berau, mit dem Grafen Eberhard von Nellenburg nach Sachsen gezogen ist, dort am Hofe und im Heere des Kaisers gedient, sich dadurch die Gunst desselben erworben und als Lohn seiner Treue das kaiserliche oder Reichsgut Seldenburg erhalten, und aus Dankbarkeit, wie es auch die Nellenburger und andere Geschlechter gemacht haben, die Farben des sächsischen Kaiserhauses angenommen hat. Ein Gottfried von Berau, wohl der letzte des Stammes, vermachte im Anfang des 12. Jahrhunderts an St. Blasien sein ganzes Erbe und wurde Mönch daselbst, wohl nicht ohne besondere Beziehung seiner Familie zu diesem Kloster. Wenn also Kraus (Kunstdenkmäler, S. 70) die Frage aufwirft, ob Reginbert, wie Bader will, ein Freiherr von Berau oder, wie Mone vermutete, ein in Sachsen geborener Großer gewesen sei, weil er die sächsischen Farben im Wappenschilde getragen habe und in den sächsischen Annalen aufgeführt sei, so scheint mir doch die Badersche gegen die geschichtliche Glaubwürdigkeit in keinerlei Weise verstößende Erklärung vorzuziehen zu sein. Durch dieselbe würden die Gegensätze der Anschauung ohnedies am besten ausgeglichen.

4) Fr. E. Kraus spricht sich über ihn folgendermaßen aus: „Diesen Zustand der Klostergebäulichkeiten, wie ihn Abt Kaspar I. († 1571) herbeigeführt, veranschaulicht die „Wahrscheinliche Konterfierung des würdigen Hozhaus S. Blasien u. s. f.“ vom Jahre 1562, welche nach einem in der kleinen Sammlung der Sakristei in St. Blasien bewahrten Exemplar (ein anderes ist in S. Paul) Buisson im Anhang seiner Schrift „St. Blasien“, 1883 zuerst reproduziert hat und welche wir in den Anlagen zu diesem Bande ebenfalls wiedergeben.“ Fr. E. Kraus, Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden, Bd. 3, Kreis Waldshut, Freiburg i. B. 1902, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), S. 78. Der genaue Titel des von Kraus angeführten Werkes lautet: „Der Sonnenauf und Niedergang, das ist Ortus et Occasus Monastery S. Blasii Mit allen Seynen Gebäuen zusammengesamlet durch P. Ignatio Gumpff, Probst zu Berau. 1756.“ Beigegeben: „Warhafte Abkonterfierung des würdigen Hozhaus S. Blasien auf dem Schwarzwald im Costanzer Bistumb an der Alb gelegen im Jarzal M. D. LXII. nachgemacht.“ Das Buch ist von Pater Ignaz Gumpff mit eigener Hand geschrieben und wird in der Benediktinerabtei St. Paul im Lavanttal in Kärnten aufbewahrt. Es wurde mir von derselben, bzw. von dessen Hofmeister, mit größter Bereitwilligkeit und Liebenswürdigkeit auf längere Zeit überlassen.

Den im Kloster St. Paul aufbewahrten Plan von Nikolaus Millich (Abb. 3) und seine erstmalige Wieder-

gabe durch Herrn Hofphotograph-L. Ruf sen. in Freiburg i. B., sowie den Plan vom Jahre 1624 (Abb. 2) verdanke ich gleichfalls der Freundlichkeit obengenannten Klosters.

5) „Martin Gerbert, geb. 1720 zu Horb am Neckar, stammte aus dem adeligen Geschlechte Gerbert von Hornau. Von seiner ersten Jugend an war er zu St. Blasien, wo er im Jahre 1737 die Klostergebäude ablegte, 1744 Priester und darauf Professor ward. Als Professor schrieb er verschiedene theologische Compendien und ward darauf Bibliothekar. In den Jahren 1760, 1761 und 1762 machte er seine Reisen durch Deutschland, Italien und Frankreich, wovon er eine kurze Lebensbeschreibung herausgab, und im Jahre 1764 den 15. Oktober ward er nach Absterben des Abts Meinrad von seiner gesamten Kongregation zum Abt von St. Blasien erwählt. Er war ein Mann von weitläufiger historischer Gelehrsamkeit.“ Nicolai, Bd. 12, S. 64.

6) „Man wußte nämlich nicht“, bemerkt Nicolai (Reisen, Bd. 12, S. 129), „wie die große, unglückliche Feuersbrunst entstanden sei, und darum war man um so mehr bedacht, das neue Gebäude auf alle mögliche Art vor einem etwaigen Blitzstrahl zu sichern, worauf man einigermaßen auch Verdacht hatte. Den 25. Juli 1768 brach am hellen Mittage das Feuer in den oberen Geschossen an mehreren Orten aus und ergriff bald das Dach. Man hielt es, nach vielen vergeblichen Muthmaßungen, endlich einigermaßen für wahrscheinlich, daß die Wirkung eines Blitzes, der acht Wochen vorher das Stift traf, sich so lange Köhne verhalten haben. Möglich ist es, aber wahrscheinlich nicht. Eher möchte ein Kamin oder Heerd allzu nahe an einem Balken gestanden haben.“ Mit dieser Vermutung hatte Nicolai das richtige getroffen, wie man ja auch im Kloster später über die wirkliche Ursache des Brandes im klaren war (vgl. S. II).

7) Dazu gehörte z. B., daß aus einem hohen Sandberge, der etwa 3000 Fuß vom Stifte entlegen ist, ein tiefer Kanal gegraben, mit Brettern ausgeschält und hernach die Alb hineingeleitet wurde, um den zum bauen nötigen Sand in die Nähe herunter zu schwemmen. Weiß (Spazierwege und Lagen in der Umgebung St. Blasiens, S. 63) nimmt hier eine Verwechslung der Alb mit dem Steinabach an, indem Nicolai den letzteren für die verlängerte Alb gehalten habe, und führt für diese seine Behauptung den P. Zumkeller an, welcher erzählt: „Der Sand wurde am Sandbuck gegraben (einem sandigen Hügel etwas oberhalb der letzten Arbeiterwohnungen des Fabrikbesizers A. Krafft am alten Weg nach Todtmoos, nicht sehr weit von der Eimmündung desselben in die neue Straße), von da wurde er in einem mit Wasser gefüllten Röhner hinab zum Stifte geleitet, und zwar auf den Platz hinter dem früheren Schlachthaus an dem Steinabachsteg. Der gleiche Röhner wurde auch später zu Bauten im Kloster gebraucht“ (Weiß, S. 63).

8) Eine der besten und richtigsten Ansichten der Kirche ist die von Nicolai (Nr 2 der 2. Kupfertafel im Anhang von Bd. 12 seiner „Reisen“) wiedergegebene. Er bemerkt dazu (S. 89): „Ich habe die Zeichnungen von der Güte des sel. Fürsten Abts erhalten, und hoffe von meinen Lesern Dank zu verdienen, daß ich sie bekannt mache. Ich erwecke dadurch vielleicht bei manchem Lieb-

haber schöner Baukunst die Begierde, diese herrliche Kirche selbst zu sehen.“

9) Grüninger hat auch nach Aufhebung des Klosters die nach Verschenkung der alten Glocken neu gegossenen verfertigt.

10) Nach der Aufhebung des Klosters suchte man auch dieses Gitter gewaltsam zu entfernen, ließ es aber in anbetracht der Schwierigkeit der Verbringung an einen anderen passenden Ort und der damit verbundenen Kosten an seiner Stelle. Die Versuche, es aus der Mauer loszumachen, sind noch erkennbar.

11) Ueber das Hängewerk der Kirche stellt Nicolai (S. 119) sehr richtige Betrachtungen an, indem er sagt: „Ich habe bei dem Hängewerke zu St. Blasien mit großem Vergnügen betrachtet, wie da eine ungeheure Masse von Holz sich selbst zusammenhält und sich selbst trägt. Aber die Kunst wird immer mehr vervollkommenet, und da ist die große Kunst, weniger Kunst zu zeigen. Ein so künstliches und vorzügliches Werk nun auch wirklich der hängende Dachstuhl dieser schönen Kirche ist, so hätte doch vielleicht etwas noch vorzüglicheres geleistet werden können, wenigstens wäre viel Holz und Kosten gespart worden, wenn damals in St. Blasien bekannt gewesen wäre, ein Kuppeldach ganz ohne Dachstuhl und überhaupt ohne alle Balken und Sparren zu machen, auf die Art, welche der Königl. Hofbaudirektor, Herr Geheimerath Langhals zuerst in Berlin und, soviel ich weiß, zuerst in Deutschland eingeführt hat. Man hätte nicht allein sehr viele Kosten erspart, sondern selbst im Falle einer Feuersbrunst würde die Gefahr viel geringer sein, indem auf dem Dache kaum der sechste Theil des Holzes und gar keine schweren Balken zu verbrennen vorhanden sein würden; daher man sodann vom Estrich noch eher eine gute Wirkung erwarten könnte, wenn er durch herunterstürzende Balken nicht könnte zertrümmert werden. Unbekannt konnte diese Art von Dachverband den beiden französischen Baumeistern Dignard und Pigage nicht sein. Denn nicht nur Palladio hat schon von dieser Art zu bedachen geredet, sondern es ist auch die in den fünfziger Jahren gebaute Halle aux Bleds in Paris, welche, wenn ich nicht ganz irre, noch einen größeren Diameter hat als die Kirche zu St. Blasien, auf diese leichte und wohlfeile Art bedacht, und das Dach ist nun seit so vielen Jahren nicht baufällig geworden, welches ein praktischer Beweis für die Festigkeit dieser Art des Dachverbands ist.“

Bei der Konstruktion des Hängewerks und Anhäufung von so viel Holz in demselben hatte man auch vonseiten des Klosters an die Möglichkeit einer Feuersgefahr gedacht. Nicolai äußert sich darüber folgendermaßen: „Man hat außerdem eine Vorsicht gebraucht, welche wert ist angeführt zu werden. Es ist auf die ganze Zulage ein sehr fest geschlagener Estrich, einen Fuß hoch, gelegt, der aus zwei Dritttheil Lehm und einem Dritttheil Sägespänen besteht. Man glaubt, daß, wenn Unglück verhängt werden sollte, allenfalls das Hängewerk abbrennen könnte, und daß doch die Zulage oder der Werkstanz des Hängewerks, die, wie eben angemerkt, zwei lange im Kreuz liegende und mit vielen andern verbundene Balken zum Grund hat, durch den Estrich vor dem Verbrennen werde bewahrt werden, wovon man sich durch wiederholte Proben im

Kleinen will überzeugt haben. Die Vorsicht ist an sich zu loben, und es ist sehr zu wünschen, daß nie der Fall kommen möge, daß ihr Erfolg geprüft werde. Indes wird mir doch ein Zweifel erlaubt sein, ob nicht bei einem solchen unglücklichen Falle durch die entsetzliche Hitze so vieles brennenden Holzes in dem so sehr erhitzten Estrich nicht nur die Sägespäne zu klümmen anfangen, sondern auch die unter dem Estrich liegende Zulage entzündet und verkohlt werden möchte; so daß dennoch dessen Einsturz zu befürchten wäre. Man weiß ja, daß sich Balken, die nur einem Kamine allzu nahe gelegt sind, oft entzünden, ohne daß sie vom Feuer unmittelbar ergriffen werden, und daß die heimliche Gluth sehr leicht die nahe gelegenen Balken ergreift, von Balken zu Balken fortschweilt und in helle Flammen ausschlägt, wenn im geringsten Luft dazu kommt. . . . Auch würde die entsetzliche Hitze durch den Estrich bald das Eisen glühend machen, vermittelt desselben würde das liegende Gebälk anfangen zu schwelen und endlich in helle Flammen ausbrechen u. s. f.“



30. Ritter Reginbert von Seldenbüren.  
Aus Gerberts Historia silvae nigrae.

„Es wäre also, so viel ich einsehen kann, eine andere Vorsicht nöthig gewesen, nämlich: die Zulage, ehe sie gelegt und verbunden worden, mit D. Glasers brandabhaltendem Anstrich zu versehen, oder das Holz derselben, sowie auch des Hängewerks selbst, darin einzuweichen. Dies letztere ist jetzt freilich nicht mehr möglich. Vielleicht aber könnte ein so reiches Stift, das eine so vortreffliche Kirche gebauet und dabei so viele Vorsicht

gegen Feuersgefahr angewendet hat, jetzt noch die Kosten anwenden, alles Holzwerk des Dachstuhls der Kirche und die Sparren der nächstgelegenen Dächer der Gebäude wenigstens bis auf 30 Fuß von jeder Seite mit diesem brandabhaltenden Anstrich zu belegen.“

12) Nicolai hat dieselbe in Band 12 seiner Reise, S. 112 ff., ausführlich beschrieben. Ebenso hat er im Anhang, Kupfertafel Nr. 3, den Durchschnitt des hängenden Dachstuhls, Nr. 5, 6 die Verbindung der Zulage und ein Stück des herumgehenden Seitengesparres bildlich dargestellt.

13) Ursprünglich waren es 8 Nebenaltäre, nach Aufhebung des Klosters jedoch nur noch 6 (vgl. S. 17). Je einer stand nämlich rechts und links am Eingang von der Rotunde in den Chor; 2 östlich, 2 westlich im Seitenchor unter der Ausladung des Rundbaus, statt wie früher je 3. An Stelle der zwei fehlenden standen bis zum Brand 1874 der Taufstein westlich, ein Beichtstuhl östlich. Sie wurden in die Waldshuter Pfarrkirche vergeben, gleichwie die sechs Stufen von dunklem Marmor, die vom Rundbau zum Chor führten. Sie waren nach dem Bericht (S. VII) von der Einweihungsfeier „von schönstem schwarzen Marmor“.

14) Christian Wenzinger, geb. als Sohn wohlhabender Bürgerleute zu Ehrenstetten am 10. Dezember 1710, gest. am 1. Juli 1797, nach der Bezeichnung auf dem alten Friedhof in Freiburg i. B. „Bildner, Architekt, Maler, Stifter ins Krankenspital“. In Italien hatte er sich als Maler an Amiconi gebildet. Von seinem vierzigsten Lebensjahre an wählte er sich nach einem erfolgreichen, seiner künstlerischen Ausbildung gewidmeten Wanderleben seinen Hauptwohnsitz in Freiburg i. B., welches er mit einer Reihe der edelsten Kunstschöpfungen bereicherte und woselbst er zuletzt als Hauptwohltäter der Stadt Ehrenbürger und Ehrenrat derselben wurde. Wie die großen Meister des Mittelalters erschöpfte sich dieser Künstler nicht auf einem einzelnen Gebiet, sondern er schuf herrliche Kunstwerke sowohl auf dem Gebiete der Malerei und der Plastik, als auch auf dem der Architektur. Bekanntlich ist auch das hiesige Regierungsgebäude (das jetzige Hauptsteueramt in der Salzstraße), das erzbischöfliche Palais, das Sickingische, jetzt v. Gaylingsche Schloß in Ebnet ein Werk seiner künstlerischen Schöpfung. Ganz besonders aber ist weit über die Grenzen von Freiburg hinaus sein eigenes Haus zum „schönen Eck“ am Münsterplatz bekannt, das im Jahre 1905 der Frau Witwe Stutz um die Summe von 165 000 Mark von der Stadt abgekauft wurde. In dem Kaufpreis war auch ein Wenzingersches Bild (Karten-

spieler) und eine freistehende alte Uhr enthalten. Auf dem Grabstein Wenzingers ist zu lesen: „Er durfte leben ein Jahrhundert. Durch ihn leben Jahrhunderte.“

15) Remigius Zeher, ein guter Bildhauer in Freiburg, eines Bauern Sohn, dessen Talent sich offenbarte, da er als Knabe schon in Holz schnitzte, hat die besten Bildhauerarbeiten in der Kirche gemacht (Fr. X. Kraus, Altertümer, S. 84).

16) Anton Gigel, ein Stuckator aus Wessobrunn in Bayern, der ehemals auch in Breslau und in Berlin arbeitete, hat den Chor mit Marmor belegt, und hat auch die vielen schönen Stuckaturarbeiten in der Kirche gemacht (Fr. X. Kraus, Altertümer, S. 84).

17) Bezüglich des für die Kirche verwendeten Marmors macht Nicolai folgende Bemerkung: „Dieser Marmor, sowie auch Marmor von vielerlei Art, wird auch im Gebiete des Stifts im Breisgau gefunden. Zu Ehingen am Neckar und zu Suezzen sind Marmor- und Marmorbrüche von allen Farben, wovon wir Proben im Stifte sahen.“

18) Crypta s. Blasiana nova principum Austriacorum translatis eorum cadaveribus ex cathedrali ecclesia Basilensi et monasterio Königfeldensi in Helvetia anno MDCCLXX. ad Conditorium novum monasterii s. Blasii in Nigra Silva, per Martinum Gerbertum, eiusdem monasterii et Congregationis abbatem S. Q. R. I. P. Typis San-Blasianis. MDCCLXXXV.

19) Das dem Staat zugefallene Vermögen betrug 7773 000 Gulden, darunter 20 000 Morgen Waldungen, von denen der mittlere haubare Stamm Tannenholz zu 48 Kreuzer angenommen wurde. Den Unmut über den Einzug des Klosters drückte ein Mönch in einem Distichon vom 29. September 1806 also aus:

Reginberte, manu bona nobis cuncta dedisti  
Una, hæc ambobus jam rapiunt alii.

20) Ein merkwürdiger Zug der Ähnlichkeit mit den Geschicken des Pantheon in Rom! Ist ja bekannt, daß Kaiser Konstantin II. im Jahre 655 die vergoldeten Bronzeziegel nach Konstantinopel schleppen und erst im Jahre 713 Gregor III. sie durch ein Bleidach ersetzen. Urban VIII. aus dem Geschlecht der Barberini im Jahre 1632 aus den ehernen Balken der Vorhalle 110 Geschütze für die Engelsburg und durch Bernini den geschmacklosen Baldachin über dem Grabe des hl. Petrus gießen ließ, so daß sich die öffentliche Meinung durch den Spruch rächte: Quod non faciunt barbari, fecerunt Barberini. Vgl. Roma, die Denkmale d. heidn. u. christl. Rom in Wort und Bild von H. Ruhn, Einsiedeln und New York 1877, S. 454





## Die Ahnentafel der Markgräfin Ursula von Baden-Durlach und die Wappen auf dem Sarkophag in der Schloßkirche zu Pforzheim.

Von O. R. Koller.

**A**m Beginne des 16. Jahrhunderts theilte sich das Markgräflische Haus von Baden in die bekannten zwei Linien, die ältere Bernhardinische, die zu Baden-Baden residierte und 1771 ausstarb, und in die jüngere Ernestinische, die anfänglich in Pforzheim, bald aber in Durlach ihren Sitz nahm. Da die bisherige Grablege des Hauses in der Stiftskirche in Baden-Baden bei der Teilung dem älteren Bruder zugefallen war, wählte Markgraf Ernst die Gruft der Schloßkirche seiner neuen Residenz Pforzheim für sich und sein Haus zur letzten Ruhestätte, und hier blieb sie auch fast 300 Jahre lang; nur ausnahmsweise wurden Glieder des Hauses anderwärts bestattet. In der Folge füllte sich der Chor<sup>1)</sup> der Kirche mit den Grabdenkmälern der hier beigefetzten Markgrafen und Markgräfinnen, so daß er durch diese durchweg künstlerisch hervorragenden Monumente zu einem stimmungsvollen und feierlich anmutenden Raume umgeschaffen wurde. Von den vielen Grabmälern soll uns hier das des Markgrafen Ernst, des Stifters der Linie, beschäftigen.

Es ist dies ein Sarkophag von großer Schönheit<sup>2)</sup>, der in der Mitte des Chores steht; auf



der Platte ruht die Gestalt des Markgrafen († 1553), ihm zur Seite die seiner zweiten Gemahlin<sup>3)</sup>, der Markgräfin Ursula († 1538), deren Sohn Markgraf Karl II. der Nachfolger seines Vaters und der Stammvater des heutigen Großherzoglichen Hauses Baden wurde. Die vier Seitenwände des Sarkophages sind durch Säulenstellungen auf der Stirn- und Rückwand in je zwei Felder, auf den beiden Längsseiten in je vier Felder geteilt, in welchen sich im ganzen 22 Wappen befinden, und zwar auf der Vorderseite zu den Füßen des Markgräflischen Paares ihre Stammwappen Baden und Rosenfeld, hinten die vier Wappen, welche den Rückschild des Wappens Markgraf Karls II. bildeten, nämlich die der vier ehemaligen Hochbergischen Landesteile, Badenweiler, Rötteln, Sausenberg und Hochberg<sup>4)</sup>, auf den Längsseiten je acht Wappen, auf die wir genauer eingehen wollen. Die beiden erwähnten Stammwappen Baden und Rosenfeld an der kurzen Frontseite des Grabmals wiederholen sich auch hier, auf der Seite des Markgrafen das Badische, auf der der Markgräfin das Rosenfeldische; sie beginnen jedesmal die Reihe der acht Wappen von dem Fußende an, und es ist von

vorneherein anzunehmen, daß diese zweimal acht Wappen die Ahnentafeln des Markgräflichen Paares darstellen sollen, eine Vermutung, die durch die Wappen auf der Seite des Markgrafen, dessen Ahnentafel bekannt ist, leicht geprüft werden kann.

In dieser Zeit waren verschiedene Formen zur Darstellung von Ahnentafeln gebräuchlich; neben der uns jetzt allein geläufigen, welche die Eltern, die Großeltern, Urgroßeltern usw. vollständig aufführt, waren namentlich bei Aufschwörungen, die sich über mehr als vier Ahnen erstreckten, Abarten beliebt, die man als Auszüge aus Ahnentafeln bezeichnen kann. Man ging bis zu den vier Großeltern oder acht Urgroßeltern des Probanden und führte dann nur noch deren vier bzw. acht Mütter und wiederum deren vier (acht) Mütter usw. auf, bis auf diese Weise 16 oder 32 verschiedene Familiennamen aufgezählt waren, die zwar nicht einer Ahnenreihe angehörten, aber doch den Anschein einer Ahnentafel über 16 oder 32 Ahnen zu erwecken geeignet waren. Es ist nun die Frage, was für eine Form auf unserem Sarkophag zu Grunde gelegt ist. Wir dürfen un-

bedenklich annehmen, daß auf beiden Seiten die gleiche Form angewendet ist oder doch beabsichtigt war. Die acht Wappen auf der Seite des Markgrafen sind von rechts nach links (vom Fußende zum Kopfende, auf der Seite der Markgräfin laufen sie ebenfalls vom Fußende zum Kopfende, also von links nach rechts<sup>5)</sup>: 1. ein Schrägbalken, Helmzier: zwei Bockshörner (Baden); 2. ein Querbalken, Hz.: ein Pfauenfederbusch (Österreich); 3. ein Schrägbalken belegt mit drei Adlern, Hz.: ein wachsender Adler (Lothringen); 4. ein Löwe in einem mit Schindeln bestreuten Schild, Hz.: ein zwischen zwei Adlerflügeln sitzender Löwe (Nassau-Saarbrücken<sup>6)</sup>); 5. ein aufgerichteter Leopard, Hz.: ein Adlerflug belegt mit einer runden Scheibe, darin der Leopard (Katzenellenbogen); 6. ein Löwe in einem mit Schindeln bestreuten Schilde, Hz.: der Löwe sitzend zwischen zwei mit Schindeln besäten Büffelhörnern (Nassau-Wiesbaden); 7. sieben ( $\frac{7}{3}$ ) Rauten, Hz.: der Schild mit den sieben Rauten zwischen zwei Büffelhörnern (Virneburg); 8. eine Rose, Hz.: die Rose auf einem Adlerflug (Lippe). Die Ahnentafel des Markgrafen Ernst über acht Ahnen lautet:

Jakob I. von Baden	Katharina von Lothringen	Ernst von Österreich	Zimburg von Masovien	Philipp von Katzenellenbogen	Anna von Württemberg	Heinrich von Nassau-Dillenburg	Genoveva von Virneburg
Karl I. von Baden		Katharina von Österreich		Philipp von Katzenellenbogen		Ottilie von Nassau-Dillenburg	
Christof I. von Baden				Ottilie von Katzenellenbogen			
Ernst von Baden.							

Die drei ersten Wappen des Sarkophags stimmen also zu der Ahnentafel, dann folgt auf dem Sarkophag das Wappen Nassau-Saarbrücken. Wenn der Schild nicht geschindelt wäre, könnte man in diesem Wappen das der Pfalzgrafen bei Rhein suchen; die eigentlich Wittelsbachisch-Bayrische Helmzier brauchte nicht unbedingt dagegen zu sprechen. Es würde das Pfälzer Wappen an dieser Stelle auch einigermaßen zu erklären sein, da die Mutter der Herzogin Katharina von Lothringen eine Pfalzgräfin war; man könnte dann vermuten, daß hier eine der vielen möglichen Abarten der obengeschilderten Ahnentafelauszüge angewendet sei, zumal auch die vier folgenden Wappen 5—8 ähnlich geordnet sind. Die drei

ersten von ihnen: 5. (Ottilie von) Katzenellenbogen, 6. (Ottilie von) Nassau und 7. (Genoveva von) Virneburg bilden in dieser Reihenfolge ganz augenscheinlich einen solchen Auszug. Allerdings ist das sechste Wappen, Nassau-Wiesbaden, an dieser Stelle falsch, d. h. an Stelle der Wiesbadener Helmzier mit den Büffelhörnern hätte der Dillenburgiger Flug gehört, ähnlich wie er schon im vierten Wappen dargestellt war. Auch das achte, das Rosenwappen, das durch seine Helmzier unzweifelhaft als Lippisches Wappen gekennzeichnet wird, und nicht etwa das Ebersteinische ist, wie man es früher einmal bestimmt hat, macht gegen die Erklärung als Auszug Schwierigkeiten. Wenn auch eine Trimgard zur Lippe, Gemahlin Graf

Bernhards I. von Solms-Braunfels, durch ihre Enkelin Agnes von Solms, vermählte Gräfin von Virneburg, und weiter durch deren Tochter, die obengenannte Gräfin Genoveva von Virneburg, zu den Ahnen des Markgrafen Ernst gehört, so ist doch der Sprung vom 7. zum 8. Wappen, von der Urenkelin zur Urgroßmutter zu groß, und auch



das Wappen von Lippe zu inkonsequent gewählt, da es nicht der reinen Mutterreihe angehört, um sich der Auszugsreihenfolge der drei vorhergehenden Wappen gut anzuschließen. Auch kann diese Ordnung für die Wappen 1—4 nur unter der Voraussetzung anerkannt werden, daß das vierte Wappen das Pfälzische darstellen soll; aber bei der



Sarkophag des Markgrafen Ernst und der Markgräfin Ursula von Baden-Durlach in der Schloßkirche zu Pforzheim.  
(Rechte Seite.)

Darauf die Wappen (von rechts ab): Baden u. Österreich. Lothringen u. Nassau. Katzenellenbogen u. Nassau. Virneburg u. Lippe.

allgemeinen Kenntnis der Wappen in damaliger Zeit — und gerade für das Kurpfälzische Wappen in unserer Gegend gilt dieses Argument in erster Linie — ist es unmöglich anzunehmen, daß der Künstler das Wappen der Pfalzgrafen versehentlich mit dem charakteristischen Attribute des Nassauer Wappens, den Schindeln, und zudem mit einer ungewöhnlichen Helmzier ausgestattet haben sollte.



Der Auswahl der Wappen 1—8 muß ein anderes Prinzip als das einer Auszugsahnentafel zugrunde liegen. In der Tat lösen sich denn auch die Schwierigkeiten, welche uns das 4., 6. und 8. Wappen machen, durchaus befriedigend auf anderem Wege. Diese acht Wappen sind offenbar so angeordnet, daß die ersten vier Wappen den Ahnen väterlicherseits, die letzten vier den Ahnen

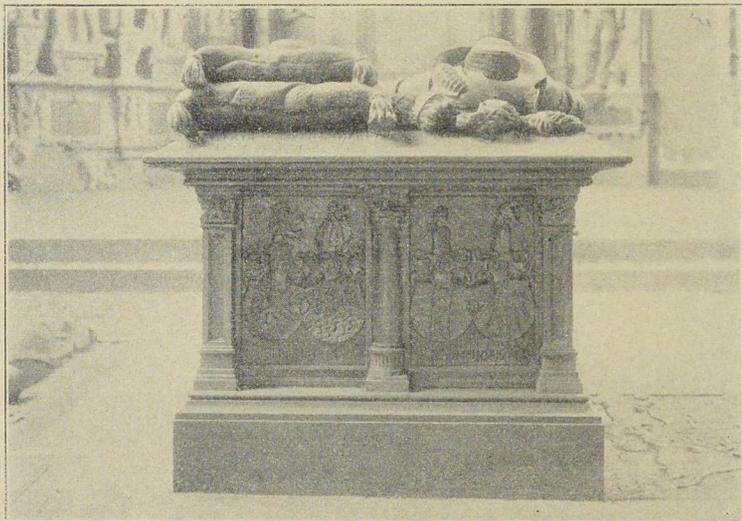
mütterlicherseits angehören, wenigstens wäre dies eine für jene Zeit ganz gewöhnliche Reihenfolge. Zudem beginnt die erste Hälfte tatsächlich mit dem väterlichen, dem Badischen Wappen, die zweite Hälfte mit dem Katzenellenbogischen (Nr. 5), dem der Mutter des Markgrafen Ernst. Darauf folgen mit den Nummern 2 und 6 die Wappen der beiden Großmütter des Probanden, oder wie man es auch auffassen kann, die Wappen 1 und 2, 5 und 6 sind die der vier Großeltern des Markgrafen Ernst, die von Baden, Österreich, Katzenellenbogen und Nassau, letzteres allerdings mit einer Verwechslung der Walramischen Linie dieses Hauses mit der Ottonischen. Das dritte Wappen, Lothringen, ist das der Mutter des Großvaters väterlicherseits, d. h. also der ersten der vier Urgroßmütter des genannten Markgrafen. An vierter Stelle müßten wir, wenn wir diesen Aufbau weiter verfolgen, dann das Wappen der zweiten Urgroßmutter, das der Mutter der Großmutter väterlicherseits, also das der Herzogin Zimburg von Masovien erwarten. Statt

dessen finden wir aber das der Gräfin von Nassau, latinisiert *Nassovia* oder *Nassaw* in der Schreibweise des 16. Jahrhunderts. Stellen wir die damals in süddeutschen Quellen gebräuchlichen Formen des Masovischen Namens daneben, „von der Mase“, „von der Masse“<sup>7)</sup> oder von *Masaw*<sup>8)</sup>, also *Nassovien* neben *Masovien*, *Nassau* neben *Masau*, so wird eine Verwechslung beider Namen und damit der Wappen auf dem Grabsteine augenscheinlich; sie ist aber entschuldbar, denn das Wappen der Pfälzischen Herzöge von Masovien und Cujavien<sup>9)</sup> im fernen Polen und Ostpreußen (um Plock) dürfte wohl kaum in dem diametral entgegengesetzten Südwesten Deutsch-



lands bekannt oder in Erfahrung zu bringen gewesen sein, wahrscheinlich war sogar der Name des damals schon ausgestorbenen Herzogshauses<sup>10)</sup> dem ausführenden Künstler unbekannt und er las infolgedessen Nassau. Da er das Nassauische Wappen zwei Plätze später noch einmal darzustellen hatte, wechselte er mit der Helmzier ab, das erstemal nahm er den Flug, das andere Mal die Büffelhörner, schade daß er die beiden Wappen nicht wenigstens umgekehrt, das dem Dillenburger fast gleiche Saarbrücker Wappen nicht an die zweite Stelle stellte. Jedenfalls aber sollen die Wappen 1–4 die der vier Urgroßeltern väterlicherseits sein, sie sind in einer damals durchaus

üblichen Weise angeordnet, 1 und 2 die Wappen des (väterlichen) Großelternpaares, 3 und 4 die der Mütter dieses Paares. Nun hätten wir in den vier folgenden Wappen die der Großeltern und Urgroßeltern mütterlicherseits zu erwarten, hier stimmt es aber gar nicht. Das Versehen mit dem 6. Wappen hat sich eben erklärt; an 7. Stelle müßten dann die Württem-



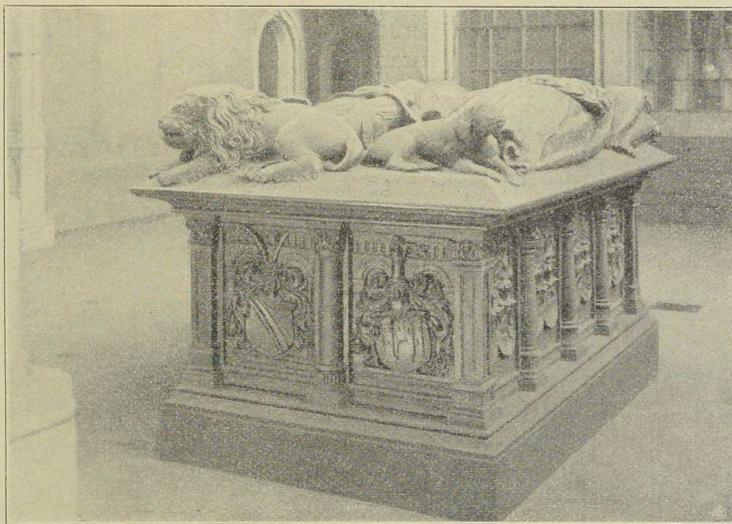
Sarkophag des Markgrafen Ernst und der Markgräfin Ursula von Baden. Kopfende. (Rückseite.)  
Darauf die Wappen: Sausenberg u. Rötteln, Badenweiler u. Sachberg (Lisenberg).



berger Zirschlangen kommen. Sie fehlen aber ganz, dafür finden wir die Virneburger Rauten, die erst an 8. Stelle zu stehen hätten; auf den freigewordenen letzten Platz ist die Lippische Rose eingerückt, die überhaupt nicht hierher gehört. Aber an diesen Verschiebungen ist, wie sich nachweisen läßt, nur ein auch noch heute häufig vorkommendes Versehen schuld. Auf die Spur der richtigen Erklärung leitet uns dabei gerade das Wappen von Lippe.

Das Generallandesarchiv in Karlsruhe besitzt eine Reihe von Aufschwörungen der geistlichen Brüder des Markgrafen Ernst bei den Domkapiteln von Trier, Köln und Straßburg<sup>11)</sup>.

Während in den meisten derselben nur acht Ahnen<sup>12)</sup> aufgeschworen wurden, da die Domkapitel gewöhnlich keine höhere Ahnenprobe verlangten, enthält die von Markgraf Karl, Sohn des Markgrafen Christof I., 1486 am 16. April dem Straßburger Domkapitel vorgelegte Aufschwörung eine Ahnenprobe mit 32 verschiedenen Familiennamen von Ahnen, allerdings nur im üblichen Auszuge, der bis in die 6. Ahnenreihe hinaufsteigt, also bis in die Reihe der 64 Ahnen. Eine so umfassende Probe war bei diesem Stifte vorgeschrieben, das nur Glieder aus dem hohen Adel, Freie Herren, Grafen und Fürsten aufnahm. Die Aufschwörung nennt nach dem üblichen Schema zuerst die Eltern, also den Markgrafen Christof von Baden und dessen Gemahlin Ottilie, geb. Gräfin von Katzenellenbogen, führt dann die Ahnen des Vaters auf, erst väterlicher, dann mütterlicherseits, darunter auch die Herzogin (Simburg)<sup>13)</sup> „von der Nase“. Darauf folgen die Eltern der bereits eingangs genannten Mutter des Probanden, der Gräfin Ottilie von Katzenellenbogen, sowie die Ahnen ihres Vaters, schließlich die ihrer Mutter, der Gräfin Ottilie von Nassau. Unter letzteren wird auch eine Gräfin zur Lippe, ohne Nennung des Vornamens, aufgeführt, die sonst in keiner anderen Aufschwörung genannt wird. Wir haben also in dieser Urkunde die Quelle für die Ahnenwappen auf dem Grabstein des Markgrafen Ernst zu erblicken. Als es sich um die Bestellung des Sarkophags handelte, wurde ohne Zweifel ein markgräflicher Kanzleibeamter damit beauftragt, die acht Ahnen des Markgrafen zusammenzustellen. Er nahm zu diesem Zweck obige Aufschwörung des Markgrafen Karl vor<sup>14)</sup>, vermerkte aus ihr zuerst die

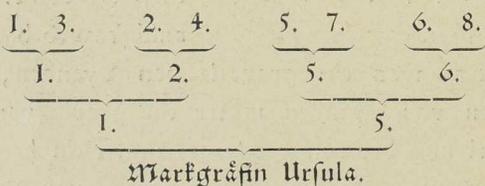


Sarkophag des Markgrafen Ernst und der Markgräfin Ursula von Baden. Fußende. (Vorderseite.)  
Darauf die Wappen: Baden und Rosenfeld.

Eltern, Markgraf Christof und Markgräfin Ottilie geb. von Katzenellenbogen, dann die Eltern und die beiden Großmütter des Markgrafen Christof ganz in der Reihenfolge der Aufschwörung unter Fortlassung der weiter angegebenen Ahnen. Als er dann die ihm noch fehlenden Ahnen der Markgräfin Ottilie herauschreiben wollte, deren eigenen Familiennamen Katzenellenbogen er schon gleich dem Anfange der Aufschwörung entnommen hatte, so daß ihm nur noch drei Namen fehlten, geriet er, durch den gleichen Vornamen Ottilie irregeleitet, in der großen Urkunde etwas zu weit nach unten und stellte des weiteren die Ahnen der Mutter der Markgräfin Ottilie, der Gräfin Ottilie von Nassau, zusammen. Dieses Versehen ist um so entschuldbarer, als die Gräfin Ottilie von Nassau an der betreffenden Stelle nur mit ihrem Vornamen genannt wird: „... derselben frau Ottilien vater hieß graff Heinrich von Nassau, derselben eeliche husfrau und der nestigenanten frau Ottilien muter was ein geborne gravin von Virnenberg, derselben von Nassau anichfrau (d. h. Großmutter) was ein grave (!) von Vyanden, derselben von Vyanden muter ein gravin von der Mark und der von der Mark muter ein herzogin von Cleve. So was der genanten von Virnenburg anichfrau ein gravin von der Lipp und derselben von der Lipp muter ein gravin von Solms und derselben von Solms muter ein gravin von Mingenberg“<sup>15)</sup>. Man sieht also leicht, wie die Reihenfolge der vier letzten Wappen auf dem Sarkophag (Katzenellenbogen, Nassau, Virneburg und Lippe) zustande gekommen ist. Die ganze Liste der Ahnen, die Namen und ihre Reihenfolge ist auf der Markgräflichen Kanzlei zusammengestellt worden, ihr fällt die Auslassung von

Württemberg und die Anführung von Lippe zur Last. Der Bildhauer seinerseits verwechselte Nassovien und Nassau und brachte das Nassau-Wiesbadener Wappen an Stelle des der Dillenburg-Linie an; allerdings waren ihm keine Linienbezeichnungen angegeben, in der Straßburger Aufschwörung fehlen sie auch. Der Drang der durch den Tod des Markgrafen Ernst und den Regierungsantritt des Markgrafen Karl gehäuften Geschäfte erklärt es zur Genüge, daß diese Versehen bei der Abnahme und Aufstellung des Monuments, die ziemlich bald nach dem Tode des Markgrafen Ernst erfolgt sein mag, unbemerkt blieben. Für uns aber wird das künstlerisch hervorragende Bildwerk durch dieselben noch wertvoller; gestatten sie uns doch einen Einblick in die Art und Weise, wie der Wappenschmuck auf diesen Prachtdenkmälern eigentlich zustande kam, wie ihre Bestellung vorbereitet wurde, aus welchen Quellen die Künstler und ihre Auftraggeber schöpften, wie letztere sich die Quellen überhaupt erst beschaffen mußten und es den ersteren, indem sie ihnen nur die Namenlisten lieferten, völlig überließen, die Wappen nach ihrem Wissen anzubringen.

Von den bisherigen Ergebnissen ist uns für die Betrachtung der Wappen auf der Seite der Markgräfin von Wichtigkeit, daß sie die Wappen der acht Urgroßeltern darstellen sollen, und zwar bilden sie, wenn wir sie in ihrer Reihenfolge auf dem Sarkophage von 1—8 numerieren, folgendes Ahnentafelschema:



Die Wappen selbst sind: 1. eine zweifürmige Burg, Sz.: ein Turm, auf dessen Sinnen ein Kopf, um den zur desselben fliegen Bänder oder ein Schleier nach hinten ab (Rosenfeld<sup>16</sup>); 2. ein Bock, Sz.: der Bock wachsend (Gremlich von Jungingen<sup>17</sup>); 3. ein Querbalken, darüber ein sechsstrahliger Stern, Sz.: Flug mit Schildbild (von Neuneck); 4. geteilt, oben ein Leopard, Sz.: ein Rissen, darauf ein halbes Rad, an den Enden der fünf Speichen (von acht) ist der Radkranz

mit Straußenfedern besteckt (von Owe); 5. ein Schrägbalken mit drei Kugeln belegt, Sz.: ein oben mit Rabenfedern besteckter Spitzhut, auf demselben ist das Schildbild wiederholt (Bombast von Hohenheim<sup>18</sup>); 6. drei Schlüssel (oder Wolfs-eisen) schräggelegt, Sz.: ein bärtiger Mannesrumpf mit einem Spitzhut, auf dem Umschlag des Rutes und auf der Kleidung sind die Schlüssel wiederholt (von Speth); 7. drei Rauten nebeneinanderstehend, Sz.: Flug mit Schildbild (von Hochschlitz<sup>19</sup>); 8. ein Angelhaken, Sz.: eine wachsende Frau, die statt der Arme Angelhaken hat, auf ihrem Rute drei Federn (von Angelloch). Damit hätten wir, wenn alle Wappen richtig bestimmt sind, wenigstens die Namen der Familien, denen die Ahnen der Markgräfin entstammten; aber wir haben gesehen, daß in diesen Wappenreihen Irrtümer nicht völlig ausgeschlossen sind. Wir müssen daher mittelst des obigen Schemas die einzelnen Angaben des Sarkophags auch hier prüfen, d. h. die sieben Ehepaare zu ermitteln und, soweit es möglich ist, auch die Abstammung jeder einzelnen Person von dem etwa ermittelten Paare nachzuweisen suchen; doch dürfen, wenn sonst alles stimmt, die heraldischen Angaben des Sarkophags zum Beweise der Filiation eintreten. Es sind also vor allem urkundliche Zeugnisse für folgende Allianzen beizubringen: 1. In der zweiten Hälfte des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts<sup>20</sup>) zwischen Rosenfeld und Bombast von Hohenheim, 2. und 3. Mitte und zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts (2.) Rosenfeld und Gremlich und (3.) Hohenheim und Speth. 4—7. Ende des 14. und erste Hälfte des 15. Jahrhunderts (4.) Rosenfeld und Neuneck, (5.) Gremlich und Owe, (6.) Hohenheim und Hochschlitz und (7.) Speth und Angelloch. Die Mutter der Markgräfin mußte nach dem Grabsteine also eine Bombast von Hohenheim gewesen sein. Bisher war es als sicher angenommen, daß sie aus der Familie von Hohenneck stammte. Das Rosenfeldische Geschlecht, das in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts erloschen ist, hatte zwar gleich bei seinem Auftreten in Württemberg eine durchaus bedeutende Rolle gespielt<sup>21</sup>), war aber dann zurückgetreten, während seine Vermögensverhältnisse günstig geblieben waren<sup>22</sup>); die einzelnen Herren von Rosenfeld<sup>23</sup>:

haben ruhig auf ihren Gütern gesessen und kommen daher nur selten in Urkunden vor, obwohl die Familie sich in zwei und drei Stämme gespalten hatte und ziemlich zahlreich gewesen zu sein scheint. So kommt es, daß das Geschlecht bis auf spärliche Nachrichten vergessen werden konnte, daß lange Zeit nur ein Rosenfeldisches



Ehepaar aus dem Ende des 15. und Anfange des 16. Jahrhunderts bekannt war, Georg von Rosenfeld († 1518) und seine Gemahlin Margarethe von Hoheneck († 1536)<sup>24</sup>). Da die Markgräfin Ursula wahrscheinlich noch in der vollen Blüte der Jahre stand, als sie 1538 starb, Georg von Rosenfeld aber 50 Jahre vorher (1488) als Mitglied



Sarkophag des Markgrafen Ernst und der Markgräfin Ursula von Baden in der Schloßkirche zu Pforzheim.  
(Linke Seite.)

Darauf die Wappen (von links ab): Rosenberg u. Gremlich. Neuenek u. Owe. Bombast u. Speth. Hochschlitg u. Angelloch.

des Ritterbundes zum St. Georgenschild genannt wird<sup>25</sup>), lag es nahe, in diesem einzig bekannten Paare die Eltern der Markgräfin zu suchen, eine Vermutung, die Schöpplin und Sachs<sup>26</sup>) zuerst aufnahmen und die später immer mehr zur Gewißheit erhoben wurde. Die Nachricht Schöpplins, die dieser Sachs brieflich zugehen ließ, daß in Handschriften des Straßburger Stadtarchivs<sup>27</sup>)



als Mutter der Markgräfin Ursula eine Bombast von Hoheneck genannt sei, gab Sachs zwar wieder (ebenda, Anm.), aber ohne ihr weiter nachzugehen. Sie ist in der Folge auch nicht beachtet worden<sup>28</sup>), obwohl der Pforzheimer Sarkophag genau die gleiche Angabe macht. Angesichts der Schwierigkeiten, welche in den Ahnenwappen des Markgrafen Ernst liegen, und welche sich nur

unter Heranziehung von z. T. damals unbekanntem oder in seinen Zusammenhängen noch nicht erkanntem Materiale lösen ließen, ist es freilich wohl zu verstehen, daß Sachs sich weder darauf noch auf eine Beschreibung, ja überhaupt Erwähnung des Wappenschmucks an diesem Grabmal einließ, waren doch die wenigen Angaben, die er über den Sarkophag machte, für einen L. Th. v. Spittler und nach diesem für Pütter gerade genug. Im Hinblick auf die obengeschilderten Verwechslungen konnte man vielmehr auch hier unter den Ahnenwappen der Markgräfin eine Verwechslung zwischen Hohenheim und Hoheneck vermuten. Aber wie unsere obige Untersuchung der Irthümer und ihrer Entstehung zeigte, liegen denselben ganz leicht zu erklärende Versehen zugrunde, welche zugleich beweisen, daß wir nicht ohne zwingende Veranlassung die genealogischen Angaben dieser Ahnenwappen verwerfen dürfen. Vielmehr finden wenigstens die Wappen 1, 2, 5 und 6 auf der Seite der Markgräfin für ihre Reihenfolge eine sichere Bestätigung. In zwei Urkunden nämlich von 1465 Nov. 7 und 1487 Mai 12, in denen Abt Johann von Reichenau seine lebensherrliche Zustimmung zur Belastung der Rosenfelder Lehen mit Wittum und Widerlage 2c. erteilt, werden (1465) Wolf d. ä. von Rosenfeld und seine Gemahlin Margarethe Gremlich und (1487) Wolf d. j. von Rosenfeld, der ausdrücklich als Sohn des damals bereits verstorbenen Wolfs d. ä. bezeichnet wird, und seine Gemahlin Anna von Hohenheim genannt<sup>29)</sup>, also genau der gleiche genealogische Zusammenhang, den auch die oben erwähnte Straßburger Handschrift verzeichnet hatte. Im Mai 1487 war demnach Wolf d. ä. bereits tot, er wird nach den Bestimmungen über die Mutungsfrist der Lehen frühestens im Mai des vorhergehenden Jahres gestorben sein, sein Sohn Wolf d. j., der Gemahl der Anna von Hohenheim, nach den Ahnenwappen des Sarkophags auch der Sohn der Margarethe Gremlich, war im Januar 1501 ebenfalls tot. Nach einer anderen Urkunde, nach der er schon im Februar des vorhergehenden Jahres nicht mehr lebte, hinterließ er vier unmündige Töchter, von denen bis jetzt nur der Name der einen, Sophie, Gemahlin Konrads von Frauenberg und Erbin des Schlosses Rosen-

feld und der übrigen Güter dieser Linie ihres Hauses, bekannt war<sup>30)</sup>. In Ursula haben wir eine zweite Tochter Wolfs d. j. zu erblicken. Die Eltern ihrer Mutter Anna waren aller Wahrscheinlichkeit nach Wilhelm Bombast von Hohenheim und Agnes von Speth, welche Sattler aus einer Urkunde von 1455 anführt. Wilhelm lebte noch 1492<sup>31)</sup>. Den Nachweis, daß er und Agnes von Speth die Großeltern mütterlicherseits der Markgräfin Ursula waren, muß uns wiederum der Sarkophag durch seine Ahnenwappen liefern; es kann zur Unterstützung dieses Beweises noch angeführt werden, daß von dem im 15. und 16. Jahrhundert nicht mehr sehr zahlreichen Hohenheimischen Geschlechte keine andere Allianz mit Speth bekannt ist.

Für die vier Urgroßelternpaare, wie sie der Sarkophag angibt, ließ sich bisher kein urkundlicher Beleg finden<sup>32)</sup>. Es könnte deshalb, zumal nach den Erfahrungen auf der anderen Seite des Sarkophags, vermutet werden, daß sich auch unter diesen Wappen irgend ein Versehen findet. In der Tat scheint denn auch eine Umstellung der beiden letzten Wappen, des Rautenwappens und des Angellocher, stattgefunden zu haben. Markgräfin Ursula entstammte durch ihre Mutter dem Geschlechte der Bombaste von Hohenheim, dem auch die dritte Gemahlin Markgraf Ernsts, die Markgräfin Anna angehörte. Also muß irgend eine nähere oder fernere Verwandtschaft gleicher oder ungleicher Linie zwischen den beiden Markgräfinnen bestanden haben<sup>33)</sup>, d. h. sie konnten in gleichem oder verschiedenem Grade von ihrem gemeinschaftlichen Hohenheimischen Ahnherren abstammen. Der Grabstein der Markgräfin Anna († 1574), ein Standbild in der Kirche von Sulzburg<sup>34)</sup>, trägt auf den beiden Säulen, zwischen denen die Gestalt der Markgräfin im Relief steht, je vier Ahnenwappen, auf dem Aufsätze des Monuments ist in der Mitte das Badische Wappen des Markgrafen Ernst angebracht, (heraldisch) rechts und links davon die Wappen Hohenheim und Schilling von Cannstatt, d. h. die der Eltern der Markgräfin. Sie kehren auf den beiden Säulen unter den Ahnenwappen wieder und zwar rechts (von der Markgräfin aus gerechnet) das Hohenheimische, links das Schillingische, also auch hier sind

die Wappen der Ahnen väterlicher- und mütterlicherseits geschieden. Auffälligerweise stehen aber die beiden Wappen hier nicht an erster, sondern jedesmal an zweiter Stelle in ihrer Reihe. Es liegt hier also eine ungewöhnliche Anordnung vor, die nicht ohne weiteres in eine Ahnentafel aufzulösen ist, aber mit Hilfe des Schilling'schen Stammbaums<sup>35)</sup> ermittelt werden kann, indem man die



Ahnentafel über vier Ahnen der Anna Maria von Schilling, der Mutter der Markgräfin Anna, aufstellt. Die Wappen sind von oben nach unten: 1. von Hausen (Schrägbalken mit drei Ringen oder wahrscheinlicher Sternen<sup>36)</sup>); 2. von Schilling (die Kanne); 3. von Dachsenhausen (geschacht unter Schildhaupt); 4. von Tippenburg (zwei Flügel). Die Ahnentafel lautet:

Berthold von Schilling      1. Eine Tochter Hugos von Hausen  
 2. Heinrich von Schilling † ca. 1520

Ulbrecht von Dachsenhausen      4. Eine von Tippenburg  
 3. Anna von Dachsenhausen

Anna Maria von Schilling † 1546.

Daraus ergibt sich also folgende Anordnung der Ahnenwappen: 2., 3., 1., 4., die der Eltern Anna Mariens stehen in der Mitte, die der beiden Großmütter oben und unten, nächst dem Wappen je ihres Kindes. Die vier väterlichen Ahnenwappen sind von oben nach unten: 1. Angelloch (die Angel); 2. Bombast von Hohenheim (der Schrägbalken mit den drei



Kugeln); 3. ein undeutliches Wappen: ein Löwe, oder vielleicht ein Biber (Bibra?); 4. Handschuchsheim (der Handschuh). Nach der Anordnung auf dem Pforzheimer Sarkophag hätten diese vier Wappen der Hohenheimischen Ahnen in folgender Reihenfolge zu stehen (in der 2. Reihe stehen die vier Hohenheimischen Ahnen der Markgräfin Ursula):

1. Hohenheim, 2. (Bibra?), 3. Angelloch, 4. Handschuchsheim (= Ahnen der Markgräfin Anna)  
 Hohenheim      Speth      Hochschlitz      Angelloch      (= Ahnen der Markgräfin Ursula).

Es wiederholen sich also auf beiden Ahnentafeln die Wappen von Hohenheim und Angelloch, aber das Wappen Angelloch hat nicht jedesmal die gleiche Stellung, im ersten Falle (Markgräfin Anna) deutet sie auf ein Urgroßelternpaar Hohenheim-Angelloch, im letzten (Markgräfin Ursula) auf ein Urgroßelternpaar Speth-Angelloch. Nun könnte es an und für sich damit seine Richtigkeit haben, es könnten zufällig beide Markgräfinnen nicht nur durch die Hohenheimische Familie auf einem Wege, sondern auch durch die Angellochische auf einem zweiten, von dem ersten völlig verschiedenen Wege miteinander verwandt gewesen sein, allerdings dann auf beiden Wegen ziemlich weitläufig<sup>37)</sup>, aber es liegt nach allem vorhergehenden viel näher anzunehmen, daß auf dem Sarkophage in Pforzheim nur die beiden Wappen Hochschlitz und Angelloch vertauscht sind, daß beide Markgräfinnen von dem gleichen Urgroßelternpaar Hohenheim-Angelloch abstammten, und daß Agnes von Speth, die mütterliche Großmutter



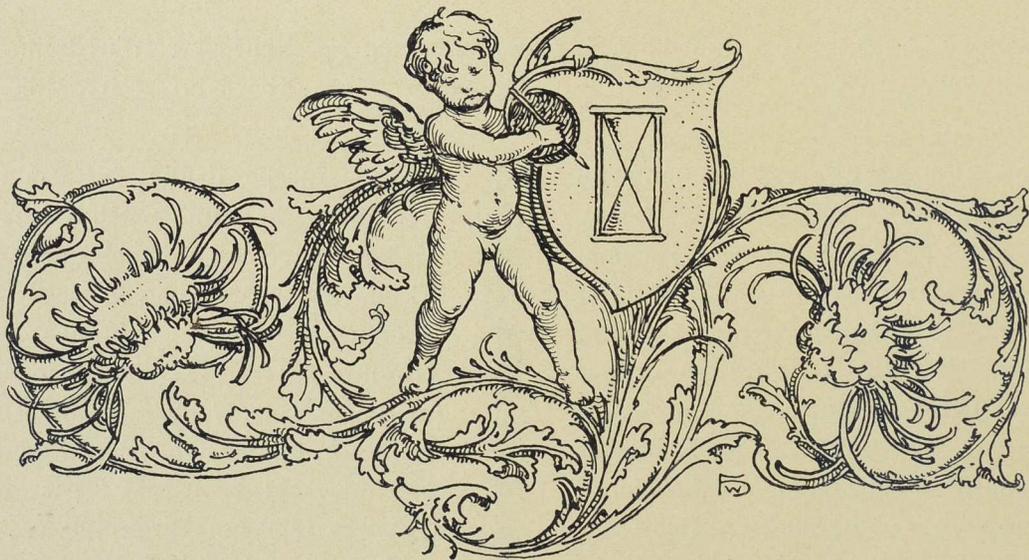
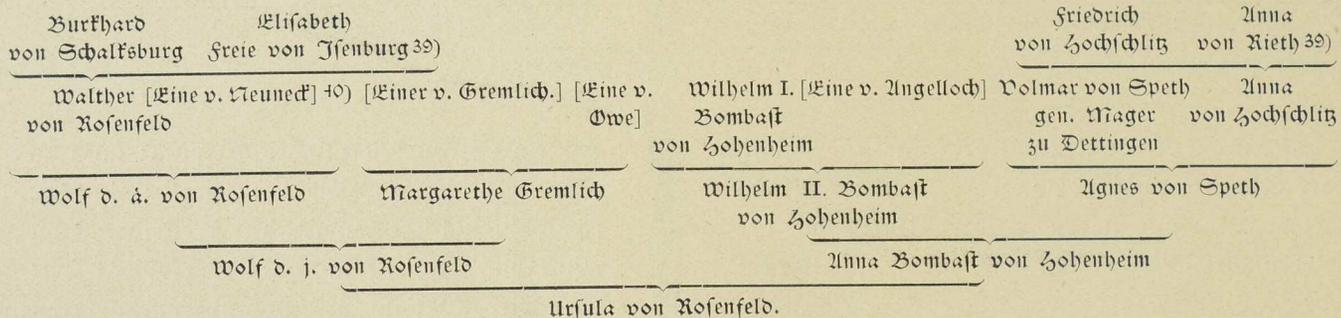
der Markgräfin Ursula, die Tochter einer von Hochschlitz war. Und wirklich hat zu Ende des 14. Jahrhunderts und wohl auch noch im 15. eine Allianz Speth-Hochschlitz bestanden, wodurch die vermutete Vertauschung sehr an Wahrscheinlichkeit gewinnen dürfte. 1379 tritt Friedrich von Hochschlitz Güter an Volmar Speth gen. Mager zu Dettingen, den Gemahl seiner Tochter Anna von Hochschlitz ab; dasselbe Ehepaar erwirbt dann 1385 und 1389 den Kirchensatz in Kemnat, aus welchem Orte schließlich Anna von Hochschlitz, Gemahlin Volmar Magers, für sich und ihre Mutter Anna von Rieth, die Gemahlin des Friedrich von Hochschlitz selig, eine Gült den Augustinerinnen zu Eßlingen schenkt<sup>38)</sup>. Dieses Paar Volmar von Speth, gen. Mager zu Dettingen und Anna von Hochschlitz waren also genaue Zeitgenossen des obengenannten Wernher von Rosenfeld, dessen Bruder Walthar der Vater des älteren Wolf von Rosenfeld, also ein Urgroßvater der Markgräfin Ursula war. In Volmar

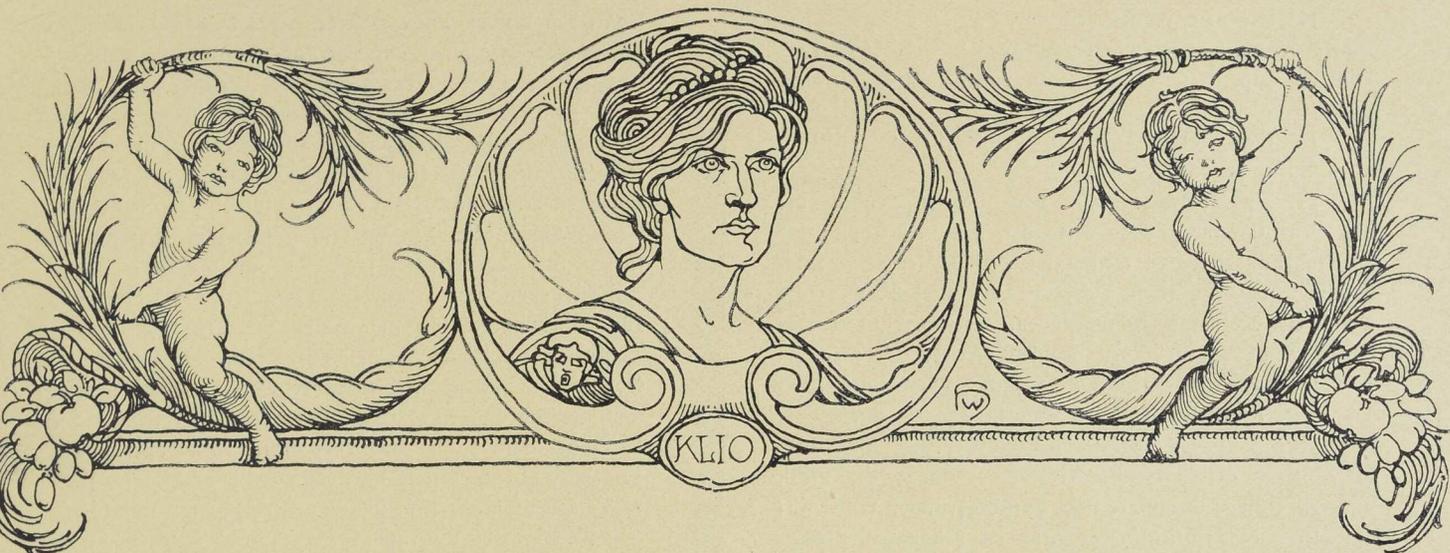
von Speth und Anna von Hochschlitz haben wir eines der bisher unbekanntten Urgroßelternpaare der Markgräfin Ursula gewonnen. Die Namen zweier weiterer Urgroßväter, Walther von Rosenfeld und Wilhelm (I.) von Hohenheim, des Vaters des früher bereits genannten Wilhelm (II.), des Gemahles der Agnes von Speth, sind ebenfalls bekannt, es fehlen nur noch ihre Gemahlinnen und ein weiteres Paar; also von den 14 Vor-



fahren, welche die Markgräfin Ursula von der ersten bis dritten Ahnenreihe im ganzen hatte, und die bisher unbekannt waren, fehlen nur noch vier; hoffentlich gelingt es, wenn erst mehr Urkundenmaterial bekannt ist, auch diese noch zu ermitteln.

Die Ahnentafel der Markgräfin Ursula, soweit sie mit Hilfe des Sarkophags festgestellt ist, lautet also:





## Anmerkungen.

1) Der spätgotische Chor ist erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts angebaut worden, die Kirche selbst stammt in ihren ältesten romanischen Teilen noch aus dem 11. Jahrhundert.

2) Der Name des Künstlers ist unbekannt.

3) Die erste Gemahlin, Markgräfin Elisabeth, eine geborene Markgräfin von Brandenburg, ist in Stuttgart, die dritte Gemahlin, Markgräfin Anna, geborene Bombast von Hohenheim, die ihren Gemahl um mehr als zwanzig Jahre überlebte, ist in Sulzburg beigesetzt.

4) Diese vier Wappen tragen auf dem Sarkophag die gemeinsame Unterschrift „Insignia dominiorum“, die andern Wappen sind nicht bezeichnet. Das Sponheimer Wappen führten weder Markgraf Ernst noch Markgraf Karl, obwohl ihnen das Recht zur Führung zustand (vgl. v. Weech, Siegel a. d. Gen.-Landesarchiv I, Tafel 9, Nr. 8, und Tafel 10, Nr. 4). Den ursprünglich Ufenberger Flügel hatte Markgraf Ernst nicht in sein Wappen aufgenommen, dies tat erst Markgraf Karl II. wieder, dem der Pforzheimer Sarkophag seine Entstehung verdankt. Daß dieser Flügel auf demselben an vierter Stelle angebracht ist, während er im Rückbild des großen Wappens an zweiter Stelle steht, könnte darauf hindeuten, daß man das Wappen ursprünglich auf dem Sarkophage hatte fortlassen wollen, und es nur der Symmetrie halber hinsetzte, sich aber bewußt war, daß es eigentlich nicht hingehörte. Ferner läßt die Anordnung der vier Herrschaftswappen — nämlich zuerst der eigentlich für Saufenberg geführte Löwe, dann die Wappen von Rötteln und Badenweiler und endlich der von da ab Zachberg bezeichnende Flügel in Verbindung mit dem von Markgraf Karl II. geführten Titel, in dem erst seit diesem Markgrafen der Titel Landgraf von Saufenberg wieder regelmäßig erscheint, ebenso wie der Zachberg-Ufenberger Flügel, in seinem Wappen, — die Vermutung aufkommen, daß die Verwechslung der Löwenfigur (irrig auf Zachberg) und des Flügels (irrig auf Saufenberg bezogen), die seit dem 18. Jahrhundert durchzudringen begann, schon unter Markgraf Karl II. gemacht worden ist (vergl. Brambach, Das

Badische Wappen. Karlsruhe 1889, S. 7 f. und 35 f. und derselbe, Die Jähringer Symbole und Wappen auf Münzen. Narau 1905, S. 37 und 39 ff.).

5) Vergl. Abb. S. 37 für die Ahnenwappen des Markgrafen und S. 41 für die der Markgräfin. S. 38 und 39 sind die Vorder- und Rückseite des Sarkophags abgebildet. Für die liebenswürdige Erlaubnis, diese Abbildungen zu veröffentlichen, spreche ich dem Vorstände der vereinigten Sammlungen in Karlsruhe, Herrn Geheimrat Dr. Wagner, auch an dieser Stelle meinen besten Dank aus.

6) So die Helmzier der älteren Saarbrücker Linie † 1574; ähnlich die der Dillenburger Linie, doch ohne den Löwen, und auf den Flügeln ein mit Blättern belegter Schrägbalken.

7) Beide Formen kommen wiederholt in den Aufschwörungen der geistlichen Brüder des Markgrafen Ernst aus dem Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts vor, andere Formen werden daselbst nicht gebraucht.

8) So in einer Ende des 16. Jahrhunderts verfaßten Handschrift der Hof- und Landesbibliothek in Karlsruhe, ausgesprochen: Nassau. Bouillet, Dictionnaire universel d'histoire et de géographie, Paris 1866, gibt S. 1217 „Nassau“ sogar als noch gebräuchliche deutsche Form des Namens, „Massovia“ als lateinische Form an.

9) Die letzten Herzöge von Masovien führten im 1. und 4. Feld des quadrierten Wappens den polnischen Adler, im 2. und 3. Feld den Lzerst'schen schreitenden vierfüßigen Drachen (Lindwurm). Das Wappen der Masovisch-Lujavischen Herzöge war ein halber Löwe und ein halber Adler gegeneinandergeschoben, also eine Vereinigung der Piastischen Wappen von Groß- und Klempolen; Helmzier: ein Flug.

10) Ausgestorben mit Johann III. (IV.) 1526 (Balzer, Genealogia Piastów. Krakau 1895) nicht 1529 (Bouillet).

11) Vergl. Inventare des General-Landesarchivs 2 (Karlsruhe 1904), S. 38 ff. Personalien Altbaden Markgraf Christof I., Nr. 179, 187, 190, 198.

12) Die vier väterlichen und die vier mütterlichen Ahnen getrennt in je einer besonderen Urkunde meist vom gleichen Tage datiert, aber von verschiedenen Personen aufgeschworen.

13) Der Vorname Zimburg fehlt hier wie fast in allen Aufschwörungen.

14) Die Aufschwörungen der anderen Brüder, die das General-Landesarchiv verwahrt, sind vier Kopien des 19. Jahrhunderts von Originalen des Koblenzer Staatsarchivs aus dem alten Trierer Domkapitelarchiv, sechs Originale, Kölner Aufschwörungen, die sich wohl ebenso wenig wie die modernen Koblenz-Trierer Kopien im 16. Jahrhundert im Baden-Durlachischen Archive befanden. Von vier dieser sechs Kölner Originale, von den Aufschwörungen des Kölner Domherrn Markgraf Christof sind auch die Konzepte im Karlsruher Archive vorhanden, die beiden anderen Kölner Originale sind Aufschwörungen Markgraf Rudolfs, und schließlich existiert im genannten Archive noch eine im 16. Jahrhundert angefertigte Kopie einer Trierer Aufschwörung Markgraf Jakobs, des späteren Trierer Erzbischofs. Die vier Konzepte, wie auch die zugehörigen Originale enthalten zusammen nur zwei Aufschwörungen zu je acht Ahnen, indem die vier väterlichen und die vier mütterlichen Ahnen getrennt aufgeschworen wurden. Ebenso verhält es sich mit den beiden Kölner Originalen des Markgrafen Rudolf, auch die erwähnte Trierer Kopie aus dem 16. Jahrhundert bildet nur einen Teil der Aufschwörung des Markgraf-Erzbischofs Jakob, sie führt nur die vier väterlichen Ahnen auf. Diesem Umstand, daß alle in früherer Zeit in Baden-Durlachischem



Besitz befindlichen Aufschwörungen der Brüder des Markgrafen Ernst scheinbar nur vier Ahnen aufzählen, während doch in unserem Falle deren acht erforderlich waren, ist es wohl zuzuschreiben, daß der beauftragte Kanzleibeamte die umfangreiche Straßburger Aufschwörung zu Grunde legte. Vielleicht ist es, wenn eine Vermutung gewagt werden darf, kein bloßer Zufall, daß, während von den Kleinen Kölner Aufschwörungen zwar noch die alten Konzepte existieren, von der einen Trierer und von der Straßburger Aufschwörung, und zwar gerade von letzterer Kopien des 16. Jahrhunderts vorhanden sind. Sollten diese beiden Abschriften nicht am Ende bei dieser Gelegenheit angefertigt worden sein? Daß archivalischer Verkehr damals nicht ganz unerhört war, zeigt z. B. ein Brief vom Ende des 15. Jahrhunderts (Inventare des General-Landesarchivs 2, 37, Personalien, Altbaden, Markgraf Christof, Nr. 157). Dazu kommt noch, daß, wie die alten Archivvermerke auf der Rückseite der Straßburger Abschrift beweisen, diese Urkunde von Anfang an dem Baden-Durlacher Archiv angehört hat, also im 16. Jahrhundert für dasselbe angefertigt ist.

15) Diese Aufschwörung gibt ein gutes Beispiel für die osterwähnten Ahnentafelauszüge. Ihre Angaben stimmen übrigens in dieser Reihenfolge nicht, wenn auch alle aufgezählten Namen Ahnen der Markgräfin Ottilie angehören. Die Ahnentafel der Gräfin Ottilie von Nassau hat in Wirklichkeit folgende Gestalt (die Nummern geben die Reihenfolge in dem oben abgedruckten Stücke, die daselbst vorkommenden Namen sind gesperrt gedruckt, die nicht gesperrt gesetzten sind in der Aufschwörung nicht genannt):

Otto von Nassau-Dillenburg † ca. 1350 ux. 4. Adelheid, T. Gottfrieds von Vianden, † 1333	Adolf II. zur Mark † 1347 ux. 6. Margarethe, T. Dietrichs VIII. von Cleve † 1347	Johann II. von Breda	Johann von Salm ux. Philippota, T. Johans von Salkenberg	Ruprecht III. von Virneburg † 1346 ux. Agnes, T. Sigfrieds von Westerbürg	Arnold II. von Randerode † 1331 ux. Katharina	Bernhard I. von Solms-Braunfels † 1349 ux. 7. Irmgard, T. Ottos zur Lippe	Philipp VI. von (Salkenstein) Münzenberg. † 1373 ux. Elisabeth, T. Ulrichs III. von Hanau
Johann I. von Nassau-Dillenburg † 1416	S. Margarethe zur Mark † ca. 1405	Johann III. von Breda	Otilie von Salm	Adolf von Virneburg, † 1379	Jutta von Randerode	Otto von Solms-Braunfels † 1409	S. Agnes von Münzenberg † 1409
Engelbert I. von Nassau-Dillenburg, † 1442		Johanna von Breda † 1440		Ruprecht IV. von Virneburg † 1444		S. Agnes von Solms-Braunfels † 1427	
2. Heinrich II. von Nassau-Dillenburg, † 1450				3. Genoveva von Virneburg, † 1437.			
1. Otilie von Nassau.							

Also die Großmutter und Urgroßmutter der Gräfin Ottilie von Nassau sind mit Vianden und Lippe falsch angegeben, und je die beiden folgenden Namen Mark und Cleve, sowie Solms und Münzenberg bezeichnen zwar Tochter und Mutter, hängen aber genealogisch ganz anders als angegeben mit den vorhergehenden Gräfinnen von Vianden bzw. Lippe zusammen.

16) Da die Familie sich früher nach der Hohenzollerischen Schalksburg benannte, dürfte das Wappen mit der (Schalks-) Burg im Schilde ein redendes sein. Außer diesem landsässigen Edelgeschlechte gab es im 15. Jahrhundert noch Patrizier dieses Namens in Rottweil, Rottenburg und Thorn, sowie Bürger in Basel und vorübergehend auch in Konstanz; im 18. und 19. Jahrhundert gab es ferner eine Familie Zetzely von Rosenfeld im Erbländisch-



Österreichischen Adelsstand, sowie in Preussischen Militärdiensten eine Familie von Rosenfeld-Romicjewski, ferner vorübergehend ebenfalls im 18. Jahrhundert auch in Württemberg eine Familie v. R. Hartart v. Hartstein, 2, 62 nennt auch für das vorhergehende Jahrhundert eine Familie dieses Namens. Im Mannesstamm starb die Familie der Markgräfin Ursula 1525 aus, im weiblichen erst 1548 oder kurz vorher.

17) Daß dieses Wappen das der Gremlich von Jungingen darstellt, wird unten nachgewiesen; das Wappen ist ziemlich häufig, es wird z. B. geführt von den Böcklin von Böcklinsau, Böcklin von Lutingertal, Leutrum von Ertingen, von Vestenberg, von Hohenems u. a. mehr.

18) Einen gleichen Schild, aber mit unbekannter Helmzier, führten die Herren von Bergach (Württ. O.-A.

Wingen), das Überlinger Geschlecht Haberkalt und die Eßlinger Bürger Bodelshofer, die vielleicht ein Zweig der Herren von Wernau waren; diese selbst sowie die Herren von Epsich führten zum gleichen Schilde andere Helmzierer, sie kommen teils deshalb, teils weil sie im 15. und 16. Jahrhundert bereits ausgestorben waren, hier nicht in Betracht.

19) Genau das beschriebene Wappen führten die Herren von Hochschlitz (blaue Rauten in goldenem Schild und Flug) sowie die Herren von Grensau (bei Vallendar, silberne Rauten in rotem Schild und Flug). Letztere gehören zu der am Mittelrhein weitverbreiteten Drei-Rauten-Wappengruppe (vergl. Hauptmann im J.-B. Adler 1900, 29 ff.); zu derselben gehören auch u. a. die Herren von Braunsberg, Cobern, Vallendar und von dem Werde, die Schenken von Boppard und von Liebenstein und die Weiher von Nickenich, welche alle die Rauten in obiger Stellung führten. Die ganze Gruppe kommt jedoch wegen der Entfernung hier kaum in Betracht. Von dem Wappen des Heilbronner Patriziergeschlechts der Luppold kennen wir nur den Schild (die drei Rauten), aber nicht die Helmzier. Ein ähnliches von dem obigen Wappen nur durch einen silbernen Querraden über den schwarzen Rauten in silbernem Felde und Flügel unterschiedenes Wappen führten auch die Herren von Venningen, aber wegen des Querradens scheiden sie ebenfalls aus, wie auch die Herren von Wartau und die Wambold von Umstadt, die ganz andere Helmzierer (Büffelhörner und Brackenkopf) führen. Freilich kommt das Wappen der Herren von Hochschlitz (identisch mit den Herren von Hausen, jetzt Pfaubausen, Württ. O.-A. Eßlingen) auch in anderer Gestalt vor, nach v. Alberti, Württ. Adelslex. I, 282, waren die Rauten schräg rechts gestellt, doch ist die obige Form durch die Abbildung bei v. Neuenstein, Gesellsch. zum Leithund 123 (aus der Monatschrift „Wappenkunde“) genügend bezeugt.

20) Diese Zeitbestimmungen sind natürlich nur ungefähre.

21) Die Bedeutung knüpft sich vornehmlich an Wernher v. R. an, einen Sohn Burthards von Schalksburg und der Gemahlin desselben Elisabeth aus dem Geschlechte der edelfreien (d. h. also hochadeligen, ebenbürtigen) Herren von Hsenburg (Württ. O.-A. Horb; Stammesgenossen der Freien von Werstein). Wernher, als er mit seinem Vater aus Hohenzollerischen in Württembergische Dienste trat, änderte nicht nur seinen Namen in Rosenfeld, worin ihm seine Verwandten folgten, sondern nahm anfänglich sogar ein neues redendes Wappen (drei Rosen) an, welches er allerdings bald wieder aufgab. Vom Grafen Eberhard dem Greiner mit wichtigeren Ämtern betraut und wiederholt in diplomatischen Missionen verwendet, zeichnete er sich auch als Kriegsmann aus. So entschied er die Schlacht von Dößlingen (1388) und damit den schwäbischen Städtekrieg zu Gunsten Württembergs und der süddeutschen Fürsten überhaupt, indem er gerade im rechten Augenblicke mit frischen Mannschaften auf dem Schlachtfelde erschien. Sage und Dichtung haben freilich an die Stelle Wernhers den Wolf von Wunnenstein gesetzt. Wernher und sein Geschlecht waren gänzlich vergessen, und doch gehörte er zu den Württembergischen Räten, welche bei der bedeutsamen

Erwerbung von Nömpelgard und bei den vorausgehenden Verhandlungen beteiligt waren. Wernhers Anteil daran und seine Kenntnis des Westens, die er sich schon früher auf Württembergischen Gesandtschaften jenseits des Schwarzwaldes erworben hatte, scheinen ihn den Grafen als geeignetsten Mann empfohlen zu haben, die neu erworbene Grafschaft als ihr erster Landvogt zu verwalten und den Stammlanden zu verbinden.

22) Soweit aus den wenig zahlreichen Nachrichten über das Geschlecht zu schließen ist; für die 150 Jahre seines Bestehens vermochte ich aus den bisher veröffentlichten Urkunden- und ähnlichen Sammlungen nur 125 Regesten zusammenzubringen.

23) Eine Ausnahme macht nur Werner d. ä., zu Balingen gefessen, dessen Verhältnisse etwas zurückgegangen zu sein scheinen.

24) Der Grabstein dieses Paares in der Kirche von Bühl (Württ. O.-A. Rottenburg) ist noch vorhanden. Die Inschrift ist abgedruckt bei Crusius, An. Suev. 3, 12, 180, und O.-A.-B. Rottenburg 2, 132.

25) Datt, De pace publ. 2, 7, 280, danach Schöpflin, Z. 3.-B. 4, 29 und Sachs, Einleitung 4, 65.

26) Schöpflin 4, 29 und Sachs 4, 66. Die Namen der Eltern müssen schon frühe in Vergessenheit geraten sein. Zenniges, der sein Theatrum geneal. in Magdeburg 1598 herausgab, kannte nicht einmal die Markgräfin Ursula (II, 1, 242) und Jüngler, der noch nicht 90 Jahre nach dem Tode derselben 1623 seine Vera et genuina origo march. Bad. (Z.-S. der Hof- u. Landesbibl. Karlsruhe) schrieb, wußte nur zu berichten „equitis aurati de Rosenfeld filia“, und wieder ein Menschenalter darauf war davon noch ein Stück in Vergessenheit geraten; Rittershusius, Gen. imper. regum . . ., Tübingen 1658 (2. Aufl.), Tafel 31, nennt sie nur „equitis à Rosenfeld f[ilia]“. In Der Durchl. Fürsten und Marggr. v. Baden Leben, Frankfurt und Leipzig 1695, ist gar nichts mehr vom Vater gesagt, und Imhof, Europ. Stammtafeln (1. Aufl., Lüneburg 1695, 2, Taf. 72, 2. Aufl., Frankf.-Leipzig 1701, 2, Taf. 78), schreibt sogar mit „Ursula von Rosenfels“ den Namen falsch.

27) Dieselbe, nach Schöpflins Vermutung eine Z.-S. Luckes, ist später in die Universitäts- und Landesbibliothek in Straßburg übergeführt worden und 1870 leider verbrannt. Einen Auszug oder Abschrift dieser Stelle nahm seiner Zeit L. Th. v. Spittler; in seinem Nachlasse, soweit er noch in den Bibliotheken in Göttingen, Stuttgart und Tübingen vorhanden ist, fanden sich diese Notizen nicht mehr vor, wohl aber in der Stuttgarter Kgl. Landesbibliothek ein Blatt, auf welchem Spittler aus anderen Werken Nachrichten über das Rosenfelder Geschlecht zusammengestellt hatte, die er dann in seinem Aufsätze über „Markgraf Ernst von Baden und Ursula von Rosenfeld“ verwertet hat. Den Vorständen der genannten Bibliotheken sowie dem Straßburger Stadarchivar, Herrn Dr. Winkelmann, sei auch an dieser Stelle mein verbindlichster Dank für ihre liebenswürdigen Bemühungen und Auskünfte ausgesprochen. Übrigens scheint die Z.-S. nicht sehr viel über die Vorfahren der Markgräfin Ursula enthalten zu haben, trotz der Angabe Schöpflins, daß man über die Herren von Rosenfeld sowie die von Hohenheim daselbst

ausführliche Nachrichten finde, wohl kaum eine vollständige Rosenfelder Genealogie, wenigstens hat Spittler trotz seiner Abschrift aus Lucke nur die eine weitere Mitteilung, daß die Großmutter der Markgräfin Ursula eine „Grimlich“ (!) gewesen sei, über welche Familie er (also auch seine Quelle) nichts in Erfahrung hatte bringen können, wie er ausdrücklich angibt. Was er über die Familie Rosenfeld sonst noch anführt, hat er aus anderen Quellen, nicht aus Lucke. Auch ein dritter Benutzer der *H.-S.*, der anonyme Verfasser der *Tablettes généalogiques des ill. maisons de Zaeringen et de Bade, Darmstadt, Paris und Straßburg 1810*, der sich S. 199 ff., Anm., sehr eingehend mit dem Rosenfelder Geschlechte beschäftigt, von dem er sogar zu beweisen sucht, daß es ein Zweig der Herzöge von Teck war, wußte außer den schon von Schöpflin und Sachs aus anderen Quellen gegebenen Daten nur folgendes aus Lucke anzuführen: „... George de Rosenfeld . . . son épouse Marguerite de Hohen-eck, que Lukius appelle mal à propos Hohenheim de (soll wohl heißen „dit“) Bombast, qui fût le nom de la troisième femme du Margrave Ernest . . .“ Wenn Lucke eingehendere Angaben gemacht hätte, wären sie sicher von Spittler und in den *Tablettes*, die beide alles Erreichbare über die Familie zusammenstellten, verwertet worden. Schöpflin setzt übrigens diese verlorene Straßburger *H.-S.* in das 16. Jahrhundert; wenn diese Datierung richtig ist, hätten die Angaben der *H.-S.*, weil ganz oder doch ziemlich zeitgenössisch und zudem in der Nähe gemacht, der genealogischen Vermutung von Sachs über die Eltern der Markgräfin vorgezogen zu werden verdient. Aber in der zweiten Vermutung von Schöpflin, daß Lucke der Verfasser sei, welcher auch Spittler zustimmte, liegt eine gewisse Einschränkung, wenn Schöpflin, wie nicht anders anzunehmen, den Straßburger Numismatiker Joh. Jakob Lukius (Lucius), † 1653, gemeint hat. Derselbe ist erst um 1575 in Straßburg geboren, seine *Sylloge numismatum elegantiorum* über die Gelegenheitsmünzen des 16. Jahrhunderts erschien 1620 in Straßburg. Wenn er wirklich der Verfasser der verlorenen *H.-S.* war, kann sie erst ganz zu Ende des 16. Jahrhunderts, oder wahrscheinlicher erst im 17. Jahrhundert entstanden sein. Die bei Schöpflin, *H. 3.-B. 4*, Tafel I, abgebildeten und beschriebenen Medaillen und Münzen Markgraf Ernsts und seiner Familie scheint L. nicht gekannt zu haben, wenigstens behandelt er sie nicht, sondern nur eine Medaille Markgraf Ernst Friedrichs (S. 335). Weder bei dieser Gelegenheit, noch sonst in seiner *Sylloge* kommt er auf Badische Genealogie zu sprechen. Da die Handschrift die Vornamen der Eltern und der Großeltern der Markgräfin Ursula sicher nicht angab, sondern nur die Familiennamen, wäre es nicht unmöglich, daß diese Angaben auf das Pforzheimer Grabmal zurückgehen.

28) Bis auf L. Th. v. Spittler und die „*Tablettes*“, die sie als Verwechslung mit der dritten Gemahlin Markgraf Ernsts verwarfen (f. o. Anm. 27).

29) Karlsruhe Kopialbuch 1102, 202. Vgl. 3. f. G. d. Oberh., N. S. 19, 155. Die betreffenden Stellen lauten: „Wir (so. Abt Johann von Reichenau) haben zu rechtem manlehen gelühen Wolffen von Rosenfeld den leyen zehanden zu Rosenfeld . . . Wir haben im och her inne sonder

gnad bewisen . . . das er frow Margrethen Gremlichin, sin husfrowen . . .“ Ferner „Wir haben nach abgang Wolffen von Rosenfeld, dem vesten unserm dheim und lieben getrewen, Wolffen von Rosenfeld, synem sone die obgeschriben man lehen zu rechtem manlehen gelühen und daby die gnad getan, das er sin husfrowen Anna von Hohenhaym . . .“

30) Pfaff, Württemb. Regesten (*H.-S.* der Stuttgarter Kgl. Bibl.) 2, B., fol. 367 b und 368 a, nach vier Originalen des St.-A. Stuttgart: 1500 Febr. 17 bitten Anna von Rosenfeld, geb. von Hohenheim, Wittwe und die Vormünder der vier hinterlassenen unmündigen Töchter des Wolf von Rosenfeld sel. denselben als Lehensträger ihren Vetter Sebastian von Hohenheim gen. Bombast zu geben, worauf Sebastian vom Herzog Ulrich von Württemberg am 23. März 1500 die Belehnung erhält. 1517 Juni 22 tritt Konrad von Frauenberg an dessen Stelle als Württembergischer Lehensträger von „Wolffen von Rosenfeld seligen vier eelichen verlassen dochtern“ (Belehnung und Revers vom gleichen Tage). 1529 Dez. 18 vergleichen sich Markgraf Ernst von Baden für seine Gemahlin Ursula und Konrad von Frauenberg für seine Ehefrau Sophie von Rosenfeld über die väterliche und mütterliche Erbschaft der Markgräfin. Konrad v. Fr. sichert dabei die Markgräfin gegen etwaige Ansprüche der beiden Schwestern Margarete von Rosenfeld, Klosterfrau in Oberstentfelden und Apollonia von Rosenfeld, Klosterfrau zu St. Stephan in Straßburg (Original im General-Landesarchiv zu Karlsruhe), wenn auch Ursula in dieser Urkunde nicht ausdrücklich als Tochter Wolfs von Rosenfeld bezeichnet wird, so weist doch der Rechtsinhalt aufs deutlichschte darauf hin. Die Urkunde gibt uns auch die Namen der vier Töchter: Sophie, Ursula, Margarete und Apollonia an. Nach diesem Erbvertrag erhielt Konrad von Frauenberg die Lehen von Württemberg nur noch als Lehensträger für die eine Schwester, seine Gattin Sophie 1521 April 15 (Pfaff, a. a. O.).

31) Sattler, Gesch. Württembergs unter den Herzögen. Tübingen 1768, S. 167; ob er auch Agnes von Sveth aus dieser Urkunde von 1455 kennt, geht nicht genügend klar aus seinen Worten hervor.

32) Eine Andeutung der ersten Allianz Rosenfeld-Tenneck könnte vielleicht in den Ansprüchen gefunden werden, die Vogt Wernher von Rosenfeld „von Herrn Volgen von Nüwenegg oder seiner Kinder wegen“ an Rößl an der Murg hatte, und auf die er 1374 VI 13 zu Gunsten des Klosters Reichenbach verzichtete (Reg. in Hohenzoll. Mitt. 12, 16). Der Vater Wolfs d. ä. von Rosenfeld hieß übrigens Walther, nach einer Urkunde im Karlsruher Kopialbuch 1099, 318. Er war sicher ein Bruder Wernhers.

33) Auf diese Verwandtschaft weist auch Schöpflin in seiner Mitteilung an Sachs (a. a. O.) hin, doch war die Markgräfin Anna kein direkter Nachkomme des bei Sachs angeführten Wilhelm von Hohenheim, wie Sachs vermutete.

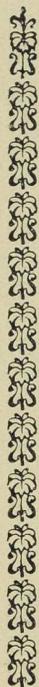
34) Abgebildet in Bad. Kunstdenkmäler 5, Tafel 12. Eine ausführliche Beschreibung bei Sachs 4, 68; doch hat er die Wappen teils falsch bestimmt, teils unzureichend beschrieben. Dasselbe gilt von seiner Beschreibung eines zweiten Grabsteins der Markgräfin, ebenfalls in Sulzburg (in den Kunstdenkmälern nicht erwähnt, wohl verloren), nach Schöpflin war er mit vier Ahnenwappen geschmückt

gewesen; nach der Beschreibung von Sachs wären die beiden ersten Wappen dem Badischen Wappen entnommen gewesen, die beiden letzten waren das Hohenheimische und „drey übereinander schrägsliegende Kofkämme (man sieht dergleichen in dem Fürstl. Schwarzburgischen Wappen)“. Bei dieser Beschreibung möchte man an das Spethsche Wappen denken, aber weder dieses, noch ein den Sachschen Angaben gleichendes kommt auf dem erhaltenen Grabmal vor.

35) Geschlechtsbeschreibung derer von Schilling, S. 208, 240 und an anderen Stellen; doch wird als Mutter Annas von Dachsenhausen daselbst neben der von Tippenburg auch eine von Thalen genannt; v. d. Becke Kl., Bad. Adel, S. 413, setzt Anna Maria von Schilling auf ihrer Stammtafel eine Generation zu tief, vergl. Bucelin 3<sup>2</sup>, 398.

36) Zausen, Württ. O.-A. Brackenheim, vergl. v. Alberti, Württ. Adelslexikon I, 281. Sachs, a. a. O., S. 69, beschreibt dieses Wappen „drey Schippen auf einem schief liegenden Balken“.

37) Wenn beide Markgräfinnen weiter als im dritten kanonischen Grade miteinander verwandt waren, so muß sich in den obigen zweimal vier Namen und Wappen nur das Hohenheimische wiederholen. Jedes andere aber, das



in beiden Reihen zweimal steht, also hier das Angellochische, darf dann nur in dieser oder der umgekehrten chiasmatischen Stellung stehen, einmal jedenfalls ohne direkte Verbindung mit dem Wappen Hohenheim, also eine Allianz Hohenheim-Angelloch in einem Falle ausschließend. War aber die Mutter der Markgräfin Ursula eine zweibändige Schwester des Vaters der Markgräfin Anna, oder auch dieser selbst, dann müßten alle vier Wappen gleich sein. Rechnen wir mit der Wahrscheinlichkeit, daß unter den Ahnenwappen der Markgräfin Ursula das von Angelloch eine Stelle weiter vorzurücken ist, so erhalten wir zwei gemeinsame und zusammengehörige Wappen, d. h. beide Markgräfinnen stammen vom gleichen Urgroßelternpaar ab, d. h. sie sind entweder Töchter von Stiefgeschwistern oder von Geschwisterkindern. Im ersten Falle hatten sie einen gemeinsamen Großvater von Hohenheim, den Sohn einer von Angelloch, der aber zweimal verheiratet war; in jedem Falle aber, ob sie im 2. oder 3. Grade verwandt waren, waren sie es in gleicher Linie und stammten von ihrem gemeinsamen Urgroßelternpaare Bombast von Hohenheim-Angelloch im 3. Grade ab. Nach Urkunden ergab sich folgender Abriß der Hohenheimischen Stammtafel:

Wilhelm I. Bombast von Hohenheim. [Gemahlin: eine von Angelloch]

Wilhelm II. Bombast. Gemahlin: Agnes Speth

Sebastian Bombast

Anna Bombast. Gemahl: Wolf d. j. von Rosenfeld

Friedrich Bombast. Gemahlin: Anna Maria von Schilling

Ursula von Rosenfeld  
Gemahl: Markgraf Ernst.

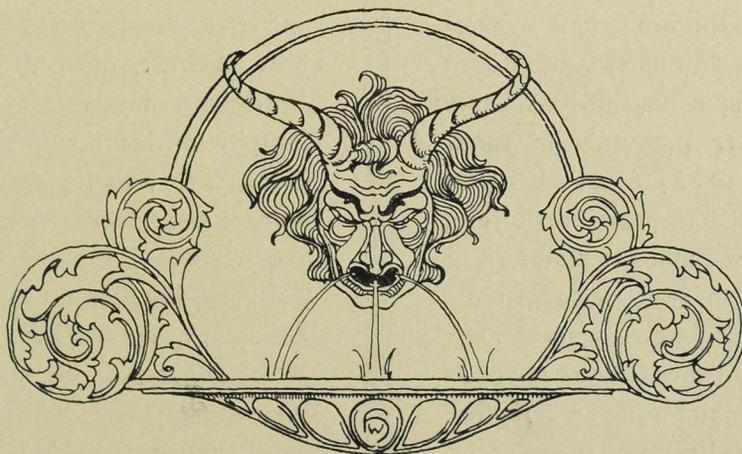
Anna von Hohenheim  
Gemahl: Markgraf Ernst.

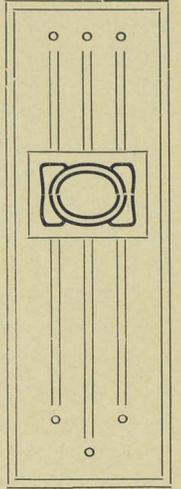
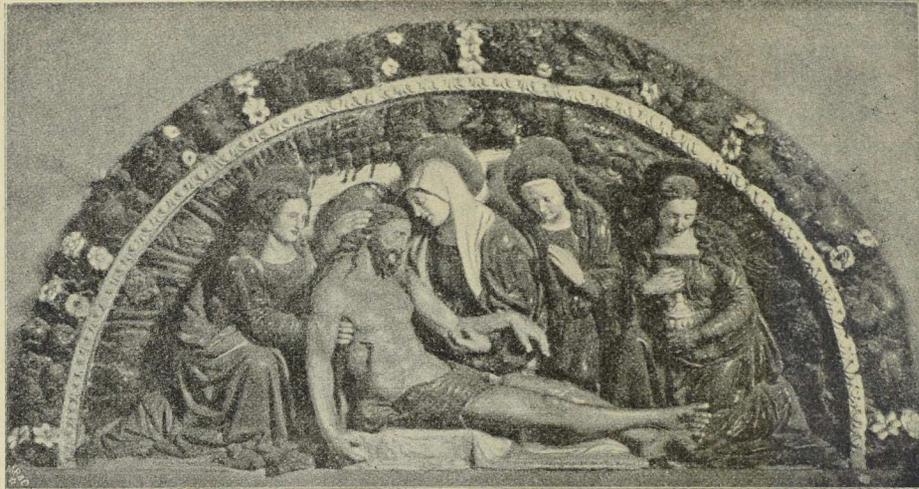
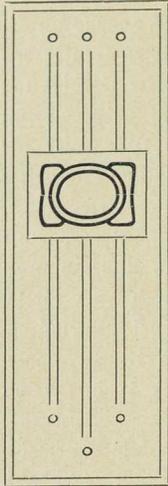
38) Pfaff, Württ. Regesten 2, B, fol. 177 b und 178 und O.-A.-B. Eßlingen 237.

39) Mit diesen beiden Paaren stehen wir bereits in der 4. Ahnenreihe, der der 16 Ahnen, und sind damit über die Ahnenwappen des Sarkophags hinausgegangen.



40) Die vier in eckige Klammern gesetzten Namen sind Ergänzungen nach dem Sarkophag, die hierhergehörigen Personen sind noch nicht ermittelt.





Giovanni della Robbia (1469–1529): Pietà. Relief im Bargello zu Florenz.

## Der Freiburger Bildhauer Franz Xaver Hauser und seine „Beweinung Christi“ in der städtischen Skulpturensammlung.

Von J. Dieffenbacher.

### I. Der Meister und seine Werke.

**I**n der Reihe der Künstler, die in Freiburg im Breisgau — sei es als Söhne der Stadt oder als Zugewanderte — ihre Tätigkeit entfaltet haben, nimmt Franz Xaver Hauser eine bescheidene Stelle ein. In ihm tritt uns kein so ausgeprägter Künstlercharakter entgegen wie in dem Breisgauer Müllersohn Christian Wenzinger<sup>1)</sup>, dessen künstlerisches Wirken unmittelbar dem unseres Meisters voranging. Während dieser fast auf allen Gebieten der bildenden Kunst hervorragendes leistete, in Architektur und Plastik gleichen Ruhm erlangte, ist Hauser nur als Bildhauer hervorgetreten. Wenn er sich auch an künstlerischer Bedeutung mit Wenzinger, der zum vollendeten Ausdruck einer Stilepoche, des Rokoko, geworden ist, nicht messen kann, der Nachwelt ist er unzweifelhaft mehr ins Herz gewachsen als sein großer Vorgänger. Besonders zwei Schöpfungen verdankt er dieses, seiner Abendmahlsgruppe in der Abendmahlskapelle im Münster, vor der so viele in stiller Andacht Erbauung, Trost und Glaubensstärkung gefunden haben, und dann dem Bertholdsbrunnen auf der Kaiserstraße mit der in ausgezeichnete Profilierung wirkenden



Statue des Herzogs Berthold III., jenem im Jahre 1807 von der Stadtgemeinde zur Verehrung des Gründers der Stadt und ihrer anderen Wohltäter, besonders Karl Friedrichs von Baden, errichteten Denkmal, um das das moderne bürgerliche Leben in breitem Strome vorbeiflutet. So ist der schlichte Meister einem großen Kreise der Freiburger lieb und wert geworden. Daß sich unseres Meisters künstlerisches Schaffen in bescheideneren Bahnen bewegt, ist nicht zum wenigsten der Ungunst der damaligen Verhältnisse zuzuschreiben. Wenzingers Auftreten fiel in eine für einen so universell beanlagten Künstler äußerst günstige Zeit; wetteiferten doch Höhe und Größe in Anlehnung an das von Frankreich ausgehende Beispiel miteinander, sich durch Errichtung von Schlössern, Palästen, Kirchen und Bildwerken hervorzutun. Wie anders der Ausgang des 18. und die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts! Das Josephinische Zeitalter mit seinen antikirchlichen Tendenzen, die Aufklärungszeit, die kriegerische Revolutionsepoche, die napoleonischen Schreckensjahre waren der bildenden Kunst, namentlich da, wo sie einen kirchlichen Charakter trägt, nicht besonders hold. Zu alledem gesellte sich noch eine Zwiespältigkeit der künstlerischen Anschauungen, die seit Beginn des 19. Jahrhunderts immer

schärfer hervorbricht. Zwei Richtungen beherrschen nach dem Abklingen des Rokoko die Geister: ganz im Vordergrund steht der Klassizismus, die Anlehnung an die Antike, mehr im Hintergrund, schüchtern sich betätigend, die Wiederbelebung der Gotik, die Neugotik, die mit der Romantik den gleichen Ausgangspunkt hat. Seit Goethes Fanfare zum Preise des Straßburger Münsters (1772) ruht die Begeisterung für die Gotik<sup>2)</sup> nicht mehr, und besonders im katholischen Deutschland ringt sie sich neben der Vorliebe zum Klassischen immer mehr zur Anerkennung durch. Zugleich war diese Liebe zur altdutschen Kunst vom Hauche nationaler Begeisterung beflügelt. 1807 forderte Sulpiz Boisseree, von August Wilhelm Schlegel angeregt, in glühenden Worten zur Vollendung des Kölner Domes auf. 1815, nach der glücklichen Niederwerfung Napoleons, regt Karl Sievekind den Gedanken an, auf dem Schlachtfeld zu Leipzig einen deutschen Dom zu bauen, mächtiger und herrlicher als der Kölner Wunderbau. Josef von Görres aber meinte mit Recht, daß der Ausbau des Kölner Domes das echteste Denkmal des erstandenen Deutschlands sei. Diese Vorliebe für die Gotik fand auch hier in unserem Freiburg, das mit Stolz auf sein vollendetes Münster blicken konnte, lebhaften Widerhall. Man mag noch so geringschätzig denken von den Leistungen, die diese Neugotiker zustande brachten, eines wird man jenen Männern — und zu ihnen gehört auch unser Franz Xaver Häuser — nicht vorenthalten wollen, die Anerkennung, daß sie, von ehlichem Streben erfüllt, zur Wiederbelebung und damit zum Verständnis der mißachteten deutschen Kunst nicht unwesentlich beigetragen haben<sup>3)</sup>. Aber in der angegebenen Zwiespältigkeit der Kunstströmungen lag für Künstler von minder scharfer Charakteranlage eine große Gefahr. Cornelius Gurlitt bemerkt treffend in seinem Werke „Die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts“: „Die Zwieschlächtigkeit zwischen Antike und Gotik ist eine Schwäche des ganzen Jahrhunderts gegenüber Zeiten, die nur ein, aber ein vorwärts liegendes Ziel vor Augen hatten.“ Dieses Urteil hat auch für einen Meister wie Häuser Gültigkeit, der beiden Richtungen huldigte und gerade dadurch nicht zu vollendetem Können

gelangte. Ein interessantes Werk aus der klassizistischen Richtung unseres Künstlers ist die „Beweinung Christi“ in der städtischen Skulpturensammlung. Bevor wir uns der Betrachtung des Werckchens zuwenden, seien einige Bemerkungen über den Lebensgang und die Werke des Künstlers vorausgeschickt, soweit sich dies auf Grund des mir zur Verfügung stehenden Materials feststellen läßt.

Nach den Standesbüchern der Münsterpfarre<sup>4)</sup> ist Franz Xaver Häuser am 8. Februar 1738 als Sohn des Bildhauers Xaverius Antonius Häuser geboren, der sich am 12. Mai 1736 mit Maria Barbara Dillenberger verheiratet hatte.



Giotto (1276—1337): Beweinung Christi.  
Fresko in der Arenakapelle zu Padua.

Wenn des Künstlers Enkelin, die vor einigen Jahren verstorbene Antoinette Häuser, der Verfasserin des warm geschriebenen Gedenkblattes „Ein Meister von Gottes Gnaden“<sup>5)</sup> berichtet hat, ihr Großvater stamme aus dem Elsaß, so mag eine Verwechslung mit seinem Aufenthalt in Straßburg in der dortigen Dombauhütte vorliegen. Nach dem gleichen Bericht soll er seine Studien in der hiesigen Stiftshütte fortgesetzt haben, sein Privatatelier habe er in der Predigerstraße gehabt. Die ersten Arbeiten, die sich urkundlich belegen lassen, befinden sich in St. Ottilien. Nach den von Bannwarth mitgeteilten Rechnungen von St. Ottilien hat er 1761 „eine Ramen ober der Sagristey worin die Kirchenheiligen auf-

bewahrt werden“ mit „fünf geschnittenen Tragssteinlein“ gefertigt und 1780 „das Bildnies der hl. Ottilien und Crucivis in dem gewölb, ittem der hl. Ottilien ob der Kirchen Tür“. Für diese Arbeiten hat der Künstler mit den Kosten für die drei aus Pfaffenweiler herbeigeschafften Steine 117 fl. erhalten. In den Jahren 1792/3 schuf er die vier reliefierten Gedenktafeln der Herzöge von Zähringen im Chor des Münsters, der Herzöge Berthold III. und Berthold IV. in ritterlicher Rüstung auf der rechten Seite, links die Konrads, des Bruders Bertholds III. und des Lütticher Bischofs Rudolf, eines Bruders Bertholds IV. Diese in mißverständener Gotik ausgeführten Werke sind unzweifelhaft recht schwächliche Leistungen.



Adam Krafft († 1509): Siebente Station auf dem Wege zum Johanniskirchhof. Heute im Germanischen Museum zu Nürnberg.

1795 folgte der Kanzeldeckel im Münster<sup>6)</sup> und 1804–6 die erwähnte Abendmahlsgruppe in der Abendmahlskapelle<sup>7)</sup>. In dem Tagebuch von Franz Sales Glaenz findet sich, wie ich der Mitteilung des Herrn Architekten Kempf verdanke, unter dem Jahre 1828 der folgende Eintrag: „Die vier Kirchenlehrer an den Eckpilastern (an den Glaenzschen Chorstützen) hat Graf (Freiherr) von Reinach (Werth) gestiftet und Bildhauer Xaver Hausser hat sie gefertigt.“ Gegen diese Nachricht erheben sich mancherlei Bedenken. Diese Arbeiten müßte unser Meister, da er 1738 geboren ist, in seinem 90. Lebensjahre geschaffen haben. Spricht schon die Frische der Ausführung gegen das hohe Alter, so wird diese Nachricht noch dadurch unglaubhaft, als Hausser

nach Mitteilung seiner Enkelin 82 Jahre alt geworden sein soll. Vielleicht geben uns die Aufzeichnungen in den Münsterstandesbüchern noch sicherere Auskunft über sein Alter. Ich darf wohl bei dieser Gelegenheit die Bitte aussprechen, mir etwaige Nachrichten, die sich über unseren Meister in hiesigen Familien erhalten haben sollten, zukommen zu lassen, desgleichen Mitteilung darüber, ob sich noch Werke von ihm hier im Privatbesitz befinden. Nach allem ist anzunehmen, daß noch manches Werk seiner Hand, besonders wohl Kreuzfixe, hier vorhanden sind. Ein interessantes polychromiertes Tonmodell „die Grablegung Mariae“ darstellend, das besonders in den Apostelfiguren sehr lebhaft an die Abendmahlsgruppe erinnert und das sich früher im Besitze unseres unvergesslichen Gaubruders Waisenrichter L. Bihler befand, ist durch Vermittlung des Herrn Antiquar B. A. Hausser in den des Herrn Justitiar E. Kreuzer übergegangen. Von der Hand unseres Meisters sollen auch einige Grabdenkmäler auf dem alten Friedhof herrühren; nach Mitteilung der Enkelin an der Westseite jenes schöne Grabdenkmal der Maria Theresia Ligibel mit dem Spruche: „Wer 77 Jahre gearbeitet, bedarf der Ruhe.“ Ein liebenswürdiges Bild seines Charakters entwirft der oben erwähnte Aufsatz im „Freiburger Boten“<sup>8)</sup>. Im Hinblick darauf ist wohl kaum anzunehmen, daß die bekannte Anekdote, unser Meister habe in dem Judas einen ihm übelgesinnten Beamten wiedergegeben, der Wahrheit entspricht, zumal da die ganze Erzählung lebhaft an einen ähnlichen Vorfall aus dem Leben Leonardos da Vinci erinnert.

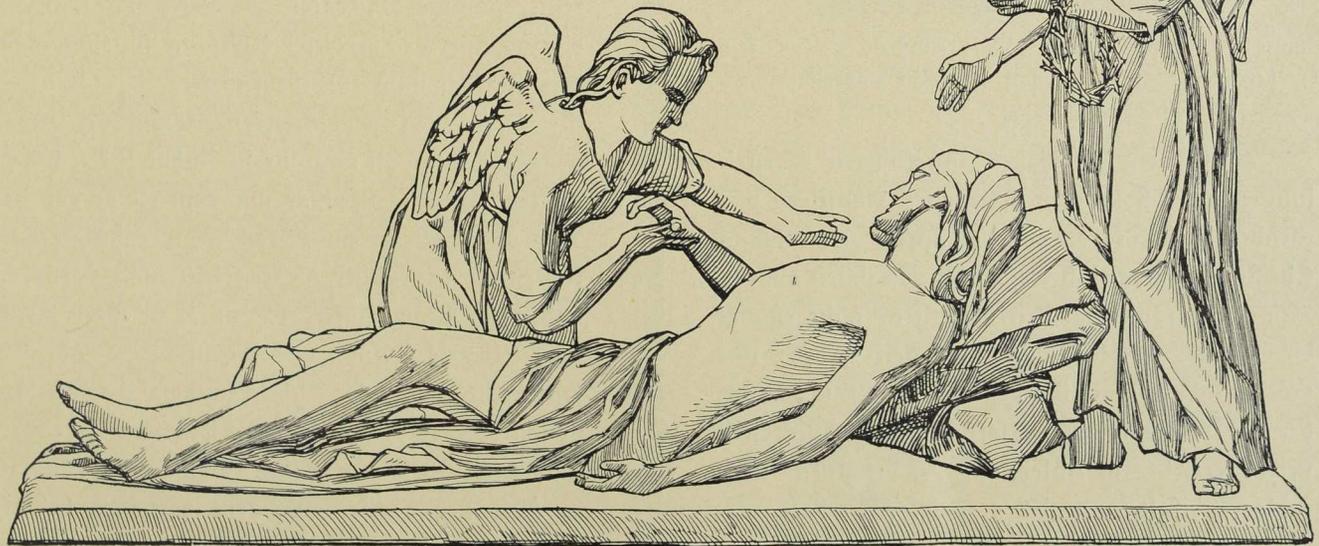
## II. Die „Beweinung Christi“.

Die „Beweinung Christi“ in der städtischen Skulpturensammlung stammt aus der letzten Arbeitszeit unseres Meisters. Die holzgeschnitzte Gruppe trägt nach Mitteilung des Herrn Konservator Dr. Kummel die Signatur X. H. 1816. Darnach hat der Meister diese Arbeit in seinem 78. Lebensjahre geschaffen; für dieses hohe Alter eine staunenswerte Leistung, wobei nicht gesagt sein soll, daß wir es mit einer Meisterschöpfung zu tun haben, denn auch dieses Werk zeigt mancherlei Schwächen.

Der hier behandelte Gegenstand gehört zu den beliebtesten Themen der christlichen Kunst. Sowohl Malerei als Plastik haben diesen ergreifenden Moment aus der Geschichte Christi dargestellt, obgleich weder die evangelischen Berichte noch die Geschichte Marias den Vorgang der Beweinung des toten Heilands bezeugen<sup>9)</sup>. Aber drängte nicht alles dazu, zwischen Kreuzabnahme und Grablegung diesen Vorgang einzuschieben? Welcher Augenblick war erschütternder als der, da der Leib des Heilands herabgenommen war und sich nun alle, die ihm lieb waren und die er geliebt hatte, ihm nahten, sei es in lauter, sei es in stiller Klage, sei es in schmerzlicher Erregung oder tiefinnerlicher Trauer, teilzunehmen am Schmerze der Mater dolorosa? Behutsam hatten sie den Herrn niedergelegt. Wo konnten sie sein Haupt, dem sie die Dornenkrone abgenommen hatten, besser bergen, als im Schoße deren, die ihn geboren, im Schoße seiner heiligen Mutter? So begegnen uns denn fast auf allen Gemälden oder plastischen Darstellungen der Beweinung Christi die gleichen Gestalten: die Mutter Gottes, Johannes, Maria Magdalena und Maria Jakobi und andere Frauen und Jünger. So hatte schon Giotto im 14. Jahrhundert in seinem Marienleben in der Arenakirche zu Padua den Gegenstand gemalt. Wer erinnert sich nicht der Darstellung des gleichen Vorwurfs in Fra Bartolommeos unsterblichem Werke in der Pittigalerie zu Florenz? Van Dyck hat diese

schmerzerfüllte Szene allein viermal gemalt. Schon bei seinen Gemälden gesellen sich den Klagenden Engelgestalten zu. Ähnlich auch bei Guido Reni, der die Trauer um den Leichnam Christi mehrmals dargestellt hat. Auf seinem schönsten Werke, der Beweinung in der Pinakothek zu Bologna, zeigen zwei Engel der auf die Knie niedergesunkenen Maria den Leichnam ihres Sohnes.

Nicht minder häufig behandelte die Plastik diesen Gegenstand, sei es als Relief, sei es als Freisfiguren. Das Wesen der Plastik brachte es mit sich, daß man auf Vereinfachung der Komposition drang. Gibt z. B. Giovanni della Robbia in seiner Pietà im Bargello zu Florenz noch eine figurenreiche Darstellung, so konzentriert Michel Angelo in seiner berühmten Pietà den ganzen Vorgang in großartiger Weise; die Mutter Gottes allein klagt über den Tod ihres göttlichen Sohnes. Diese Auffassung ist auch der deutschen Kunst geläufig. Unsere Skulpturensammlung hat z. B. eine solche Pietà aus dem 14. Jahrhundert, ein Werk der oberrheinischen Skulpturenschule. Von älteren deutschen Meistern leuchtet durch Großartigkeit der Auffassung und Wiedergabe des Themas Adam Kraft hervor mit dem siebenten seiner



„Beweinung Christi“. Holzgeschnitzte Gruppe von Franz Xaver Hauser in der städtischen Skulpturensammlung zu Freiburg i. B.

Stationsbilder auf dem Wege zum Johannis-  
kirchhof zu Nürnberg. Maria küßt in leiden-  
schaftlichem Schmerze das Haupt ihres Sohnes,  
dessen Oberkörper von Johannes gestützt wird,  
während Maria Jakobi die linke Hand erhebt und  
in stiller Klage des Herrn Wundmale betrachtet,  
eine Auffassung, die bei vielen Darstellungen wieder-  
kehrt. Maria Magdalena hat sich über die Füße  
des Toten gebeugt und trocknet ihre Tränen mit  
dem Leichentuch, auf dem Christus liegt. Ein  
Jünger unter den Gestalten im Hintergrund hält  
die Dornenkrone.



Andrea Mantegna (1431–1506): Christus von Engeln  
betrauert. Gemälde im Museum zu Kopenhagen.

Wenn wir die bisher angeführten Darstel-  
lungen mit der unseres Freiburger Künstlers ver-  
gleichen, so fällt sofort auf, daß unsere „Beweinung  
Christi“ sich inhaltlich wesentlich von ihnen abhebt.  
Keine der sonst üblichen Gestalten, nicht einmal  
die Mutter Gottes klagt um den Herrn; nur  
zwei Engel sind um ihn bemüht. Selbst Canova,  
der die Wendung zum Klassizismus am stärksten  
verkörpert, der in Anlehnung an die Antike nach  
„edler Einfachheit und stiller Größe“ strebte, ver-  
zichtete in seiner vielbewunderten Bronzegruppe  
in der Dreifaltigkeitskirche seines Heimatsortes

Possagno, einem Werke, das zeitlich mit der be-  
scheidenen Holzgruppe unseres Meisters zusammen-  
fällt, nicht auf eine dritte Gestalt, nicht auf Maria  
Magdalena.

Von bildlichen Darstellungen, die nur Engel  
um den toten Heiland klagen lassen, sind mir  
Donatellos Marmorrelief „Christus von Engeln  
beweint“ im South-Kensington Museum zu  
London, Andrea Mantegnas „Christus von  
Engeln betrauert“ im Museum zu Kopenhagen  
und des Venetianers Giovanni Bellini „Be-  
weining Christi“ im Berliner Museum bekannt.  
Bei Donatello klagen mehrere puttenartige  
Engelchen um den toten Herrn, dessen Oberkörper  
in voller Vorderansicht gegeben wird; bei Bellini  
wohl unter Anlehnung an Mantegna halten  
zwei trauernde Engel das Haupt des vor ihnen  
sitzenden Erlösers, wobei der eine die linke Hand  
Christi emporhält, um das Wundmal zu zeigen.  
Eine Beeinflussung unseres Meisters durch sie  
erscheint mir schon deshalb ausgeschlossen, als die  
ganze Gruppierung durchaus anders ist, sind doch  
beide Engel jeweils zu Häupten des Heilands.

Somit darf unser Freiburger Meister, vor-  
ausgesetzt, daß sich nicht irgend eine andere künst-  
lerische Beeinflussung nachweisen läßt, immerhin  
den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, eine  
eigenartige, selbständige Lösung des  
Problems der Beweinung Christi gefunden  
zu haben. Die Einfachheit und Schlichtheit der  
Komposition, die in dem Beschauer Gefühle  
reiner, inniger Andacht auslösen, sind auf die  
Einwirkung des in dieser Richtung sich bewegenden  
Klassizismus zurückzuführen.

Betrachten wir Hausers Schöpfung etwas  
genauer! Zunächst nach ihrem Inhalt! Die beiden  
Engel haben — offenbar auf dem Wege von der  
Kreuzigungsstätte zum Grabe — ihre heilige Last  
für einen Augenblick niedergelegt, und vorsichtig  
haben sie den Erlöser, soweit es in ihrer Kraft  
lag, gebettet. Auf zwei Steinplatten ruht des  
Duldners Haupt. Das Leichengewand, auf dem  
sie ihn hierher getragen, dient ihm jetzt als Unter-  
lage auf dem harten Stein. Vom Haupte kommt  
es über den rechten Oberarm herunter, bedeckt  
die Hüfte und breitet sich mehr unter den Füßen  
aus. Der eine Engel hat sich bereits erhoben, im

Arm hält er die Dornenkrone, die er dem Dulder abgenommen hat. Klagend breitet er seine Arme aus; seine leicht vorgebeugte Haltung verrät, wie schwer es ihm wird, sich von ihm, dem Gottessohne, zu trennen. Der andere Engel will noch die rechte Hand des Herrn, die so oft zum Segnen sich erhoben hatte und nun das blutige Zeichen seiner unsäglichen Leiden trägt, zurechtlegen, um dann auch aufzustehen. So sehr sie von der Größe ihrer Empfindung mitfortgerissen werden und in lautes Weinen ausbrechen möchten — es gilt, den Schmerz zu dämpfen, zu verhalten; denn die göttliche Mutter wird im nächsten Augenblick nahen, von neuem ihre Klage zu erheben, und ehrfurchtsvoll und scheu werden sie vor dem größeren Schmerze zur Seite treten. Wie tief ist der Knieende Engel bewegt! Wie innig ruht sein Auge auf dem Antlitz des Göttlichen! Während er mit der Rechten die Hand des Heilands niederlegen will, drängt es ihn, die andere nach des Erlösers Schulter zu strecken, ihn nochmals zu berühren, von neuem ihm seine Liebe zu beweisen. Mit Klopstock (Messias XII. 91) möchte er ihm leise zulispeln:

„Wie schön sind deine Wunden!  
 „Ganzer Aeonen Seligkeit strömt aus jeder herunter!  
 „... Wie deckt die Blässe des Todes das Antlitz!  
 „Dein geschlossener, schweigender Mund, dein stummes Auge  
 „Reden dennoch ewiges Leben! Ein blühender Seraph,  
 „Stüb' er, also läg' er im Tode. Noch lächelst du Liebe!  
 „Und in deinem Gesicht red't jede Gebärde noch Gnade!“ —

Ähnliche Empfindungen mögen die Seele unseres Meisters durchsittert haben, als er zur Ausführung seines Werkes schritt. Fassen wir die Komposition als Ganzes ins Auge, so ist nicht zu leugnen, daß sie sich in rhythmisch wohlfließender Linienführung und in harmonischer Geschlossenheit des Aufbaues darbietet. Man denke sich z. B. den stehenden Engel hinweg, und man wird erkennen, wie glücklich die aufrecht stehende Gestalt die Komposition rechts abschließt. Was dem Künstler am besten gelungen ist, ist unzweifelhaft das nach rechts gebeugte Haupt des Dulders, dessen abgemagertes, schmerzdurchbebttes Antlitz im Beschauer Gefühle tiefsten Mitleides wachruft. Leider ist der Hals — nicht nur auf unserer Zeichnung, sondern auch im Original — zu lang. Störend

wirkt auch der zu dicke linke Unterarm und der zu sehr vorspringende Brustkasten.

Der stehende Engel hat sein rechtes Bein — leider ist der Fuß, wie auch unsere Abbildung erkennen läßt, verletzt — eng an die etwas ausgeschweifte obere Steinplatte gepreßt, eine Haltung, die neben der leichten Vorwärtsbeugung des Oberkörpers die sehnüchtige Hingabe als glückliches Bewegungsmotiv zum Ausdruck bringt. Zugleich gewann der Meister für das Gewand des Engels, das sich zwischen Bein und Felsplatte drängt, ein lebendiges, eigenartiges Faltenmotiv, dessen Ausführung wohl gelungen ist. Das Antlitz des Engels wirkt im Profil am günstigsten; besonders verleihen ihm im Original die hohe Stirn und das feine Kinn einen anmutigen Reiz. Von vornen befriedigt der



Antonio Canova (1757–1822): Pietà.  
 Bronze-Gruppe in der Dreifaltigkeitskirche zu Possagno.

Gesichtsausdruck weniger; der geschlossene, etwas nach rechts gezogene Mund ruft den Eindruck des Gesuchts-Sentimentalen hervor. Auffallend klein sind die Flügel der beiden Engel behandelt — vielleicht in der Absicht, diese Partien, die durch ihre Vergoldung an und für sich ins Auge fallen mußten, bescheidener zu gestalten. Die ganze Gruppe ist, um dies hier anzufügen, weiß gestrichen; Goldauftrag findet sich außer auf den Flügeln nur auf dem Leichentuch und den schmalen, wenig hervorstechenden Gürteln der schlichten Kleidung der Engel. Die Behandlung des Goldauftrages entspricht der vornehmen Auffassung in der Komposition.

Die Haltung des auf beide Kniee gesunkenen Engels ist ganz vortrefflich. Leider entspricht der

Gesichtsausdruck, der weit hinter dem des Heilandes zurücksteht, nicht der Tiefe der Empfindung, die in dem Bewegungsmotiv zur Darstellung kommt. Geradezu unrichtig ist die Behandlung des freien lockigen Haares des Engels. Bei dieser Kopfhaltung durfte es nicht anliegen, sondern mußte frei herunterwallen. —

Leider ist das Werk, das eine interessante Sehenswürdigkeit unserer städtischen Sammlung bildet, nicht völlig unversehrt erhalten. Außer dem fehlenden rechten Fuß des stehenden Engels zeigen sich besonders an den Händen starke Beschädigungen. Um von der Größe der Gruppe eine Vorstellung zu geben, so sei bemerkt, daß

der liegende Christus eine Länge von 52 cm, der stehende Engel von 42 cm hat. Die Gruppe ist durch Vermittlung des Herrn Antiquars B. A. Hauser im Februar 1901 in den Besitz der Stadt gelangt. —

Mögen diese Betrachtungen dazu beitragen, das Gedächtnis an unseren schlichten Freiburger Meister, dessen neuentdeckte Werke in einem besonderen Aufsatze behandelt werden sollen, aufs neue zu beleben. Franz Xaver Hauser verdient, wie dies seinem Zeitgenossen dem Maler Joseph Markus Hermann<sup>10)</sup>, dem er an künstlerischer Eigenart gewiß nicht nachsteht, zuteil geworden ist, eingehender gewürdigt zu werden.

## Anmerkungen.

1) Karl Schaefer: Christian Wenzinger und die Zeit des Rokoko in Freiburg. Schauinsland, Jahrlauf 19, S. 21 ff.

2) Vergleiche hierzu: Cornelius Gurlitt: Die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts, ihre Ziele und Taten. Berlin 1899, S. 253 ff.

3) Karl Schaefer's Urteil über Hauser (Schauinsland, Jahrl. 19, S. 34) ist wohl von diesem Gesichtspunkte aus zu mildern.

4) Karl Bannwarth: St. Ottilien, St. Wendelin, S. Valentin. Drei bei der Stadt Freiburg im Breisgau gelegene Waldheiligtümer. Freiburg 1905, S. 152, Anm. 55.

5) Frau M. Schl.: Ein Meister von Gottes Gnaden. Freiburger Bote Nr. 80 vom 8. April 1892.

6) Nach Mitteilung des Herrn Architekt Fr. Kempf, dem ich für die Förderung meiner Arbeit an dieser Stelle meinen Dank aussprechen möchte.

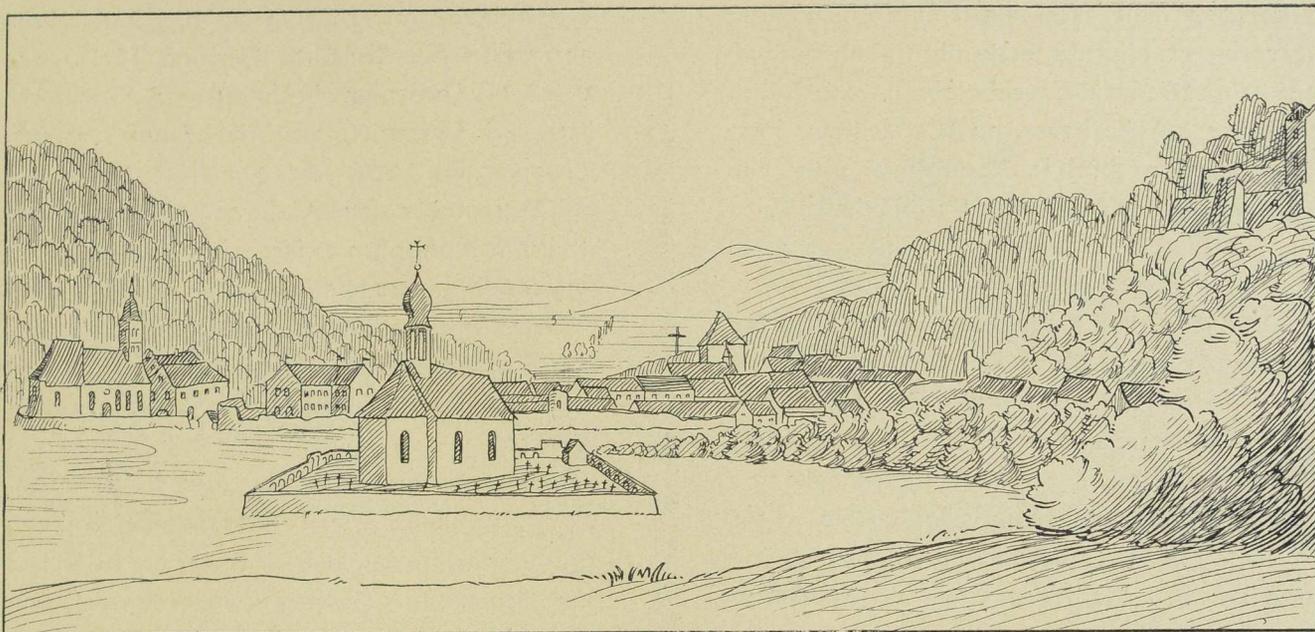
7) Über die Entstehung dieses Werkes führt Frau M. Schl. in ihrem Aufsatze folgendes aus: „Eine seiner Töchter erzählte, wie der Vater stets selbst fortgereist sei, in den Steinbruch, um die ihm passenden Steine auszuwählen; wie er, nachdem er je wieder einen Block nach Hause befördert, sich alsbald mit solchem Eifer an die Arbeit gemacht, daß man, wenn er die Bearbeitung des Steines Morgens begann, am Abend schon jeweils die Umrisse einer Figur erkennen konnte. Nach Modellen arbeitete der geniale Künstler nicht, nur nach Zeichnungsskizzen. Rasch vollendete er so Apostel um Apostel, mit Leichtigkeit und Sicherheit. Aber als es nun galt, den Erlöser selbst in Seiner hohenpriesterlichen Würde, in Seiner Gottheit und Menschheit, in Seiner Hoheit und Herablassung, in Seiner Erhabenheit und Milde, darzustellen, da ging es ihm, wie es auch so manchem unsterblichen Maler in ähnlichen Fällen ergangen war: er kam sich gering und schwach vor und bangte, der Aufgabe gerecht werden zu können. Doch als gläubiger Christ

kannte er das Nachtmittel, welches über alle Schwierigkeiten hinweghilft, das Gebet. . . Vier Wochen lang mußten seine Kinder in dieser Meinung das heilige Rosenkranzgebet verrichten und siehe! „Es ist noch niemals erhört worden, daß Jemand, der zu Jhr seine Zuflucht nahm, verlassen worden sei.“

8) „Nicht nur als Künstler, auch als Mensch, war Hauser groß, besonders in thätiger Nächstenliebe und hier verdient ein edler Zug seines Herzens Verewigung. Im Jahre 1817, als durch Hungersnoth in unserer Heimath die Lebensmittel so hoch im Preise gestiegen waren, daß ein Laib Brod einen Gulden kostete, da waren natürlich Noth und Mangel in viele Familien eingezogen, vornehmlich bei solchen, welche das Haupt und den Ernährer verloren oder an Krankheit darniederliegen hatten. Nicht weit von unserem Meister wohnte eine Wittwe, die nicht wußte, woher Brod für ihre vier Kinder zu nehmen. Sie mußte wohl einen hohen Begriff von dem Wohlwollen des selben haben, daß sie eines Tages kam mit der Bitte: „Meister, leihet mir Luern Laib Brod für meine Kinder.“ Wie der Laib wieder zurückkam, der gutmüthig „ausgeliehen“ worden war, kann man sich vorstellen und der besorgten Frau Hauser konnte man es eben nicht verdenken, wenn sie, Angesichts der eigenen sechs hungrigen Sprößlinge, auf den zur Hälfte zusammengeschrumpften Laib weniger freudig blickte; allein der Mann befahl: „Mutter, so oft die Frau mit der Bitte kommt, gibst du den Laib!“ Und sie kam wieder und wieder, lange Zeit.

9) Vergl. H. Dezel: Christliche Ikonographie. Ein Handbuch zum Verständnis der christlichen Kunst. Freiburg i. B. 1894, Herdersche Verlagsbuchhandlung, S. 431 ff.

10) Vergl. Hermann Schweitzer: Jos. M. Hermann, ein Freiburger Maler des 18. Jahrhunderts. Schauinsland, Jahrl. 29, S. 133. Dort findet sich S. 139 eine Abbildung einer „Beweinung Christi“ von des Malers Hand.



Das Frauenkloster Waldkirch.

Nach einem alten Ölgemälde in der Sebastianuskapelle auf dem Friedhof, gezeichnet von Maler K. O. Frig.

## Waldkircher Pröpste.

I.

1531—1583.

Von Notar Münzer in Emmendingen.



Uf Ableben der schwäbischen Herzogin Hadwig auf Hohentwiel, des alemannischen Herzogs Burkhart II. tatkräftiger Witib, trat das Frauenkloster Waldkirch zufolge Vergabung der kinderlosen Ehegatten (994) aus dem Eigenbesitz der Burkartinger aus.

Zu den bedeutendsten Immunitäten, mit welchen Kaiser Otto III. das nunmehrige Reichskloster belehnte, gehört neben dem Selbstbestimmungsrecht der Kastenvögte die freie Wahl seiner Abtissin, ein Recht, durch welches sich St. Margarethen den reichsfreiherrlichen Klöstern im Süden des Reichs, so Reichenau, Sädingen, ja der berühmtesten Benediktinerabtei jener Tage, Kloster Corvey zur Seite stellen konnte. Aber nicht minder wie die freie Wahl seiner Vögte, sollte auch dieses weitere Vorrecht dem Frauenkloster zum Verhängnis gereichen, nachdem es dem ritterbürtigen Geschlecht der Schwarzenberger



gelingen war, durch schlaue Benützung der von ihnen und den Abtissinnen ihres Hauses begünstigten Üppigkeit und reichsfreiherrlichen Glanzentfaltung des Klosters alten Eigenbesitz zur eigenen Hausmacht zu gestalten. Bei dieser materiellen Abhängigkeit des Klosters von seinen Schirmvögten war es diesen ein leichtes, ungehemmt von jeder kirchlichen Einsprache die Töchter des eigenen Hauses immer häufiger mit der Würde einer Abtissin zu schmücken und unter Gewährung eines Scheins der Reichsunmittelbarkeit das Stift in ein Familienkloster des schwarzenbergischen Hauses im Elztal umzuwandeln.

Dessenungeachtet schimmerte der Glanz dieser alten Reichsfreiherrlichkeit aus den Tagen der sächsischen Kaiser durch die trübste Zeit des Verfalls des Klosters mit solcher Macht, daß noch die Bulle des Basler Konzils (1457), welche die Errichtung des Kollegiats von Chorherrn aus dem Weltpriesterstand verfügte, den Satz ent-

hielt: „daß nicht allein **sigill et archa et alia universa et singula insignia**“, sondern auch jene ganze Machtfülle, welche Äbtissin und Frauen vor Zeiten besessen haben, an das Kollegiat übertragen werden sollen<sup>1)</sup>. Demgemäß sollte das Stift durch freie Wahl seinen Propst selbst wählen und solchen dem Bischof in Konstanz zur kanonischen Institution präsentieren.

Die Darstellung der bei den Wahlen der einzelnen Propste sich abspielenden Vorgänge, wie solche ein immer mächtigeres Eingreifen von Kirche und Staat und damit eine immer größere Beschränkung der durch die Erektionsbulle gewährleisteten Rechte erkennen lassen, bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts ein allen Teilen genehmer, von der freien Wahl verschwindend



Konrad Stürzel, Begründer des Geschlechtes Stürzel von Buchheim.

Aus dem Glasgemälde in der Stürzelkapelle des Freiburger Münsters nach einer Aufnahme von Prof. Fritz Geiges.

wenig mehr übrig lassender Wahlmodus sich entwickelt hat, bildet einen interessanten Beitrag zur lokalen Kirchengeschichte unserer engeren Heimat. Die Wahl der drei ersten Propste, Ladislaus von Blassenberg, Johann von Krozlingen und Georg von Landeck erfolgte unbeanstandet nach den Satzungen der Basler Errichtungsbulle.

Die Wahl des vierten Propstes Balthasar Merklin ist bereits schon auf eine sehr nachdrückliche Empfehlung seines kaiserlichen Gönners Mar I. zurückzuführen; immerhin aber lag in der Persönlichkeit des Kandidaten für diese Beeinflussung ein Grund von so zwingender Natur, daß die Wahl Merklins einstimmig erfolgte und die Konstanzer Kurie schon vier Tage nach der Wahl dieselbe bestätigte.

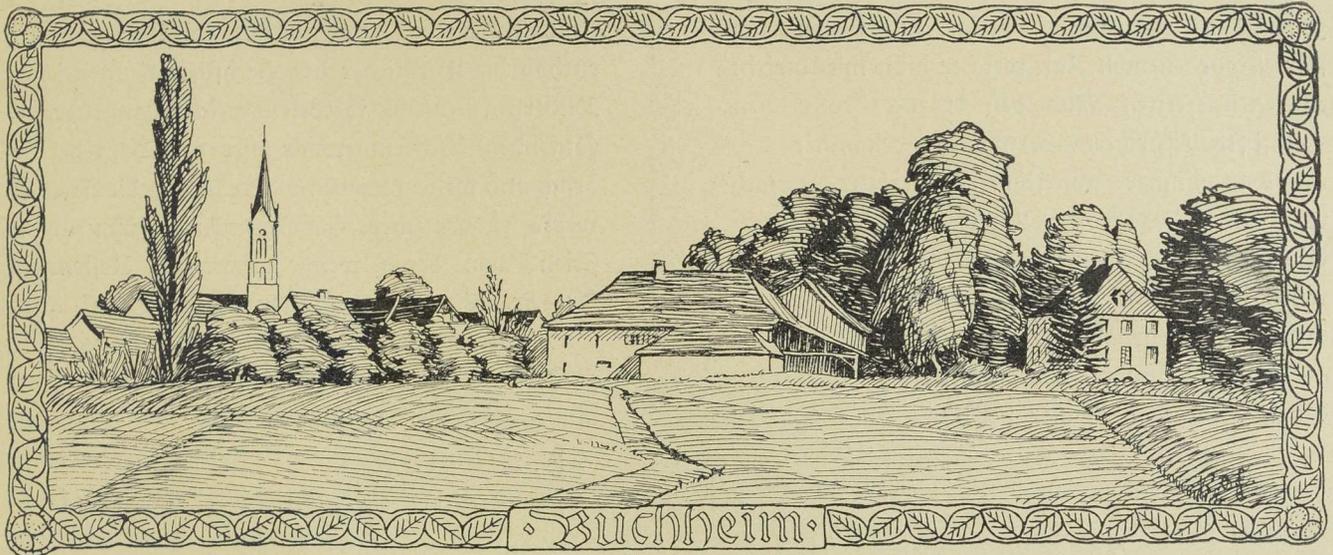
Anders geartet waren die Verhältnisse beim unerwartet schnellen Tode Merklins (1531). Das Werk der von ihm bekämpften Reformatoren hatte bei seinem Ableben eine kaum erwartete Höhe erreicht. Wie sehr damit die Gefahr für den Bestand der alten Kirche auch in den ihr treu gebliebenen deutschen Gebietsteilen stieg, so konnte sich dieselbe immer noch nicht zum Aufgeben eines Systems entschließen, welches neben anderen Ursachen in kirchlicher Hinsicht nicht unwesentlich zu dem reißenden Verlauf der Glaubensspaltung beigetragen hat, nämlich jene Anhäufung von Pfründen in der Hand einzelner Bevorzugten, welche, wenn sie es auch nicht an Fähigkeit und Würde fehlen ließen, doch die Pflege der kirchlichen und ökonomischen Interessen ihrer Stifter Mitleidlingen überließen, während sie selbst die Bezüge ihrer Pfründen oft in weiter Ferne verzehrten.

Als Vertreter solcher kirchenpolitischen Mißgriffe jener Tage müssen die unmittelbaren Nachfolger Merklins bezeichnet werden, wenn auch zugegeben werden muß, daß die geschilderten Schattenseiten durch die hohe Stellung und die hervorragenden Verdienste der Waldkircher Propste wesentlich gemindert wurden.

#### Merklins Nachfolger

Dr. Andreas Stürzel von Buchheim  
(1532—1537)

gehörte jenem hochangesehenen Geschlechte an, welches Konrad Stürzel von Kitzingen in Freiburg begründet hatte, als er nach in Heidelberg erlangter Magisterwürde an die junge Albertina übersiedelte, um sofort als **magister artium** einer ihrer ersten Dozenten zu werden<sup>2)</sup>. Die hervorragende Veranlagung des Freiburger Professors, welcher bald das Dekanat und vom 1. Mai bis 31. Oktober 1467 das Rektorat seiner Hochschule innehatte, führte ihn der diplomatischen Laufbahn zu, welche nach seiner Ernennung zum Rat des Erzherzogs Sigismund (1475) und zu dessen Kanzler mit der Würde eines österreichischen Kanzlers abschloß. In Anbetracht seiner hohen Verdienste wurde Konrad gleichzeitig mit seinem Bruder Bartholomä Stürzel, welcher sich dem König Mar I. durch militärische Dienstleistungen verdient zu machen gewußt hatte, mit Urkunde



Nach Zeichnung von Maler K. O. Srig.

vom 4. Juli 1491 in den erblichen Adelstand erhoben und beiden gestattet, nach dem von Konrad gekauften Landedelbesitz sich künftigherrn von Buchheim zu nennen. Während der Stamm Konrads schon mit dessen Söhnen erlosch, verzweigten sich die Nachkommen Bartholomäus, dessen Söhnen Propst Andreas beizuzählen ist, zu einem Geschlechte, welches durch die Jahrhunderte herunter eine Zierde des Freiburger Patriziats gebildet hat. Noch bevor Andreas Stürzel am 4. Juni 1490 die Universität seiner Vaterstadt bezog<sup>3)</sup>, eröffnete ihm ein unter dem Einfluß seines mächtigen Oheims zu Innsbruck am Mittwoch vor Lätare (17. März) 1490 ausgestelltes Handschreiben Königs Max I. die erfreuliche Aussicht auf eine ziemlich sorgenfreie Laufbahn. Man glaubt noch nicht unter dem Banne einer neuen Zeit zu stehen, welche mit mächtiger Hand an überlebten Einrichtungen vergangener Jahrhunderte rüttelt, wenn der Monarch hierin zu erkennen gibt: „daß wir unserem getreuen Andreas Stürzel die Gnad gethan haben also: wenn Propsteien mehrerer Dignitäten oder andere Gottesgaben mit oder ohne Seelsorge in dem heiligen Reich oder unsern erblichen und innehabenden Landen, so wir zu verleihen haben, oder nachmals zu verleihen gewinnen, ledig und vaciren und wir von ihm oder seinem Procurator ermahnt werden, daß wir ihm dieselben vor männiglich leihen und dazu wie sich gebührt

präsentiren wollen ohn Gefährde“. Diesem kaiserlichen Gnadenbrief dürfte es zuzuschreiben sein, daß, bevor noch Andreas Stürzel zu Pavia (1505) als geistlicher Rechte Doktor promovierte, er bereits die Pfründe des Dekanats von St. Margarethen erhielt, welche er auch beibehielt, als mächtiger Einfluß ihn dem Domstift Basel zuführte, einem Kollegium, welches infolge seines immensen Reichtums mit wenigen Ausnahmen durch ein müßiges, üppiges Leben weithin über die Grenzen Basels hinaus nicht gerade rühmlich bekannt geworden ist.

Die Reformation pochte bereits an die Tore der Reichsstadt Basel, als 1527 Andreas Stürzel zum Dompropst des dortigen Domstiftes gewählt wurde. War es aber den Bemühungen des seit 1523 in Pruntrut weilenden Basler Bischofs Christoph von Uttenheim, einer der „reinsten Erscheinungen in der katholischen Kirche im Zeitalter des Übergangs“, nicht gelungen, der immer größer werdenden Verbreitung der neuen Lehre entgegenzutreten, so vermochte dies noch weniger sein nur zu verweltlichtes Domkapitel, wenngleich infolge der Verwendungen des gut kaiserlichen Dompropstes jeder Versuch, dasselbe für die Reformation zu gewinnen, scheiterte. Wie vielfach in den schweizerischen Städten nahm die kirchliche Bewegung auch in Basel einen stürmischen Verlauf<sup>4)</sup>.

Mehrere auf „Abbestellung von Mess und Ampt“ in allen Kirchen gerichtete Eingaben der

zumeist in den Zünften erstarkten reformierten Partei wurden vom Rat, welcher nicht mit Unrecht entgegengesetzten Falls den Abzug des reichen Hochstifts befürchtete, vermittelnd behandelt<sup>5)</sup>.

Das immer ungestümere Verlangen nach Säuberung des großen Rates von allen altkirchlichen Bestandteilen veranlaßte diesen zu der denkwürdigen Sitzung an des Herrn Fastnacht Dienstag den 8. Februar 1529. Noch vermochten die auf dem Kornmarkt versammelten 1500 Bürger den Rat nicht aus seiner vermittelnden Stellung,



Das Wappen des Andreas Stürzel.

Zeichnung von Hans Baldung-Grien im Großh. Kupferstichkabinett zu Weimar.

der katholischen Minderheit wenigstens ihre Ehrensitze in demselben zu belassen, ihr aber in allen kirchlichen Fragen Sitz und Stimme zu entziehen, herauszudrängen. Als aber gegen Mittag die Reformierten die in den Kornmarkt auslaufenden Straßen besetzten und fünf aus dem Zeughaus geholte Stücke auf das Rathaus richteten, wich der Rat der Gewalt. Die Ratstafel wurde nur mit Mitgliedern der siegenden Partei besetzt, jede katholische Liturgie auch im Dom abbestellt. Noch in der Nacht des 9./10. Februar flüchtete das Domstift seine Urkunden und Rententitel, sowie das Archiv nach Neuenburg, wohin es in der

Frühe des andern Tages abzog. Diese eilige Flucht entthob die Mitglieder des Hochstifts Zeugen jenes Bildersturmes zu werden, welcher am darauffolgenden Aschermittwoch über den Dom hereinbrach und welchem neben vielen andern die Meisterwerke süddeutscher Holzschnitzkunst zum Opfer fielen, von deren wenig erhaltenen Resten ein Dr. Fr. X. Kraus sagen konnte, daß „das Schnitzmesser des unbekanntenen Künstlers nicht zurückstehe hinter dem Stichel Albrecht Dürers“. Nicht so sehr das Mißbehagen des nunmehr „purifizierten“ Rates über die geschehenen Gewaltakte, als dessen Rücksichtnahme auf das große Vermögen des Hochstiftes dürfte es zuzuschreiben sein, wenn dieser sich schon am 27. April 1529 an das noch in Neuenburg weilende Kapitel wandte, ihm seinen Schutz und Schirm versprach und es zur Rückkehr nach Basel einlud. Raum hatte nämlich der Rat die leicht begreifliche Ablehnung seiner Einladung seitens des Domkapitels erhalten, so beschlagnahmte er den in einem Gewölbe des Münsters verborgenen Kirchenschatz und sequestrirte die Einkünfte des Hochstifts in dem ihm untergebenen Basler Stadtgebiet<sup>6)</sup>.

Dompropst Stürzel war unterdessen dem Kapitel in seine Vaterstadt Freiburg vorausgeeilt; durch ihn werden mit den kirchlichen und städtischen Behörden daselbst die über dessen Aufnahme vorbereitenden Verhandlungen gepflogen worden sein<sup>7)</sup>. Nachdem unterm 8. Juni 1529 Bischof Hugo in Konstanz die Niederlassung des Hochstifts in Freiburg zunächst auf die Dauer von vier Jahren gestattet hatte, traf dieses noch im Spätjahr des gleichen Jahres in Freiburg ein<sup>8)</sup>.

Merklins unerwarteter Tod (1531) bot Kaiser Karl V. Gelegenheit, den Basler Dompropst durch Verleihung der Waldkircher Propstei für jenen nicht unbedeutenden Ausfall an Einkünften schadlos zu halten, welcher ihn durch die im reformierten Schweizergebiet zahlreich in Abgang gekommenen Gefälle getroffen hatte. Infolge der vielen Gnadenbeweise unter den beiden Kaisern Max I. und Karl V. zumal in den Tagen Merklins war Stift Waldkirch zu sehr verpflichtet, einer von kaiserlicher Seite ausgehenden Fürsprache die weitgehendste Rücksicht angedeihen zu lassen. Da-

gegen beobachtete nicht ohne Mißtrauen die Konstanzer Kurie das Vorwalten kaiserlichen Einflusses im Konvent zu St. Margarethen und um diesem im Kapitel begegnen zu können, war sie es, welche zuerst abändernd in die Rechtslage eingriff, welche seinerzeit das Basler Konzil für das Kollegiat geschaffen hatte. Am 19. Juni 1532 zeigte das Stift der Konstanzer Kurie die Wahl

Stürzels an, welche zwar die Bestätigung erteilte, aber den Beizug eines bischöflichen Kommissärs zu künftigen Wahlakten forderte. Die Besorgung der in dieser Übergangszeit nicht geringen und verwickelten Geschäfte des Basler Hochstifts dürfte dessen Propst zum dauernden Verweilen in Freiburg bestimmt haben, woselbst er noch kurz vor seinem Tode das Haus zum goldenen Fälslein — heute Herrenstraße 5 — erwarb. Stürzel wird als Führer jener Kapitularen zu bezeichnen sein, welche die Erhebung der Freiburger Münsterpfarrkirche zur Kollegiatkirche des vertriebenen Hochstifts anstrebten und in ihren Bemühungen nur von dem Senate bekämpft wurden, welcher die Ansprüche der Hochschule auf das Patronat des

Münsters ängstlich verteidigte. War auch für Stürzel der Gedanke, seiner Vaterstadt die Vorteile eines so reichen Kollegiums dauernd zu erhalten, ein sehr verlockender, so glaubte er doch noch weit mehr, hierin ein Mittel zu finden, sein Hochstift einer ihm so nötigen kirchlichen Reform entgegenzuführen. Denn gerade die alte Leichtlebigkeit der jugendlichen Basler Domherren, welche auch in Freiburg ihren lockeren Lebens-



wandel einzustellen nicht gewillt waren, bereitete Stürzel manche sorgenvolle Stunde. Sah sich doch der so sehr nachsichtige Freiburger Rat in Folge der immer mehr auftretenden Ausschreitungen genötigt, einige dieser Junker mit ihrem nicht gerade kanonischen Anhang durch Eintürmung den neugierigen Blicken seiner solche Bilder nicht gewöhnten biederben Bürgerschaft zu entziehen<sup>9)</sup>.

In Waldkirch, woselbst die vielfachen Beziehungen des Kollegiatstifts zu der strenggläubigen Hochschule und jene der Stadt zum benachbarten Freiburg die freundliche Huld der Kaiser und die mehrmalige Anwesenheit der österreichischen Landesherren schon längst über die Haltung beider in Sachen des Glaubens entschieden hatten, war es Stürzel nicht schwer, jede Neuerung abzuhalten und über den genauen Vollzug jenes Regierungsbefehls Erzherzog Ferdinands I. vom 20. August 1527 zu wachen, durch welchen an Auffindung von sektiererischen Schriften empfindliche Strafe gesetzt, das Übertreten des Fastengebotes mit Gefängnis bestraft und das Niederreißen des Hauses, in welchem des Herrn Nacht-

mahl gehalten wird, angeordnet wurde.

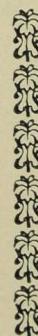
Nur wessen Auge, wie Stürzel, den Greuel der Verwüstung in Basel erschaut hat, dem kann es zur Entschuldigung dienen, wenn er durch solchen Gewissenszwang die ihm anvertraute Stätte vor ähnlichen Bildern schützen zu müssen glaubt. Stürzel starb am 2. Dezember 1537<sup>10)</sup>.

Zwei Kandidaten bewarben sich um die erledigte Propstei: der von Wien empfohlene Road-



Dr. Andreas Stürzel, Dompropst von Basel, Stiftspropst von Waldkirch (1532–1537).

Nach einem Ölbild im Waldkircher Ratsaal, aufgenommen von Sophtograph C. Ruf in Freiburg.



jutor des dortigen Bischofs Faber, Dr. Nausea und der greise Freiburger Professor Dr. Keck. Am 31. Dezember wählten die Stiftsherren von St. Margarethen als ihren Propst

Dr. Georgius Keck  
1537—1547.

Die Heimat Kecks ist in Trier zu suchen und nicht unwahrscheinlich ist er, wenn auch nicht ein Bruder jenes Johannes Keck (latinisiert *Audaculus*<sup>11)</sup>, welcher den Waldkircher Propst in dessen Trierer Epitaph als seinen Blutsverwandten und Mäcen bezeichnet, so doch ein näher Verwandter desselben.

Dürfte Merklin dem Johannes Keck die Wege gebahnt haben, welche diesen bis zum Präsidenten des luxemburgischen Staates führten<sup>12)</sup>, so wird auch Georg Keck, welcher mit Merklin von Bologna über die Alpen gekommen war, dessen Empfehlung

seine Aufnahme in das Basler Hochstift zu danken haben. Lange jedoch vor den Wirren der Basler Reformation finden wir Keck als Professor an der Hochschul Freiburgs. Keck war bereits 1520 Pfarrektor am Münster in Freiburg, zu welchem ihn die Universität auf Grund ihres Patronatsrechts präsentiert hatte<sup>13)</sup>.

Trotz der einstimmigen Wahl Kecks hatte sein Gegenkandidat Nausea seinen Ansprüchen auf die Propstei nicht völlig entsagt, denn noch 1539 verwendeten sich Rektor und Senat in Freiburg<sup>14)</sup> auf das eindringlichste für ihren greisen Lehrer mit dem Erfolge, daß Nausea zu Lebzeiten

Kecks auf irgend welche weitere Ansprüche verzichtet hat.

Das lehr- und pfarramtliche Wirken Kecks in Freiburg erübrigte demselben für sein Stift in Waldkirch nur eine Spanne Zeit, deren Dürftigkeit der Chronist mit den ebenso dürftigen Worten „zum meist abwesend“ bezeichnen zu können glaubte<sup>15)</sup>. Es muß jedoch hervorgehoben werden, daß unter Propst Keck, wenn auch nicht von ihm selbst, doch auf seine Veranlassung, um 1540 eine auf mehreren Pergamentblättern geschriebene tabellarische Übersicht über den Inhalt des damaligen Stiftsarchivs angefertigt wurde<sup>16)</sup>, eine Arbeit, welche bei den

vielen Prozessen des Stifts mit seinen zahlreichen Gegnern demselben zu großem Vorteil ge-  
reicht hat.

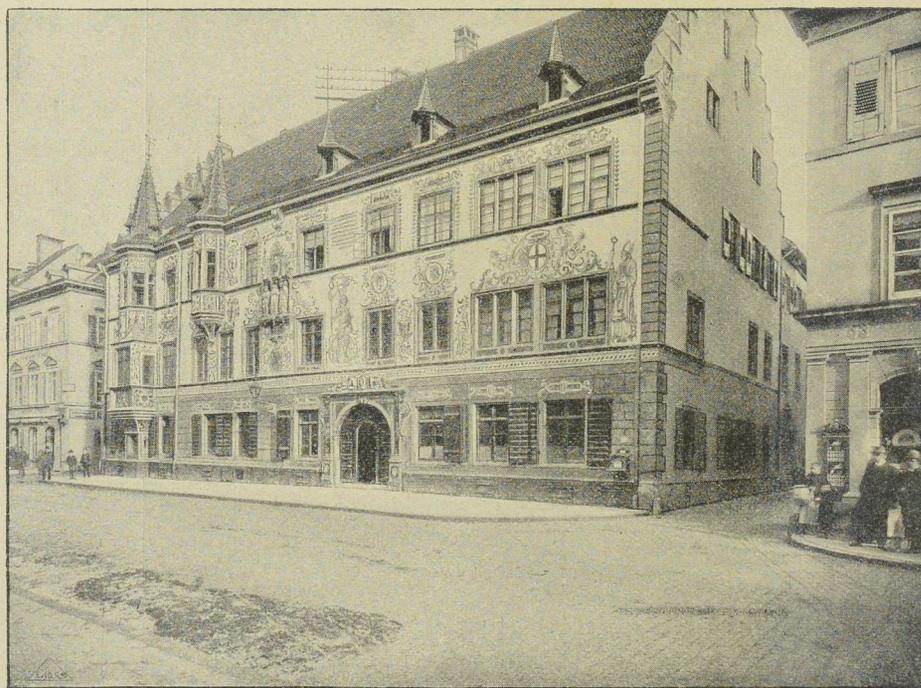
Auf das im Jahre 1547 erfolgte Ableben Kecks folgte ihm als Propst

Dr. Fridericus Nausea  
1547—1552,

nach Balthasar Merklin

wohl der bedeutendste Mann, welcher dem bescheidenen Prälatensitz in Waldkirch zur Zierde gereichte<sup>17)</sup>.

In dem oberfränkischen Städtchen Waischenfeld erblickte Friedrich Grau, nach zeitgenössischer Gewohnheit seinen Geschlechtsnamen in Nausea latinisierend, um 1480 als Sohn schlichter Wagnersleute das Licht der Welt. Nach einem ersten Unterricht in der Lateinschule in Bamberg bezog er die Universität Leipzig und in den Jahren 1514—1518 die Hochschulen von Heidelberg und Basel, sowie die Humanistenschule in Schlettstadt. In Pavia und Paris empfangt er die Doktorwürde



Basler Hof, jetzt Großh. Bezirksamt, ehemaliger Sitz des Domstifts Basel.  
Aus „Freiburg i. B., die Stadt und ihre Bauten“, S. 441.



in der Juristen- und Artistenfakultät, in ersterer nach einer Promotionsrede, welche den künftigen ersten deutschen Kanzelredner ahnen ließ. Ein reiches schriftstellerisches Leben machte bald weite Kreise Deutschlands und Italiens auf den jungen Gelehrten aufmerksam, so daß der Kardinallegat Laurentius Lampegius denselben zu seinem Geheimsekretär ernannte, als er von Papst Klemens VII. zu Unterhandlungen mit den Reformatoren nach Deutschland gesandt wurde. Im Auftrag des Kardinals verhandelte Nausea mit dem 1521 in seiner Heimatstadt Bretten weilenden Melanchthon, welcher die „irenischen Gesinnungen“ des Unterhändlers aner-

kannte. Als Domprediger in Frankfurt und Mainz bildete Nausea sein hervorragendes Rednertalent aus und erlangte als Kanzelredner einen Namen, daß Ferdinand ihn als seinen Hofprediger nach Wien berief. Auf den Wunsch des Wiener Bi-

schofs Faber, eines ehemaligen Freiburger Dozenten, wurde Nausea am 5. März 1538 zu seinem Roadjutor ernannt, nachdem er kurz zuvor noch Doktor der Theologie geworden war und die priesterlichen Weihen erhalten hatte. Auf das am 21. Mai 1541 erfolgte Ableben Fabers bestieg Nausea den bischöflichen Stuhl von St. Stephan in Wien.

Daß der 1539 dem greisen Reck gegenüber zurückgetretene Nausea auf dessen Ableben, unterstützt durch seine Empfehlungen aus der Wiener Hofburg, sich wieder um die Waldkircher Propstei bewerben würde, lag nahe. Allein das Waldkircher Kapitel war 1547 nicht mehr so ohne allen Vorbehalt und mit der alten Einbelligkeit für eine

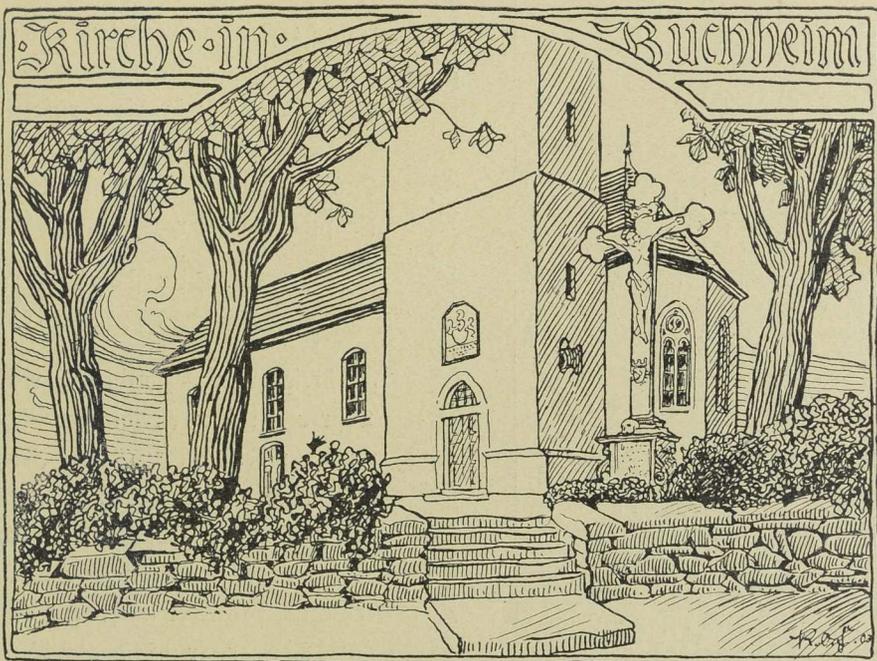
Zuweisung der Pfründe an einen fernen, wenn auch noch so hoher Gunst sich erfreuenden Würdenträger zu gewinnen. Beweis hiefür, wenn von Nausea als einem durch kaiserliche Rekommandation angenommenen Propst gesprochen wird, dessen Pfründen jene von St. Margarethen nur vermehren helfen sollte. Richtig ist, daß Nausea bei Übertragung der Waldkircher schon mehrfach im Besitze anderer Pfründen sich befand; aber es muß auch zugegeben werden, daß der für seine Person einfache, in Heranbildung junger Talente unverdrossen wohlthätige Mann für die Repräsentation des damals sehr schlecht dotierten Wiener

Bistums und die Herausgabe seiner eine ganze Bibliothek ausfüllenden Werke große Summen benötigte.

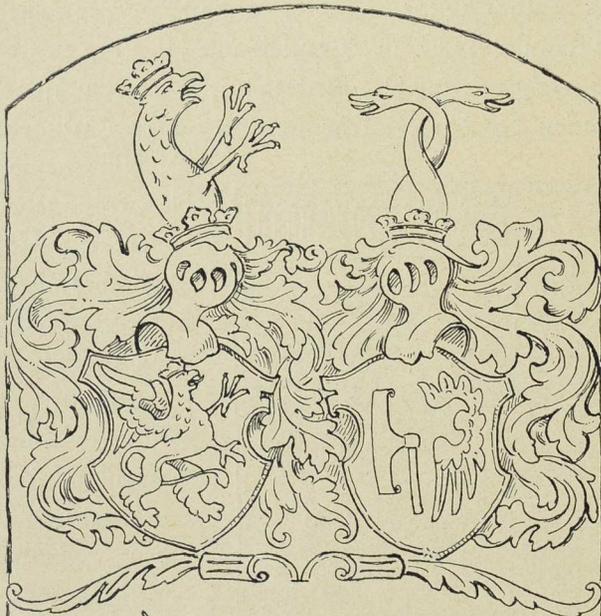
Gestattete die Wahrung seiner bischöflichen Funktionen Nausea nicht, sich lange aus seiner Diözese zu entfernen, so traf er doch in den Jahren 1547, 1548 und 1549

nacheinander im gastlichen Stift in Waldkirch ein, um hier von den Anstrengungen und Mühen einer hochgehenden Zeit Kräftigung und Erholung zu suchen und zu finden. Es ist zu bezweifeln, ob unsere Stadt an der „wildem Elz“ je einen größeren Lobredner gefunden hat, als den Bischof an der blauen Donau, wenn er über Waldkirch schreibt, „daß kaum irgend eine Zeit ausreichen würde, wollte ich die nach allen Richtungen anerkannte und berühmte Lieblichkeit dieses Ortes beschreiben“<sup>18)</sup>.

Die höchste und ehrenvollste Tätigkeit sollte Nausea auf dem Tridentiner Konzil entfalten, wohin König Ferdinand ihn als seinen Orator gesandt hatte. Schon vor dessen Beginn hatte sich



Nausea dafür verwendet, daß die Kirchenversammlung in Deutschland und zwar in Regensburg abgehalten werden solle. In der 12. feierlichen Sitzung vom 1. September 1551 überreichte Nausea das Mandat seines Königs und schon in der darauffolgenden 9. Generalkongregation vom 21. September sprach sich Nausea für die Gestattung des Abendmahls unter beiden Gestalten



Anno Domini 1559 vff den  
18 tag des Monats Junners  
Starb der Edel vnd fest Jerg  
Wilhelm Stürtzel vö Büch:  
heim Erbschenck der Santgraf:  
schaft Elsas dem Gott gnod  
Amen.

Wappenbild Wilhelms von Stürtzel in der Kirche von Buchheim.

Gezeichnet von Mich. Wächter in Freiburg.

aus, hoffend, hiedurch noch die Wiederherstellung der kirchlichen Einheit zu ermöglichen; ja der streng sittenreine Bischof scheute sich aus dem gleichen Grunde nicht, dem Papste eine Konzession zugunsten der Priesterehe vorzuschlagen.

Nausea war katholischerseits der letzte große Humanist, welcher selbst mit gegen seine Überzeugung dargebrachten Opfern in den Riß der

Kirchenspaltung sich zu stellen bemüht war. Ein Beweis der hohen Achtung der Konzilsväter vor Nauseas dogmatischer und stilistischer Kritik ist es, daß sie ungeachtet der Ablehnung seiner Anträge ihm die Formulierung der canones über die Abendmahlslehre, der wichtigsten des ganzen Konzils, übertrugen. Noch wohnte Nausea am 7. Januar 1552 der 13. Generalkongregation an; ein in der Stadt ausgebrochenes contagiöses Fieber raffte ihn schon am 6. Februar 1552 aus dem Leben hinweg. Draußen im fernen Breisgau fand der Chronist beim Tode Nauseas nur die Worte, „daß er seine Braut Margaretha nur selten erschaut habe“, dem bescheidenen Wagnerssohn darf es genügen, daß das katholisch gebliebene Deutschland ihm den Ehrentitel eines „Vorkämpfers des Glaubens“ in die Gruft nachrief.

Der Nachfolger Nauseas auf dem bischöflichen Stuhl in Wien, wie wahrscheinlich auf jenem der Propstei Waldkirch ist

Dr. Christoph Werthwein  
1552—1553,

gebürtig von Pforzheim, während 12 Jahren Lehrer an der Freiburger Hochschule, kam als Erzieher der Kinder König Ferdinands nach Wien und wirkte hier neben Nausea als Hofprediger, mit diesem den Ruf eines hervorragenden Kanzelredners teilend. Zum Bischof in Wiener Neustadt ernannt, folgte er nach dem Tode Nauseas diesem am 18. Februar 1552 als Bischof von Wien<sup>19)</sup>. Sein bischöfliches Wirken wird als mild und versöhnlich bezeichnet. Nur kurze Zeit war ihm der Wiener Hirtenstab anvertraut, er starb schon am 20. Mai 1553 an Wunden, welche er durch den Sturz seines Reisewagens auf den Höhen des Semmering erlitten hatte. In dankbarer Erinnerung an seine dürftig verlebte Jugend stiftete er dem St. Michaelsstift seiner Heimatstadt ein Kapital von dreihundert Gulden rh., „weil auch ihm zu Hülfe seines Studiums eine Unterstützung zugeflossen“. Sollte, was bei den sehr widersprechenden Quellen überhaupt noch zum Beweise steht, Werthwein zum Propst von Waldkirch gewählt worden sein, ist er der einzige gewesen, welcher als solcher niemals in St. Margarethens Mauern geweiht hat<sup>20)</sup>.

Hervorragende Kirchenfürsten und Gelehrte haben seit den Tagen Merklins den Namen von St. Margarethen weithin in deutsche Lande getragen, doch brachten die meist abwesenden Pröpste dem Kollegiat den schweren Nachteil, daß es einer Vertretung seiner Oberrn entbehrte, wenn es galt, seine Rechte und Privilegien, oft auch seinen Besitzstand gegen die vielfachen Angriffe

zahlreicher Gegner zu schützen. Es hatte allen Anschein, daß das Kanonikat schon im Laufe des ersten Jahr-

hunderts dasselbe Schicksal ereilen sollte, welchem das alte Frauenkloster dereinst verfallen war, von welchem der Chronist berichtet, daß seine letzte Konventualin in „bitterer Armut verstorben sei“. Immer mehr traten Schulden an die Stelle des Wohlstandes, es war daher nicht ein Akt besonderer Klugheit, sondern bitterer Notwendigkeit, daß die österreichische Regierung von ihrer Gepflogenheit der Empfehlung wenn auch noch so ausgezeichneten Männer Umgang nahm, vielmehr die Stimmen des Kapitels wie des Landesherrn

auf einen Mann hinzuweisen sich bemühte, welcher durch eine langjährige Dienstverwesung die Garantie geboten hat, daß er neben strenger Wahrung seiner kirchlichen Stellung auch die Stiftsökonomie in günstigere Bahnen lenken werde<sup>21</sup>). Ohne jede kirchliche oder staatliche Einmischung *ex propria auctoritate* ging aus der Wahlurne des Jahres 1563 als Propst hervor



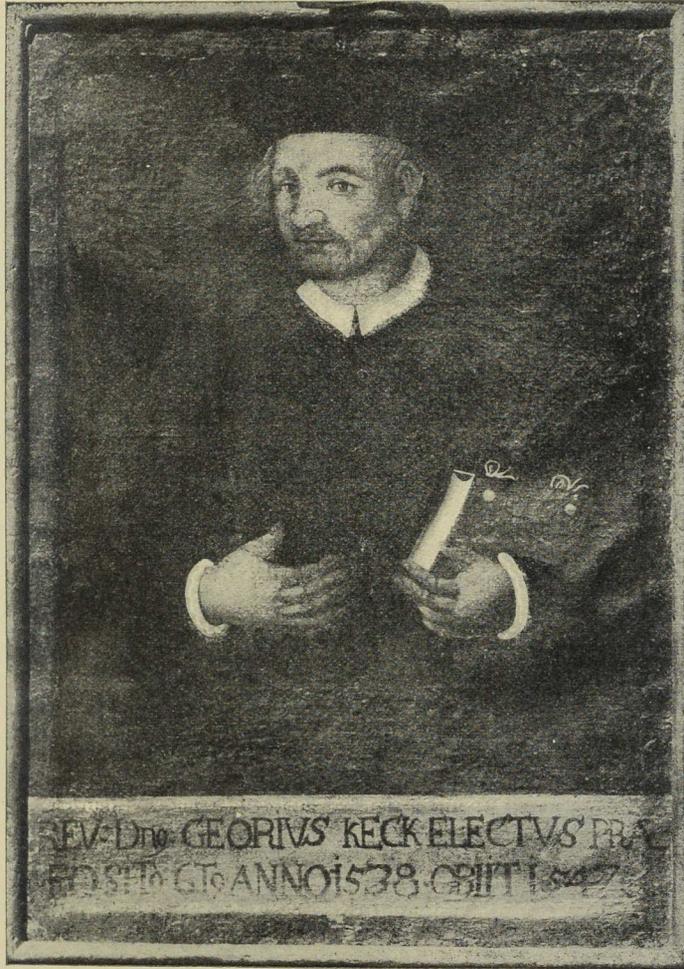
## Adrian Mantz von Freiburg

1563—1583.

Die Geburt des Mannes dürfte in das erste Viertel des 16. Jahrhunderts fallen. Bürgerlicher Abkunft wie seine sämtlichen Nachfolger in der Propstei, absolvierte er die Schulen seiner Vater-

stadt, an deren Hochschule er das Bakkalaureat und die Magisterwürde sich erwarb. Mantz gehörte jenem aus vier städtischen Beamten gebildeten Kuratorium an, welches durch das ganze Mittelalter herunter den Namen „Vierherrschaft“ geführt und sich mit der Pflege des völligen Münsterausbaues und aller die Kirchenfabrik und die Münsterstiftungen berührenden Geschäfte zu befassen hatte. Aus der Tatsache, daß Mantz schon vor seiner Ernennung zahlreiche Urkunden des Stifts als Propst gezeichnet hat, ist wohl die Annahme berechtigt, daß er die Stellvertretung zum mindesten vom Tode Werthweins

(1553) bis zu seiner Wahl 1563 versehen hat.



Propst Dr. Johann Georg Reck von Waldkirch (1537—1547).

Ölgemälde im Ratsaal zu Waldkirch.

Nach Aufnahme von Hesp photograph C. Ruf in Freiburg.



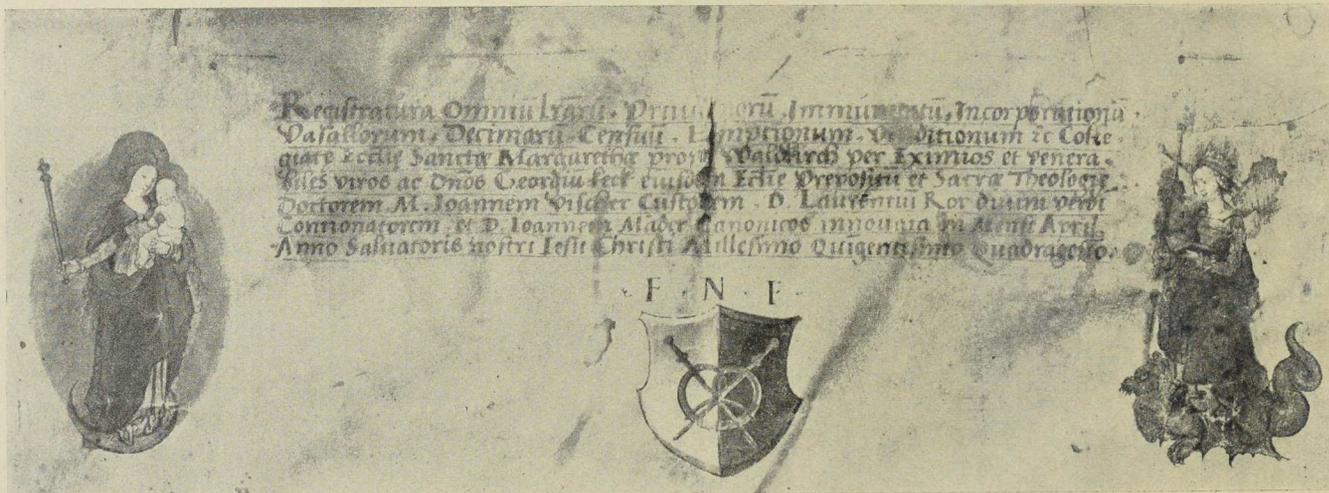
Adrian Mantz brachte für seine Stellung nicht allein ein gutes theoretisches Wissen mit, sondern ihm war eine hervorragende Begabung zur raschen Erfassung und praktischen Durchführung aller seine Zeit und sein Stift bewegenden sozialen und wirtschaftlichen Fragen eigen. Um der ganzen Bedeutung des Propstes gerecht zu werden, bedarf es nur eines kurzen Überblicks über den Wechsel im Besitzstand und der Gerechtsame des Kanoni-

kats bis auf seine Zeit. Allerdings war bereits in den Tagen der Errichtung des Stifts der ganze Eigenbesitz in schwarzenbergische Hände übergegangen und die Einkünfte des alten Frauenklosters, welches nach dem *liber decimationis* von 1275 unter den Klöstern des Bistums Konstanz an zweiter Stelle 157 Mark Silber versteuerte, zu Beginn des 15. Jahrhunderts auf 38 Mark heruntergesunken, eine zwar für die Mitglieder des jungen Kanonikats nicht unwillkommene Beigabe, wenn auch bei weitem nicht im Stande, den Ansprüchen einer „königlichen Abtrissin“ oder reichsfreiherrlichen Stiftsdamen



Buchholz und Denzlingen, das eine Viertelstunde hiervon abseits im freien Felde gegen den Engewald stehende Kirchlein St. Martin die Orte Gundelfingen, Ober- und Niederwinden<sup>22</sup>).

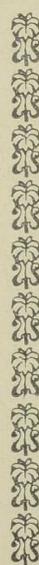
Dies hatte zur Folge, daß bei Errichtung des Kanonikats St. Walburg ein Einkommen von 28 Mark, St. Martin ein solches von 40 und St. Peter ein solches von 30 Mark Silber besaß, so daß in Verbindung mit den Resten des Kloster-gutes in die Errichtungsurkunde des Kanonikats (1431) grundlegend bestimmt werden konnte, daß von den stiftischen Bezügen der Propst eine doppelte, der Dekan eine anderthalbfache, der



Schluß der tabellarischen Übersicht über den Inhalt des Stiftsarchivs vom Jahre 1540.

In Aquarell ausgeführter Schmuck. Das Wappen des Propstes Georg Keck in der Mitte, links die Mutter Gottes, rechts die heilige Margaretha.

nur einigermaßen zu genügen. Diese Reste ehemaligen Klosterwohlstandes wurden jedoch ergänzt durch die Einkünfte der drei Kirchen, welche im Laufe der Jahrhunderte im Gebiet des heutigen Ortsetters Waldkirch zu selbständigen Pfarreien sich herausgebildet hatten. Die bedeutendste derselben ist St. Walburg, nach Gründung des Frauenklosters Stiftskirche und für das von den Gestaden der Elz herauf sich entwickelnde Gemeinwesen die Stadtkirche. Für die bessere Dotierung der an Bedeutung immer mehr zurücktretenden beiden Nebenkirchen sorgte man schon zu Klosterszeiten durch Zuweisung einer größeren Anzahl von Filialen, so erhielt die einige hundert Schritte von St. Walburg stehende Kirche St. Peter Bleibach,



Schatzmeister ein und ein Viertel, die drei weiteren Kanoniker je eine einfache Portion erhalten sollen, welche jährlich 20 Gulden rhein. nicht übersteigen durfte.

Gehörten nun diese Einkünfte zu den ständigen Einnahmequellen des Stifts, so war auch noch eine Reihe unständiger Bezüge aus den Tagen des Frauenklosters vorhanden, welche als ein nicht zu unterschätzender Beitrag für die stiftische Ökonomie zu bezeichnen sind. Zu solchen gehört das Recht des „Drittels“, wonach dem Kloster von jedem verkauften Gotteshausgut der dritte Teil des Kaufpreises zufiel und das Recht des „Falls“ (Vahl), demzufolge jeder, der dem Gotteshaus zinst oder dessen Güter bannt, diesem im

Sterbfall das beste lebende Haupt vom Vieh, so er keines hat, das beste Gewand zu geben verpflichtet ist. Beide oft hart empfundene Rechte ergeben sich aus dem leibeigenschaftlichen Charakter der Gotteshausleute, wurden aber durch das noch heutigentags nicht neidlos zu betrachtende Recht der Pflichtigen wesentlich gemildert, daß diese, wenn Krieg und Mißjahre die Entrichtung der Abgaben noch so sehr erschweren, von ihrem Gut nicht abgetrieben werden konnten. Wie für eine Reihe stiftischer Sonderrechte und Privilegien sollten auch für die Stiftsgefälle jene Beziehungen von großem Einfluß werden, welche das Stift mit der Stadt Waldkirch durch ihre beiderseitige geschichtliche Entwicklung verbanden.

Schon art. 32 des Stadtrechts von 1300 enthielt das bedeutsame Anerkenntnis, daß die Gemeinde „Wunn und Waid, Zwing und Bann, Trib und Trab, Feld, Wald und Allmend“ vom Gotteshaus zu ewigem Lehen empfangen habe, wo für sie diesem zu ewigem Boden- und Lehenszins alljährlich auf Martini vier Pfund Rappen entrichtet.

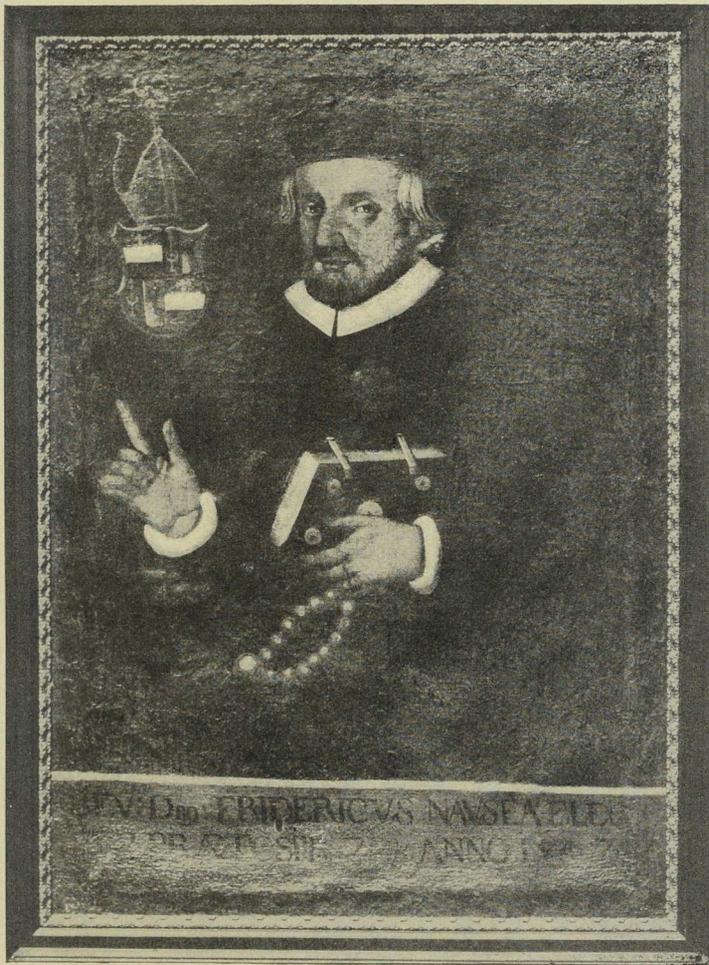
Zu eigenartigen Verwicklungen zwischen Stift und Stadt gab auch Veranlassung, daß die von den Bürgern zu ihrer Stadtkirche erhobene Stiftskirche St. Walburg außer der mit Wall und Graben umgürterten Stadt lag, so daß schon Satz 24 des alten Stadtrechts anordnete, daß „jeder Bürger sein Seitengewehr in Kirchen tragen soll“. Für die Besorgung der Kasualfälle in der



Stadt lieferte diese allwöchentlich am Samstag in die Stiftsküche eine Scheibe Salz. Die bei geschlossenen Toren für gottesdienstliche Verrichtungen in der Stadt sich ergebenden Schwierigkeiten veranlaßten diese, an die schon seit 1336 in derselben befindliche Kapelle zu „unserer lieben Frauen“ eine Pfründe zu stiften<sup>23</sup>).

Dieses finanzielle Abhängigkeitsverhältnis der Stadt wurde noch gesteigert durch eine größere Anzahl stiftischer Vorrechte, welche in die Polizei- und Jurisdiktionsgewalt der städtischen Behörden hinübergriffen und diese damit zu offenen oder versteckten Gegnern des Stifts geschaffen haben. Auch die Veränderungen, welche sich in der Territorialgewalt des Elztales vollzogen hatten, sollten nicht ohne wesentlichen Einfluß auf die stiftische Entwicklung bleiben.

Ihren Höhepunkt hatte die Herrschaft der Schwarzenberger unter den beiden Brüdern Hermann und Hans Schwarzenberg gefunden, welchen Waldkirch als schönstes Geschenk seine Erhebung zur Stadt (8. Au-



Dr. Friedrich Nausea, Bischof in Wien, Propst von Waldkirch (1547—1552).

Ölgemälde im Ratsaal zu Waldkirch.

Nach Aufnahme von Hofphotograph C. Ruf in Freiburg.



gust 1300) verdankt. So groß war der Besitz dieser bis in die Ortenau hinunter und zur Baar hinauf begüterten Familie geworden, daß sich dieselben zu einer Teilung der Herrschaft entschlossen, nur ihre gemeinschaftliche Schöpfung Waldkirch in gemeinsamem Besitze belassend. Mit einer beispiellosen Raschheit sanken die beiden Linien der Kastelberger und der Schwarzenberger von ihrer eingenommenen Höhe hernieder, bis um 1570 beide

Herrschaften von Osterreich durch Kauf erworben und zu einem osterreichischen Kameralamt vereinigt wurden. Mitten hinein in diese stetige Entwicklung staatlicher und städtischer Wesen fällt die Wirksamkeit des Propstes Adrian Mantz. Das Bestreben, den stetig zunehmenden Rückgang der rechtlichen und ökonomischen Selbständigkeit einen gebieterischen Einhalt zu verschaffen, mußte den Propst bald mit den mächtigen Gegnern des Stifts in scharfe Konflikte bringen. Auch nach Errichtung des Kanonikats verblieb infolge der Zweiteilung der Herrschaft die Schirmvogtei über dasselbe bei den Schwarzenbergern, während die Vogtei über die Stadt Waldkirch den Kastelbergern zustand. Hatte aber die Stadt Waldkirch das Glück, an ihren Vögten stets nur „gnädige Herren“ zu finden, so konnte sich das Stift eines solchen nicht erfreuen. Zwar unterließ dasselbe nie, von jedem Kastenvogt sich einen Revers ausstellen zu lassen, „des Stiftes Freiheiten und Privilegien nicht anzutasten“. Allein dieser Revers hinderte, als nach dem Tod des letzten Schwarzenbergers

Hans die Herrschaft 1451 an dessen Tochtermann Heinrich von Rechberg gefallen war, diesen so wenig als ein harter Bedrücker des Stifts aufzutreten, wie das auf Anrufen des bedrängten Kollegiats von Ulrich Zasius abgegebene, sehr umfangreiche Rechtsgutachten. Schlimmer noch gestaltete sich dieser Zustand unter den auf die Rechberg folgenden Herren von Ehingen. Namentlich war es



unter diesen Sebastian von Ehingen (1560), welcher als einer der letzten, aber auch der schlimmsten Vögte das ganze Ausbeutungssystem seiner Ahnen nochmals in Szene setzte. Nicht nur, daß er nach freier Willkür Kaplaneien und Pfarreien mit Männern besetzte, welche ihm für diese Gunst oft den letzten Heller ihrer Pfründe

zum Opfer bringen mußten, er scheute sich auch nicht, in die Kirchen selbst einzufallen und das Opfergeld von den Altären wegzunehmen<sup>24</sup>). In Heuweiler allein zog er während 17 Jahren die Kirchengefälle, Gülten und Zehnten ein, nachdem er die Salz- und Zinsbücher an sich genommen hatte. Bei dem gewalttätigen Vorgehen des Ritters wagte Mantz nichts zu seinen Lebzeiten gegen ihn zu unternehmen, strengte aber gegen dessen Erben einen Rechtsstreit auf Wiedererstattung des hinterzogenen Stiftsguts an, welcher 1569 zugunsten des Stifts entschieden wurde.

Nach dem Anfall der Kastel-schwarzenbergischen Lande an Osterreich ging die Schirmvogtei über St. Margarethen auf die

österreichischen „Amptleute“ über, womit die unaufhörlichen Klagen über materielle Bedrückungen ihr Ende erreichten. Immerhin enthielt die jetzt beginnende Festlegung der beiderseitigen Grenzgebiete der neuen staatlichen und der alten stiftischen Rechte den Keim zu manchen Zerwürfnissen zwischen deren beiderseitigen Vertretern. Noch waren die beiden Gewalten in bestem Einvernehmen, wenn



Propst Friedrich Nausea.

Nach einer Zeichnung von dem in der Kirche zu Waischenfeld in Oberfranken befindlichen Grabstein.



mit Zustimmung des Stifts von der vorderösterreichischen Regierung zu Ensisheim 1571 eine Verordnung erging, wie sich die Bevölkerung vor und nach dem Gottesdienst, bei Umzügen und Kirchweihen zu verhalten habe, durch deren Bestimmungen eine Reihe von Mißständen beseitigt wurden, welche bei dem laxen Kirchenregiment der stets abwesenden Präpöste eingegriffen waren. Doch nur zu bald boten die beiderseitigen Beziehungen ein anderes Bild, als die Regierung Amtsmänner schickte, welche nicht minder energisch wie das Stift seine Privilegien, auch die Befugnisse ihrer Amtsgewalt zu wahren verstanden. War auch für die neue Landesregierung der Zeitpunkt noch nicht gekommen, den Kampf gegen das wichtigste Recht des Stifts, die freie Propstwahl, aufzunehmen, so verstand sie es doch, geschickt sich derjenigen Faktoren zu bedienen, welchen die Schmälerung stiftischer Privilegien gelegen kam.

Das Stift betrachtete daher die Regierungsbeamten als die Vermittler aller Beschwerden der stets klagenden Stadt, waren dieselben auch keineswegs von einer Bedeutung, um den diesen Männern gemachten Vorwurf von „diokletianischen Verfolgern“ auch nur im geringsten zu rechtfertigen.

Überschauen wir unter dem Gesichtswinkel heutiger Verkehrs- und Geldverhältnisse jenen beinahe zweihundertjährigen Kampf zwischen Stift und Stadt, mochte sich derselbe um Frucht- oder Weinzoll, um Ohmgeld oder Bannwein, um Gülten und Zehnten handeln, so wird das Lesen der umfangreichen, oft hochaufgeregten Klage- und Verteidigungsschriften uns des öfteren ein Lächeln ob dieses Sturms im Glase Wasser abnötigen und doch bildeten diese Rechte und Abgaben einen guten Teil des mittelalterlichen Erwerbslebens, eine bedeutende Ziffer im Soll und Haben der mittelalterlichen Ökonomie.



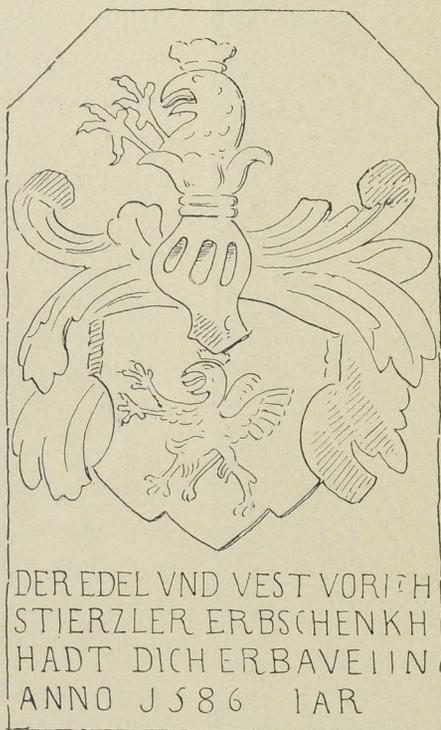
*fridericus Episcopus Viennen  
manu propria*

Brustbild, Wappen und Unterschrift des Bischofs Nausea von Wien.  
Nach photographischer Aufnahme des 1637 geschnitzten Bischofsbildes vom Chorstable im Dom St. Stephan zu Wien.

Reichskanzlers Erzbischof Berthold von Mainz. Einem weiteren Vergleich vom 2. November 1507 gelang es, da „beiden Teilen die Irrungen und Spähne nicht lieb sondern laid seien“, wenn auch den Hader nicht zu beseitigen, so doch denselben auf ein halbes Jahrhundert zu sistieren.



Als in dessen zweiter Hälfte durch die „alten Späbne“ von neuem auch der alte Kampf auf-  
loderte, war es Propst Mantz, welcher wie nicht  
leicht ein zweiter zu dessen Beilegung die richtigen  
Wege gefunden hat. Hatte er mit emsigem Fleiß  
im treubehüteten Schatz seines Archivs Umschau  
gehalten, um den zahlreichen Stiftsprivilegien auch  
jedem Angriff gegenüber zu ihrem Rechte zu ver-  
helfen, so war doch sein Rechtlichkeitsgefühl so  
groß, daß er bei gewissenhafter Abwägung wohl-  
verbriefter Rechte auch den Anforderungen einer  
fortschreitenden Zeit sich nicht verschloß.



An der Kirche zu Buchheim.

Votivstein, gezeichnet von Mich. Wächter in Freiburg.

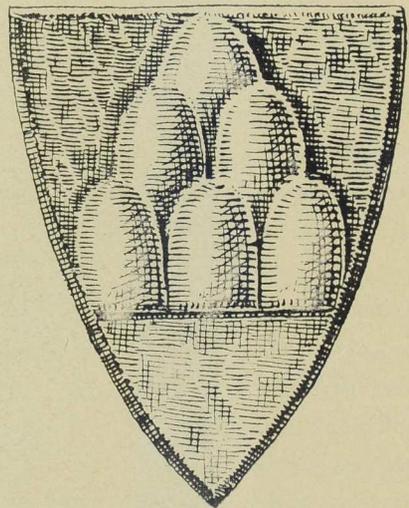
In einer größeren Reihe von Traktaten  
kamen in den Jahren 1570—1580 eine Reihe alter  
Streitpunkte zur endgültigen Begleichung, von  
welchen nur die hervorragendsten hier eine kurze  
Erwähnung finden sollen.

Wie vielfach Standesherrn und Klöster  
hatte auch Stift Waldkirch das Recht, während  
einer bestimmten „gebannten“ Zeit selbstgepflanzten  
oder in Zehntkellern lagernden Wein auszuschen-  
ken. Da die Stadt von jedem andern außerhalb  
dieser Zeit aus dem Stiftskeller abgegebenen Saum  
Wein einen Kreuzer Zoll erhielt, so hatte dieselbe

ein begreifliches Interesse, die Zeit dieses Bann-  
weinschenkens tunlichst zu beschränken.

Unter Mantz wurde vereinbart, daß das Stift  
dreimal im Jahre jeweils vor den drei höchsten  
Feiertagen Weihnachten, Ostern und Pfingsten  
14 Tage lang Bannwein schänken darf und dies  
jeweils acht Tage zuvor von der Kanzel zu ver-  
künden sei. Während dieser Zeit durfte kein Wirt  
Wein mit der Maß schenken, beim Bannwein  
aber kein Essen um Geld verabreicht werden<sup>25</sup>).

Noch wichtiger für die Stadt war die Rege-  
lung der Korn- und Weinzölle. In frühester Zeit  
bezog das Stift allen Zoll allein und hielt einen  
eigenen Zoller; früh schon hatte es aber die Stadt  
gegen Entrichtung von 60 Schilling mit den  
Zollgefällen belehnt<sup>26</sup>). Die häufigen Differenzen  
zwischen Stift und Stadt wegen der Zölle wurden  
unter Mantz dahin geregelt, daß das Stift alle



Wappen auf dem Siegel des Johannes nobilis de  
Schwarzenberg an einer Urkunde von 1301.

Gezeichnet von Fritz Held, Heraldiker, Karlsruhe.

verkaufte Frucht der Stadt zu zollen hat mit  
Ausnahme jener, welche die Kanoniker von ihren  
Kompetenzen ersparen. Zollfrei soll in derselben  
Weise auch der Kompetenzwein sein, nicht aber  
auch jener, welchen die Stiftsherren aus Fürkauf  
einlegen oder aus eigenen Reben gewinnen. Auch  
über jenen Rest von Rechten, welche aus der  
reichsunmittelbaren Stellung des Stifts hervor-  
gingen, mochten solche auch für die stiftischen  
Finanzen ohne Bedeutung sein, wie die Ver-  
siegelungsbefugnis und Inventaraufnahme am  
Nachlaß stiftischer Angehörigen und Untergebenen,

schloß Mantz am 16. Juni 1575 mit der Stadt ein Übereinkommen, wonach dem Stift dieses Recht nur noch an jenen Gütern zustehen soll, welche in des Klosters „Zwing und Bann“ gelegen sind<sup>27)</sup>.

Wie sehr diese vermittelnde Tätigkeit des Propstes die Anerkennung der Stadt gefunden hat, beweist, daß bei einer wenige Jahre nach dessen Tode vorgenommenen neuen Redaktion des

Stadtrechts in einem Anhang der durch die Mantzschen Vergleiche geschaffene Rechtsstand für alle Zukunft Gesetzeskraft erlangte.

Von einer noch viel größeren Bedeutung für sein Stift erwies sich Mantz durch seine eifrige Sorge für Hebung dessen Wohlstandes aus den schweren materiellen Schäden der vorangegangenen Zeit. Aber auch bei diesen Bemühungen war Mantz nicht der Mann, den Pflichten gegenüber lediglich nur die Rechte des Stifts zur Geltung zu bringen; er war auch gerecht genug, diesen Alles unverkürzt zu kommen zu lassen, was immer sie als Gegenwert ihrer Leistungen

anzusprechen hatten. So drang Mantz streng auf die Ablieferung der von den Gemeinden für die zahlreichen dem Stift inkorporierten Kaplaneien zu leistenden Abgaben, andererseits trug er Sorge, daß überall da, wo die Aleriker in den Gemeinden nicht selbst residierten, der von den Stiftsherren *ex currendo* zu versiehende Gottesdienst pünktlich an Sonn- und Werktagen abgehalten wurde. Eine empfindliche Einbuße erlitt das Stiftsvermögen unter den letzten Propsten durch den stetig

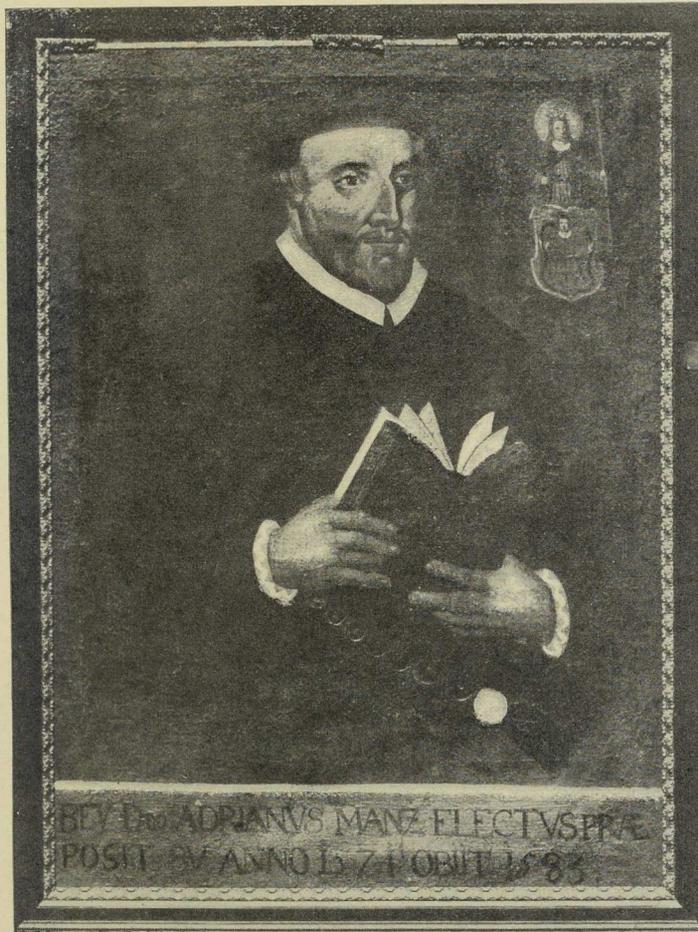


zunehmenden Wegfall der Drittel und des Falls zumal in den entlegeneren Meiertümern Nach, Simonswald und Glottertal, in welchen Mantz diese Gefälle wieder mit aller Strenge zu betreiben begann. Aber selbst diese Strenge vermochte nicht, die allgemeine Beliebtheit des Propstes zu schmälern; so gewann er die Sympathien der Simonswälder, wenn er offen und unerschrocken

den widerrechtlichen Beizug derselben zu Frondiensten beim Wiederaufbau der Kastelburg durch die Pfandherren bekämpfte und auf stiftische Kosten eine Berufung an den Oberhof in Ensisheim mit Erfolg durchführte; nicht minder, wenn er des Klosters Eigenleute in Simonswald unter die 1526 erlassene Talordnung einstellte und denselben damit ihre alten Rechte bestätigte.

In dem altstiftischen Meiertum Glottertal, welches um 1490 an Österreich gekommen war, hatte nach dem alten Dingrodel der Propst von Waldkirch als Rechtsfolger des Frauenklosters das Recht, alljährlich ein Rügegericht

abzuhalten. Seit Klosters Zeiten war die Abhaltung dieses Volkshings unterblieben. Dessen Wiederaufnahme durch Mantz rief in der ganzen Talschaft eine große Erregung hervor, welche regierungsseitig die Erlassung eines Verbotes desselben veranlaßte. Mantz wußte aber sein verbrieftes Recht in allen Instanzen zu behaupten. Auch dauerte es bei den persönlichen Eigenschaften des Propstes nur eine kurze Zeit und die anfängliche Erbitterung verwandelte sich in das Gegen-



Dr. Andreas Mantz von Freiburg, Stiftspropst von Waldkirch (1563—1583).

Ölgemälde im Ratsaal zu Waldkirch.

Nach Aufnahme von Hofphotograph C. Ruf in Freiburg.



teil, so daß in den Tagen Adrian Mantz' „die Glotterthäler in den Waldkircher Amtsstuben selten Unterstand genommen haben“<sup>28)</sup>.

Weniger von Erfolg begünstigt war Mantz in einem Rechtsstreit wegen der „Drittel und Fäll“ im verloren gegangenen Meiertum Buchholz<sup>29)</sup>.

Die Buchholzer Guts-  
herren wußten  
sich, einem  
günstigen  
Ausgang des  
Prozesses miß-  
trauend, diesen  
durch einen  
schnellen Ver-  
kauf der Guts-  
herrschaft an  
das Erzhaus  
Österreich  
(1570) zu ent-  
ziehen. Dem  
mächtigeren  
Gegner gegen-  
über verzich-  
tete der Propst  
klugerweise  
auf seine An-  
sprüche nur  
mit dem einen  
Vorbehalt,  
solche dann  
wieder anzu-  
fordern,  
„wenn Öster-  
reich sich der  
Herrschaft be-  
gebe“. Als

dieser Fall eintrat, war allerdings kein Propst mehr da, um solche zu reklamieren.

Wo immer Mantz auch bei Geschäften untergeordneter Art für sein Stift eintrat, bekundeten alle seine Unternehmungen den erfahrenen Geschäftsmann, so wenn er ein dem Stift gehörendes innerhalb der Stadt gelegenes Haus ankaufen und mit großen Kellern unterwölben ließ, nachdem er die Erlaubnis erlangt hatte, nach Muster eines



modernen Patentkellers Stiftsweine zollfrei in denselben einzulegen; oder wenn er in Vorahnung künftiger Stürme die bereits 1490 vom Stift erworbene „Kyffelburg“ — ein kastellartig angelegter Patrizierbau in der Stadt — durch Zinzukauf weiteren Areals vergrößerte und mit

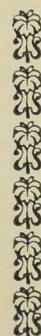
Mauern und Graben umgeben ließ.

Aus dem Privatleben des Propstes wissen wir nur, daß der für seine persönlichen Bedürfnisse einfach und bescheiden lebende Mann während der letzten dreißig Jahre Stift und Stadt Waldkirch nur einmal auf längere Zeit verließ, um dem Rufe seines Obern, des Bischofs Markus Sirkus nach Konstanz zu der dort am 1. September 1567 ausgeschrieben Synode zu folgen<sup>30)</sup>.



Alte Kirche im Glottertal.

Zeichnung von Zeichenlehrer Jobo in Pforzheim.



Von der glänzenden über hundert geistliche Würdenträger der Diözese zählenden Versammlung wurde Mantz als Vertreter der Kollegiatkirchen gewählt und nahm *vir venerabilis* — an allen Verhandlungen derselben regen Anteil.

Seiner Vaterstadt Freiburg und deren Hochschule bewahrte er ein treues Gedenken.

„uß beweglichen Ursachen, die Gott wol weißt und von unnöthen hierin zu vertellen“

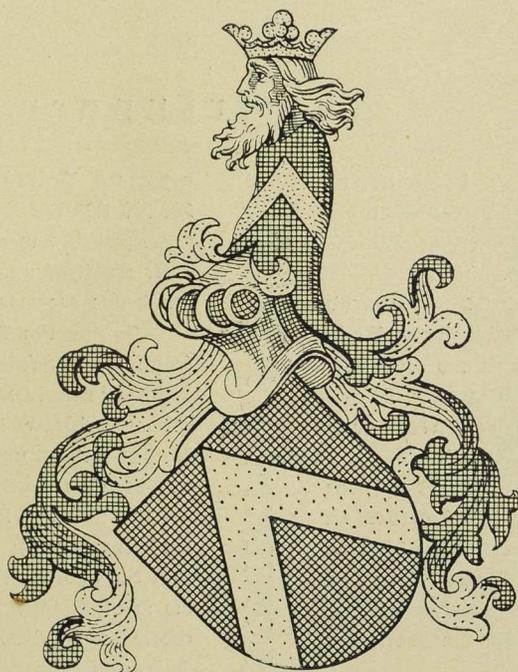
stiftete Mantz unterm 12. April 1575 für einen Theologiebessenen ein ewiges Stipendium<sup>31</sup>).

Als unbestritten größtes Verdienst des Propstes muß es bezeichnet werden, daß es seiner gerechten Verwaltung und weisen Sparsamkeit gelang, nicht allein die schwere Schuldenlast, welche er als Erbe seiner Vorgänger übernahm, zu tilgen, sondern auch schon längst verloren gegangene Besitztümer dem Stift zurückzugewinnen, worunter der Rückkauf des halben Meiertums Haslach und 1577 des halben Meiertums Simonswald zu rechnen sind.



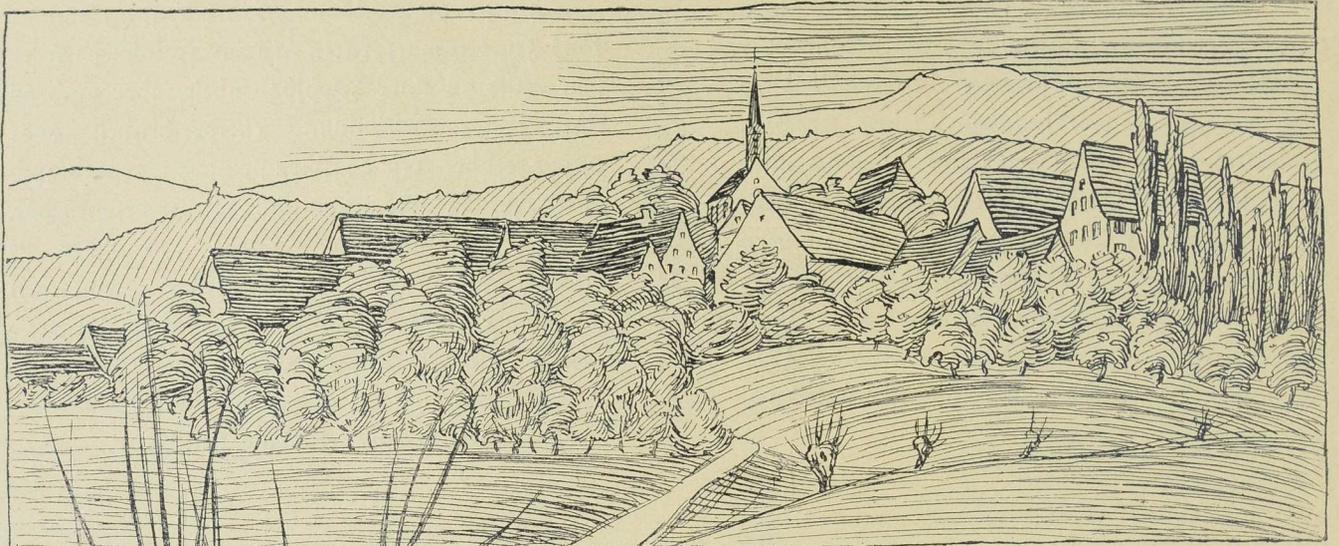
Als Propst Adrianus Mantz Anfang Januar 1583 seine treubeforgten Augen schloß, hatte er sein Stift zu einer Wohlhabenheit, aber auch zu einer seiner Bestimmung entsprechenden Höhe emporgeführt, wie dasselbe sie nie zuvor und auch unter seinen Nachfolgern nicht wieder besessen hat. Ebenso ehrenvoll wie verdient sind daher die Worte, mit welchen der Chronist den einfachen Freiburger Bürgersohn der reckenhaften Herzogsgestalt Burkarts I. zur Seite stellt:

**tam jurium quam bonorum  
restaurator et alter fundator.**



Wappen des Sebastian Ehinger.

Gezeichnet von Fritz Held, Heraldiker, Karlsruhe.



Zenweiler. Zeichnung von Maler K. V. Frig.

## Anmerkungen.

1) Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins Bd. 36, S. 304 ff.

2) Konrad Stürzel von Buchheim und dessen Geschlecht. Dr. Georg Buchwald. Leipzig 1900.

3) Die Stelle der Freiburger Matrikel lautet: Andreas Stürzel ex Friburgo, const. dioec. 11. die Junii 1490. institutus est. Ich verdanke die Angaben über die Immatrikulierung der Waldkircher Präpste an der Freiburger Universität der freundlichen Mitteilung des Herrn Professor Dr. H. Meyer in Freiburg.

4) Über die Reformation in Basel v. Bullinger, Reformationsgeschichte nach dem Autographen, herausgegeben von J. J. Gottinger und G. H. Vögeli. Frauenfeld 1838—1840; und J. J. Herzog, Das Leben Decolampads und die Reformation der Kirche zu Basel. Basel 1843.

5) Ein schönes Zeugnis toleranter Gesinnung der reformierten Ratsmajorität ist es, wenn sie der aufgeregten Bürgerschaft zu erkennen gibt: „und damit sollend gemeyn usere Bürger der zweung, so sich dieser Zyt zutragen, berüwiget mit enander zu frieden sin und keiner gegen den andern nützig unfreundlichs fürnehmen, sondern im guten brüderlichen und bürgerlichen fryden by und mitenander tugentlich und fründlich leben“. Bullinger, a. a. O.

6) In einem den hierüber entstandenen Rechtsstreit zwischen Stift und Stadt beendenden Vergleich von 1590 löste sich Basel von allen seinen Verbindlichkeiten an das Hochstift wegen der im schweizerischen Gebiet an sich

gezogenen Besitztümer durch Zahlung einer Summe von 200 000 Mark i. S. los. Rechnet man hierzu jenen dem schweizerischen wenig nachstehenden Besitzstand des Hochstifts im Elsass und in Baden, so läßt sich leicht ein Schluß auf dessen enormen Reichtum ziehen.

7) Für den Aufenthalt Stürzels in Freiburg in der fraglichen Zeit spricht eine Urkunde im Freiburger Stadtarchiv, in welcher dieser unterm Mittwoch nächst dem Sonntag Lätare 1529 den Nachlaß des Münsterpfarrers Kohler antritt und als Erbe sich der Stadt Satzungen zu unterwerfen gelobt.

8) Den Basler Stifthsherren wurde im hohen Chor des Münsters auf der Evangelienseite die Empore gegenüber der Chororgel für den Gottesdienst angewiesen. Noch bis in die jüngste Zeit weisen Bezeichnungen wie „Baslerchörle“ und „Baslerakristei“ auf die mehr als 100 jährige Inkorporierung des Hochstifts im Freiburger Münster hin. Im Jahre 1566 erwarb das Domstift das von Konrad Stürzel um 1510 an Stelle von 10 Häusern an der Kaiserstraße erstellte Patrizieranwesen, welches von da an als „Baslerhof“ bis zum Wegzug des Hochstifts nach Arlesheim 1677 Eigentum desselben gewesen ist. Heute das Großh. Bezirksamt.

9) Dr. J. Bader, Geschichte der Stadt Freiburg i. B. Bd. II, S. 40 und 421.

10) Schreiben des Königs Ferdinand an den Bischof von Basel vom 26. Januar 1538. Wo Stürzel starb und beerdigt wurde, konnte nicht ermittelt werden. Erst seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts sind — nach Dr. H. Schreiber, „Das Freiburger Münster“ — Beisetzungen aus der Familie Stürzel in deren Chörelein im Münster erfolgt; in Buchheim und Waldkirch finden sich keinerlei Anhaltspunkte, da die Stiftung einer Anniversarpründe in Waldkirch keineswegs den Schluß auf eine Beisetzung in Waldkirch rechtfertigt.



11) Schauinsland, 29. Jahrgang 1902, S. 62, Anm. 20.

12) Ab. Zontheim, *Historia Treverensis diplomatica* II. v. Stramberg, *Metropolis eccles. Treverensis* I, 210. Würth-Paquet, *Biografie de Jean Keck*. Publ. de Luxembourg. T. XIX.

13) Als solcher zeichnet er am 4. Januar 1520 eine Stiftungsurkunde über die Errichtung einer Kaplanei-  
pfründe durch Johann Wegstein, Kaplan in Freiburg.  
Dr. G. Schreiber, *Das Freiburger Münster*.

14) *Epistolae miscellaneae ad Nauseam* 1544, p. 370.

15) *plerumque absens*. P. Cap. Wunibald ex  
Zusammell. *Repertorium Stift Waldkirchischer Archivalien*  
1760 (Generallandesarchiv Karlsruhe). Insofern der streb-  
same Archivar zur Kritik der einzelnen Präpste sich lateini-  
scher Zitate bedient, scheinen dieselben ihrer übereinstimmend  
knappen Form wegen einer älteren heute nicht mehr vor-  
handenen Chronik entnommen zu sein.

16) Befindet sich im Generallandesarchiv in Karls-  
ruhe. *Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins* Bd. 36, S. 260.

17) J. Wegner, geistl. Rat in Bamberg, *Friderikus*  
*Nausea*. Regensburg 1884.

18) *cujus loci amoenitatem, modis omnibus ap-  
probata et celeberrima, si describere vellem, vix ullum  
tempus sufficeret*. *Epistolae misc.*, p. 370<sup>56</sup>.

19) Wiedemann, *Geschichte der Reformation und  
der Gegenreformation im Lande unter der Enns*. Bd. II,  
S. 65. — *Regesten zur Geschichte der Erzdiözese Wien*.  
Bd. II, S. II ff.

20) Kolbs *Lexikon* III, S. 342, führt Werthwein als  
achten Propst im Verzeichnis der Waldkircher Stiftspräbste  
auf. P. Wunibald erwähnt denselben in seinem *Reper-  
torium* S. 533 nicht, zwischen dessen Vorgänger und Nach-  
folger einen bedeutsamen unbeschriebenen Zwischenraum  
lassend. Wie vielfach unrichtig datierend, läßt Wunibald  
den Propst Nausea erst ein Jahrzehnt später sterben:  
„obitus dicitur 1563“. Die sicherlich genaueren Konzils-  
akten besagen: „die sabbati 6. ejusdem mensis februarii  
1552 obiit Tridentini Fridericus Nausea ep. Wien etc.“  
Daß jedoch Wunibald an der Richtigkeit seiner Angabe  
selbst sehr zweifelt, bestätigt er mit seinen eigenen Worten:  
*juxta seriem praepositorum* war Adrian (Mang) noch  
mit Propst, sondern Fr. Nausea. Weil aber dieser *absens*  
war, kam Adrian vielleicht die *vices praepositi* versehen  
haben. Da er sich aber als Propst unterschrieben, muß  
also in *serie praepositorum* quoad *obitum et elec-  
tionem* gefehlt sein, welche Serie ich abgeschrieben, wie  
ichs gefunden.

21) „Daß wir davor sein sollen, daß wiederum ein  
tauglich Propst gen Waldkirch, der daselbst residire, erwählt  
werde. So ist der Herr Propst (Mang) ein frommer,  
gelehrter, der fleißig ob der Stift wacht, und in geistlichen  
und zeitlichen Sachen wohl hauset, selbst die Prädikatur  
versieht, und scharf acht, daß Kurtisanen kein Zugang  
gestattet wird.“ Schreiben der V.-Ö. Regierung zu Ensis-  
heim an die Hofkanzlei Innsbruck vom 2. Dezember 1555  
im Archiv der K. K. Statthalterei Innsbruck. Die Be-  
nützung der Akten dieses Archivs wurde mir durch freund-  
liche Vermittlung des Herrn Landeshauptmann Rhom-

berg in Bregenz ermöglicht, wofür ich demselben den ver-  
bindlichsten Dank ausspreche.

22) Die verdienstvolle Tätigkeit des Propstes Eger-  
maier (1726–1737) um Erstellung der neuen Stifts- und  
heutigen Stadtkirche wird mir Gelegenheit bieten, über die  
alten, zumteil verschwundenen Kirchen Waldkirchs eine  
baugeschichtliche Skizze zu geben.

23) Bestehend in 84 Sester Roggen, 20 Sester Haber,  
3½ Saum Wein und fünf Pfund Pfennig.

24) Zur näheren Charakterisierung des Ritter  
Sebastian von Ehingen verweise ich auf die Berichte der  
V.-Ö. Regierung in Ensisheim vom 20. August und 13. Sep-  
tember 1555 im Innsbrucker Statthaltereiarchiv. Man  
kann es dem Stift nicht verübeln, wenn es den Erben des  
Ritters, welche Schulden halber sich zum Verkauf der  
Herrschaft an Osterreich genötigt sahen, die Worte des  
Dichters zurief: *de male quaesitis non gaudet tertius  
heres*. P. Wunibald, a. a. O.



Wappen der Ehinger, des alten Überlinger Geschlechts  
in Konstanz.

Gezeichnet von Fr. Held, Heraldiker, Karlsruhe.

25) In Weingegenden war und ist es teilweise heute  
noch Sitte, daß in Junststuben und Privathäusern binnen  
einer bestimmten Zeit Wein zum Ausschank kam und trugen  
dann diese Lokale zum Kennzeichen einen grünen Busch  
oder Kranz. Hieraus entwickelten sich dann später die  
Busch- und Kranzwirtschaften, welchen im Gegensatz zu  
den Gasthäusern ein Beherbergungsrecht von Gästen nicht  
zustand.

26) Als Bringerlohn hatte der Stadtzoller je auf den  
Mai und Margarethentag einen Wecken zu beanspruchen,  
der ihm ging „von dem Rny unz auf den Fuß“ und einen  
halbmaßigen Becher roten Weines.

27) „Klosters Zwing und Bann“, jener eingefriedete  
Raum, innerhalb dessen Immunitäten und Asylrechte die  
staatliche und kirchliche Schutzgewalt nach ihrem vollen  
Umfang zur Anwendung zu gelangen hatten, war schon  
in den ältesten Zeiten durch vier steinerne Kreuze begrenzt,  
welche an den zum Kloster führenden Straßen aufgestellt

waren. Das innerhalb dieser so ziemlich den Etter der heutigen Altstadt umschließenden Kreuze gelegene Gelände hieß der „innere Stahlhof“, zu welchem die entferntere Gemarkung als „äußerer Stahlhof“ den Gegensatz bildet. Die Standorte der vier Kreuze sind in dem Stadtplan von 1784 und dessen Kopie von 1797 eingezeichnet. Die Kreuze waren in der Höhe von ca. 1,20 Meter, aus rotem Sandstein gehauen. An der Vereinigungsstelle des Längs- und Querbalkens war eine Hand eingemeißelt, deren Zeig- und Mittelfinger zum Schwur erhoben sind. Die übrigen Finger der Hand ruhen mit dieser auf zwei überkreuzgelegten, das Kreuz eines Schwertknaufs darstellenden Spangen, so daß durch Schwurhand und Schwert das frühmittelalterliche Symbol des Königsbanns zum Ausdruck gebracht war. Klöster und Städte bedienten sich vielfach solcher Steinkreuze zur Bezeichnung der Grenzen ihres Machtgebietes, so finden sich solche in St. Gallen, Basel u. a. O. — Der städtische Etter Freiburgs war durch 20



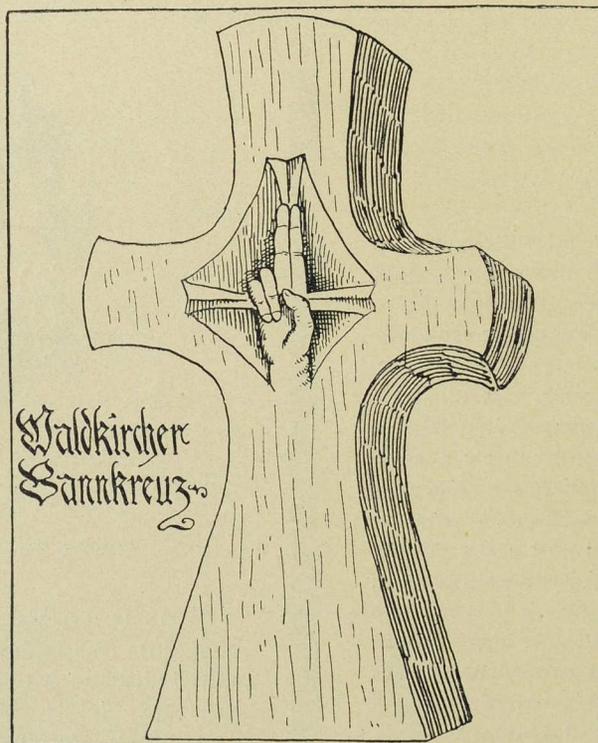
steinerne Kreuze bezeichnet (J. Bader, Freiburg Bd. I, S. 309). — Noch in den letzten Jahrzehnten befand sich in Waldkirch das links an der Dettenbacherstraße in der Nähe des Schloßleweiher gestandene Kreuz, von welchem unsere Illustration bei Ziffer 27 die exakte und saubere Zeichnung eines Waldkircher Zeitgenossen gibt. Dessen Verlust ist umsomehr zu bedauern, da es bis jetzt das einzige Symbolkreuz aus dem Gebiet unseres Großherzogtums gewesen wäre. Für die Überlassung der Zeichnung und der hierauf bezüglichen Notizen bin ich Herrn Ratschreiber Ruf in Waldkirch zu besonderem Danke verpflichtet.

28) P. Wunibald, a. a. O.

29) Vergl. „Buchholz“, Schaumland, 10. Jahrlauf, S. 63.

30) Diözesanarchiv, Bd. 22, S. 151.

31) H. Schreiber, Urkundenbuch der Universität Freiburg 1875. Der Grundstock dieses Stipendiums beträgt heute noch 17 500 Mark.



# Die ehemalige Festung Freiburg im Breisgau.

## Eine geschichtliche Baubeschreibung.

Von Matthias Stammnig.



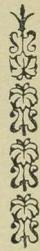
**S**REIBURG trägt in der inneren Altstadt mit ihren engen Gassen und hohen Giebelhäusern heute noch ganz den Typus einer mittelalterlichen Stadt; und die Tore, alten Mauerreste und Erdwälle weisen auf jene Zeit

ihrer Befestigung hin, die mit der Mitte des 18. Jahrhunderts dadurch sich änderte, daß die Stadtumwallung mit Schloßbergbefestigung zerstört wurde.

Ein Plan aus Merians *Theatrum europaeum* vom Anfang des 17. Jahrhunderts

zeigt uns noch das Bild der mittelalterlichen

Stadt mit ihrer altdeutschen Umwallung, welche auch die Vorstädte: Neuburg, die Prediger-, Lehener- und Schnecken- oder Au umgürtete. Außerhalb lagen die kleineren Ortschaften Herdern und Adelshausen-Wiehre. In dieser Gestalt erhielt sich die Stadt und ihre nächste Umgebung bis zum Jahre 1677, bis die alte Stadtmauer und Burg dem französischen



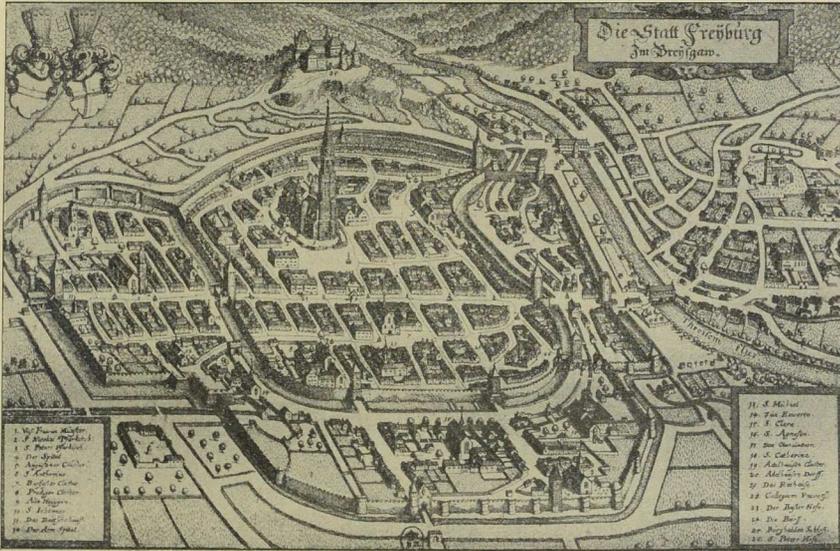
Festungsbau weichen mußte, dessen Spuren als Zeichen bewegter Vergangenheit heute noch sichtbar sind. Es verlohnt sich deshalb, den Denksteinen alter Fundamentmauerreste der Stadtbefestigung sowohl wie derjenigen auf dem Schloßberg, welche die Stadtverwaltung dort oben mit geschichtlichen Daten versehen ließ, nach-

zugehen und sich über den letzten Bestand der ehemaligen Befestigungen ein möglichst klares Bild zu verschaffen.

Geschichtliches über das alte Freiburg ist in verschiedenen Publikationen erschienen (s. Quellenverzeichnis S. 102); und man kann sich aus dem vorhandenen

Material auf das Wesentlichste beschränken, wenn man lediglich die uns interessierende Frage auf dem Gebiete des Kriegsbauwesens — der eigentlichen Fortifikation — erörtert, die mit nachfolgendem einer eingehenden Besprechung unterzogen werden soll.

Die Frage: Wie hat die Befestigung vor ihrer Zerstörung ausgesehen, wie rekonstruiert sich das Bild derselben im ganzen wie im einzelnen



Plan I aus Merians *Theatrum europaeum* mit dem Burghaldenschloß aus dem 17. Jahrhundert.

Aus der Bibliothèque nationale in Paris.



der Gebäudegruppen und ihrer Zweckbestimmung, wie waren die Festungsmauern beschaffen, von denen noch Fundament Spuren vorhanden sind?

Darüber geben teils die Handzeichnungen von Jean George Fischer, Ingenieurleutnant, von Baron Antoni von Schernding — beide im österreichischen Dienst seinerzeit in Freiburg — und andern, teils Festungspläne der Kriegsarchive von Wien, Innsbruck und Paris, die im folgenden besprochen werden sollen und deren Abbildungen unten folgen, zuverlässigen Aufschluß.

Zur geschichtlichen Erläuterung sind einige Daten voranzuschicken:

Die erste Burg auf dem Schloßberg wurde von Herzog Berthold II. von Zähringen 1091 (urkundlich 1120) erbaut. Nach Otto von Freising's Bericht soll dieselbe im Jahre 1146 von Herzog Friedrich von

Schwaben, dem späteren Barbarossa, eingeschlossen und erobert worden sein; sie soll eine der stattlichsten und schönsten deutschen Burgen gewesen sein. Sie bestand aus zwei selbständigen Abteilungen: einer oberen und einer niederen Burg.

Die Bürger gerieten mit dem Grafen von Freiburg in Zwist und schossen im Jahre 1366 das Schloß mit seinen beiden Kapellen St. Lambert und St. Michael in Trümmer.

Nach Sebastian Münsters Cosmographie vom Jahre 1549 bestand das Burghaldenschloß aus einem hohen Turme, dem Bergfried, welcher sich da erhob, wo der Pavillon mit der Orientierungstafel heute auf dem unteren Schloßberg steht. An den Bergfried lehnten sich fünf Ge-

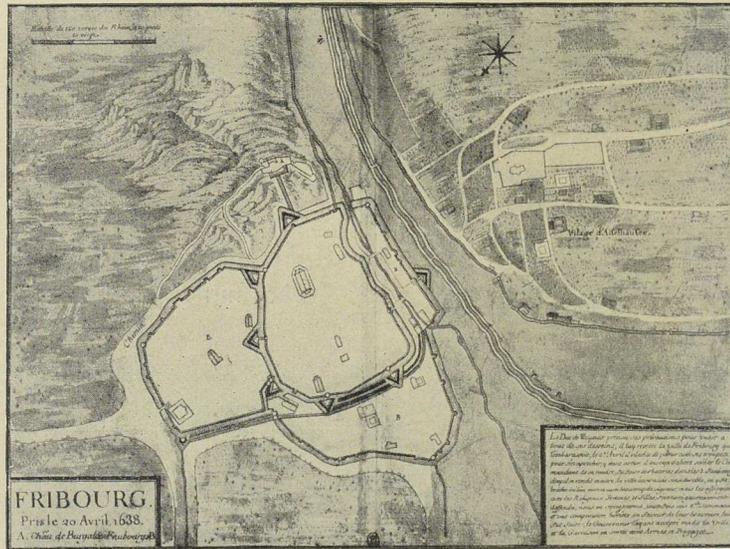
bäude mit zwei Schloßhöfen gegen Süden und Westen an, durch zwei Flankierungstürme geschützt. Plan 2 zeigt Freiburg vom Jahre 1638 im Umriss und nur in schematischer Darstellung die Stadtmauern, welche die Vorstädte Neuburg, Prediger-, Lehener- und Schneckenvorstadt umschließen, aber schon mit acht Lünetten, während auf dem Schloßberg die altdeutsche Burg schon durch eine Kommunikationsmauer mit der Stadtumwallung in Verbindung stand.

Seit der Zerstörung der Burg im Jahre 1366 diente der immerhin noch stattliche Bau nicht mehr als Residenz eines fürstlichen Hofes, sondern nur zu militärischen Zwecken für eine kleine Garnison oder Besatzung und zur Unterbringung des städtischen Burgvogtes. In der Folgezeit bis zum Jahre 1620 wurde die Burg derart vernachlässigt, daß alles mit Gebüsch und wilden Kirschbäumen überwachsen, die Staffeln und Fallbrücken am Eingang zerfallen waren.

Im Dezember 1632 ließ der schwedische Feldmarschall

Horn die Stadt und Burg belagern. Im Jahre 1633 verließen die Schweden die Stadt wieder. Schnell kamen die Spanier herbei und vertrieben die Besatzung. Im Frühling 1634 rückte die schwedische Armee zur Belagerung abermals vor die Stadt. Die Bürger öffneten mit Afford die Tore, aber am 18. September d. J. räumten die Schweden die Stadt wieder, nachdem sie die Burghalde zerstört hatten.

Am 20. März 1638 kamen neuerdings die Schweden vor die Stadt Freiburg und nahmen am 11. April d. J. die Stadt und das Schloß.



Plan 2. Belagerung vom Jahre 1638 durch Graf Weimar.

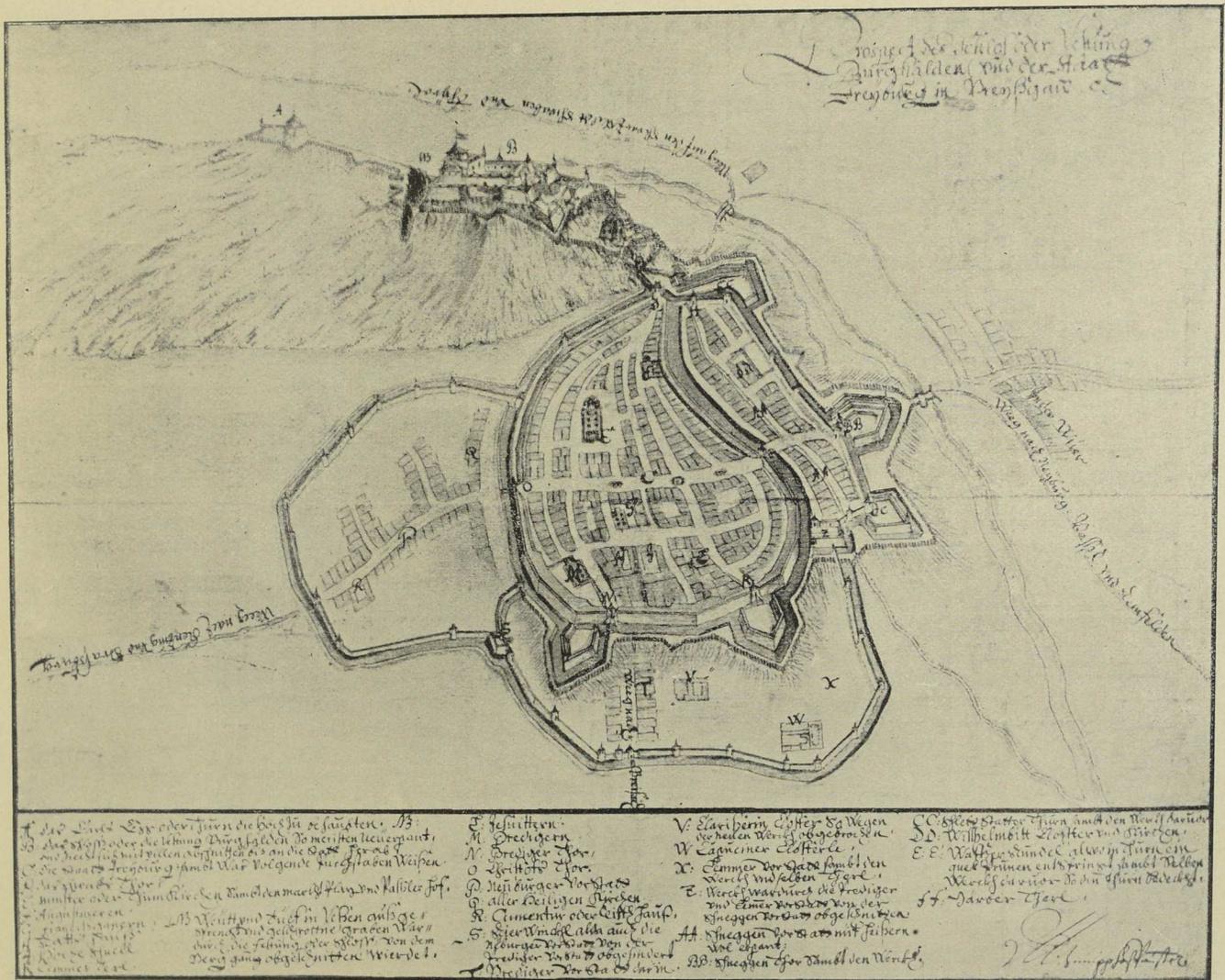
Original in der Bibliothéque nationale in Paris.

Inschrift: Der Graf von Weimar traf seine Vorichtsmaßregeln, um seine Pläne ausführen zu können; es blieb ihm die Stadt Freiburg, welche ihm im Weg war; am 2. April beschloß er mit seinen Truppen abzuziehen, um sich derselben zu nähern; dort angekommen, schickte er zuerst eine Aufforderung an den Kommandanten, sich zu ergeben, ließ Batterien aufahren in den drei Vorstädten, deren er sich bemächtigte; da die Stadt ziemlich bedeutend war, schoss man Bresche und suchte sie mit Sturm zu nehmen, aber die Belagerten mit den Geistlichen, Frauen und Mädchen verteidigten sich so tapfer, daß sie uns zurückschlugen; immerhin wurde bei der zweiten Aufforderung ein ehrenvoller Vertrag in Anerkennung ihrer Tapferkeit gemacht. Der Gouverneur nahm ihn an, übergab die Stadt, und die Garnison zog mit Waffen und Gepäc ab. (In Übersetzung.)

Im Jahre 1644, in welchem die Baiern unter dem Kommando Mercys die vom schwedischen Obersten Kanoffsky gehaltene Stadt belagerten, wurde die Burghalde beschossen und der Schloßberg weggenommen, auch die Lehener- und Prediger-vorstadt in die Luft gesprengt.

Vor Beendigung dieses Krieges (d. i. vor

netter Stadtmauer, die aber schon fünf Bastionen zeigt. Die sehr umfangreiche Festung Burghalden mit sehr tiefer Schlucht hat oberhalb derselben den festen Turm A, welcher 1644 da errichtet wurde. Diesen Turm mußte der französische Marschall Crequi in der Belagerung von 1677 zuerst beschießen, ehe er die Burghalde angreifen



Plan 3. Festung Burghalden und Stadtumwallung vom Jahre 1644.

Aus dem Statthalterei-Archiv in Innsbruck. Gezeichnet von Zumpy, Platzbrüstemeister. — Photographische Aufnahme von E. Ruf in Freiburg i. B.

1644) wurde ein fester Turm auf der oberen Höhe des Schloßberges, wo heute der sogenannte Halbmond mit der Fahnenstange sich befindet, errichtet, um die Annäherung des Feindes auf dem Wege des hinteren Schloßberges zu verhindern.

Plan 3 stellt einen Prospect des Schlosses und der Stadt dar, bei welchem die Vorstädte nur angedeutet sind mit perspektivisch gezeich-

nete. Nach Schluß des dreißigjährigen Krieges (1649), der die halbe Stadt in Ruinen zurückließ, sollte das Burghaldenschloß wieder hergestellt werden, was aber erst 1668 mit Beihilfe der Regierung durch die Stadt geschah. Sodann wurde das Burghaldenschloß durch vier gemauerte Bastionen verstärkt und diese durch ein Hornwerk und zwei verschanzte Linien mit der Stadt in

Verbindung gebracht, wie dies ein handschriftlicher Plan (4) der Belagerung vom Jahre 1677 darstellt, welcher kurz vor dem Umbau durch Vauban entstanden ist, aber schon die drei Redouten A auf dem Schloßberg oberhalb der Burghalden zeigt. Letztere hat vier Bastionen, die durch das Hornwerk B und zwei verschanzte Linien bei C mit der Stadt verbunden sind.

Ein gleichzeitig datierter Plan 5 zeigt noch die Vorstädte, gleichzeitig aber auch die neu projektierten Bollwerke, die sich hier an die alte Stadtmauer unmittelbar anschließen, während Vauban ein fast regelmäßiges Achteck zum Teil vor derselben ausführte. Der Plan stellt ein Projekt der Stadt und des Schlosses dar nach der Übergabe im Jahre 1677 an die Franzosen, welche folgende Werke neu erbauten:

A = den Turm Carlsegg, mit Werken eingefaßt,

B = neu gemachte Bollwerke,

G = die äußere Stadtmauer, welche von den Franzosen abgetragen und zu einer Brustwehr gemacht wurde. Die Staffage zeigt: bei C = den Marschall Crequi, D = den Grafen Monclas, E = den Grafen Schomberg.

Der österreichische Festungskommandant, Generalwachtmeister Schütz von Pürschütz, hatte Freiburg schmählicher Weise im November 1677 an Marschall Crequi übergeben; und die Stadt blieb von jetzt an 20 Jahre im Besitze der Krone Frankreichs.

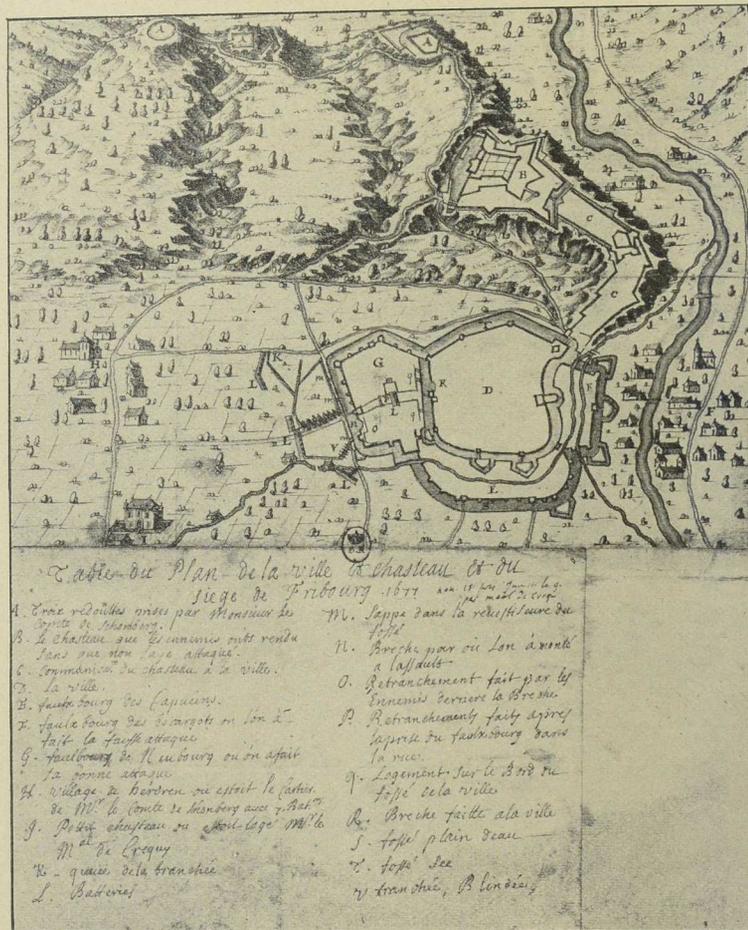
Die Kapitulation vom 17. November 1677 sollte der Stadt selbst durch gewaltige bauliche Veränderungen, die dieser Übergang an Frankreich mit sich brachte, verhängnisvoll werden.

Noch ehe die Abtretung durch den Frieden von Nymwegen am 5. Februar 1679 sanktioniert war, wurde unverweilt daran gegangen, Freiburg in eine französische Festung umzuwandeln.

Der Plan 6 zeigt schon die französische Festung, wie sie auf Befehl Ludwigs XIV. von Vauban nach dem Jahre 1677 erbaut worden ist. Um die Ausdehnung der Festung nach Möglichkeit einzuschränken, mußten die Neuburg und die Lehener vorstadt vollständig, die Schnecken vorstadt zur Hälfte verschwinden, ganz ohne Rücksicht auf die dadurch obdachlos gewordene Bevölkerung. An Stelle der Vorstädte erhoben sich nunmehr acht Bollwerke — Bastionen genannt —, die unter sich durch gerade Wall-Linien verbunden waren.

Die Ausführung erfolgte nach dem sogen. I. Vauban-

schen System, welches Plan 7 zeigt, zu dessen Erläuterung noch das Nachstehende bemerkt wird. Der Grundriß der Umwallung der Festung stellt ein Vieleck (Polygon) dar, dessen Seitenzahl von der Größe des gesamten Umfangs abhängig ist. (Bei Freiburg acht.) Die Länge der Polygonseiten beträgt nicht mehr als etwa 340 m. Davon den geraden Polygonseiten aus nur Feuer in einer Richtung, d. h. nach vorwärts möglich, es aber notwendig ist, den Angreifer unter Kreuz-

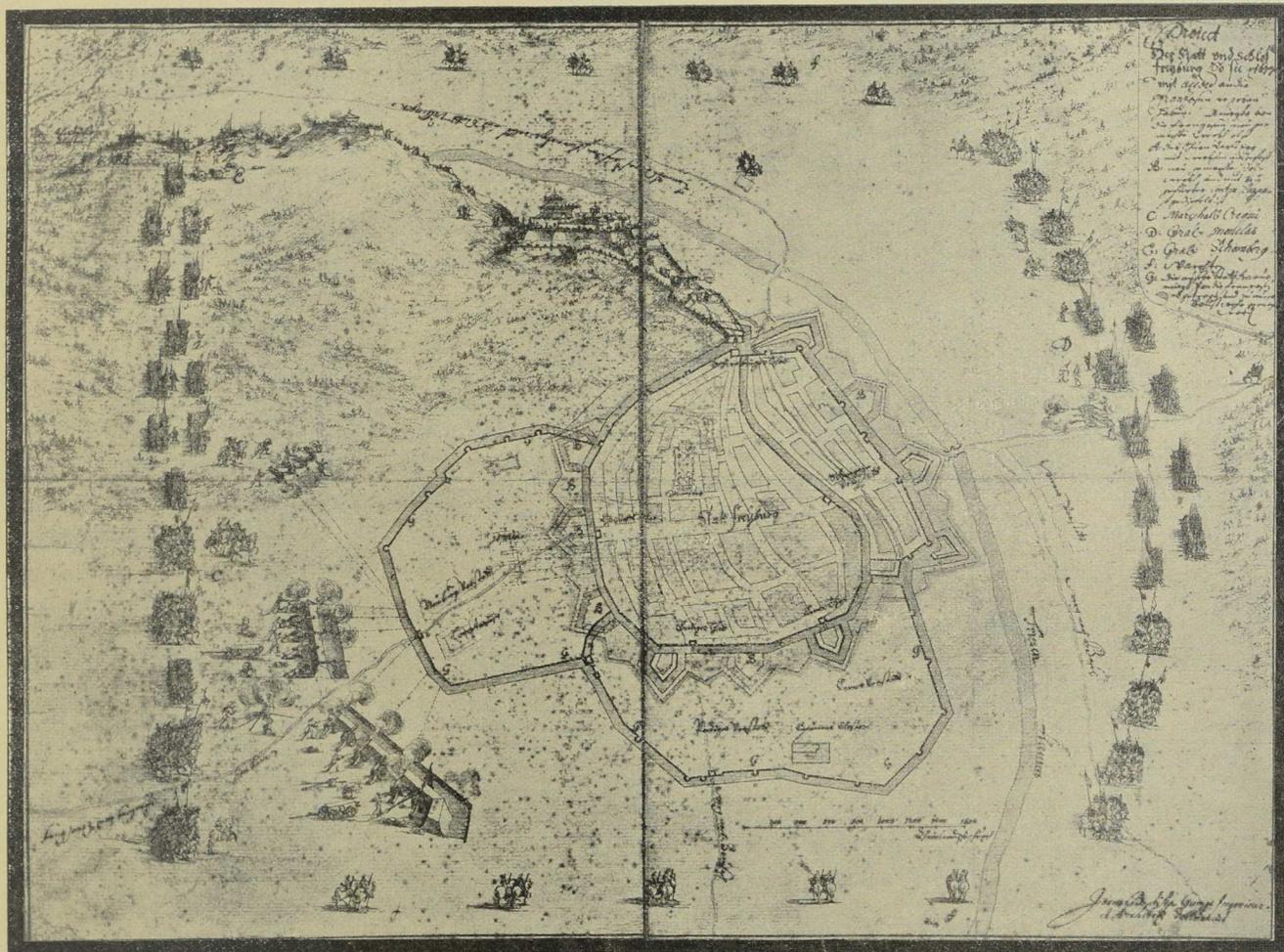


Plan 4. Belagerung im Jahre 1677. Aus der Bibliothéque nationale in Paris.

feuer zu nehmen und, wenn er in den vor dem Wall liegenden Graben eingedrungen sein sollte, auch hier zu beschießen, sind die Polygonseiten gebrochen geführt und zwar so, daß an den Eckpunkten Fünfecke — Bastionen — entstehen, die unter sich durch gerade Walllinien — Courtinen — verbunden sind. Die beiden vorderen Seiten



gemauert sind. Die auf der Seite des Walles liegende Wand heißt Escarpe, die andere feindwärts liegende Contrescarpe. In der Mitte des Grabens befindet sich noch eine vertiefte Rinne (die sogen. Cunette), die bei trockenen Gräben zur Abführung der Tageswasser dient, bei nassen Gräben das Hindernis verstärken soll. Der Wall



Plan 5. Original im Kriegsarchiv in Wien, gezeichnet von Jean Baptist Gump, Ingenieur und Architekt.

Inschrift der Handzeichnung: Projekt der Stadt und Schloß, so sich anno 1677 mit Alford an die Franzosen ergeben haben. Die von den Franzosen neu gebauten Werke sind: A = der Turm Carlsegg mit Werken eingefaßt, B = neu gemachte Bollwerke, C = Marschall Crequi, D = Graf Monclas, E = Graf Schomberg, G = die äußere Stadtmauer, welche von den Franzosen abgetragen und zu einer Brustwehr gemacht wurde.

Photographische Aufnahme von Hofphotograph E. Ruf in Freiburg i. B.

der Bastionen heißen Facen, die an sie anschließen: Flanken; von letzteren aus kann der Graben der Länge nach mit Feuer bestrichen werden.

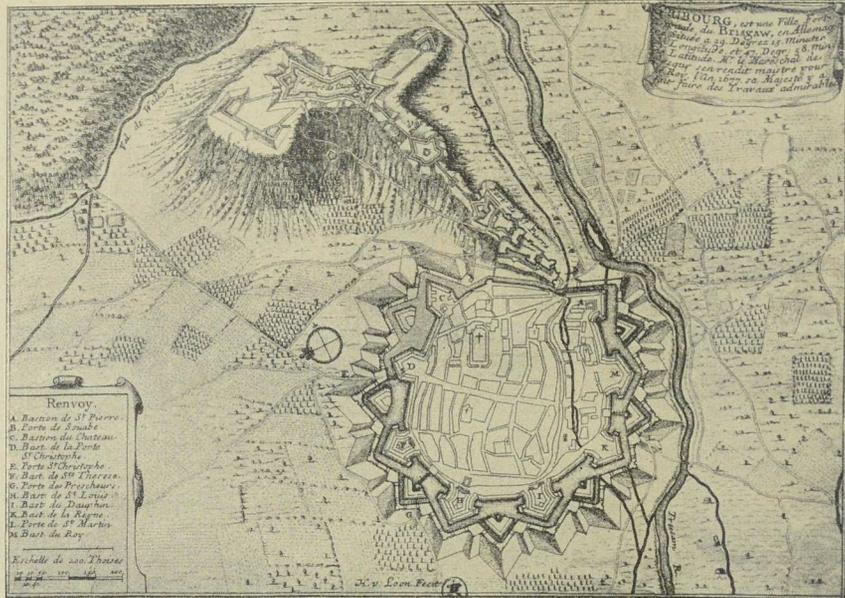
Der Boden für die Wallschüttung ist einem vor dem Wall liegenden Graben von mindestens 5 m Tiefe und etwa 30 m Breite entnommen, der das Haupthindernis gegen einen Angriff bilden soll und dessen Wände aus diesem Grunde steil gehalten und



ist zur Verteidigung durch Geschütz und Gewehr eingerichtet; in einzelnen Bastionen befindet sich noch ein zweiter höherer Wall — Cavalier —, von dem aus eine weitere Übersicht und damit bessere Wirkung ins weitere Vorgelände möglich ist.

Zur Erhöhung der Feuerwirkung besonders gegen einen gegen die Bastionsspitzen gerichteten Angriff ist vor der Mitte der Courtine in dem

Graben, der zu diesem Zweck hier entsprechend verbreitert ist, ein Werk, Ravelin genannt, angelegt. Der Zugang zum Ravelin erfolgt durch einen durch den Wall der Courtine führenden Zohlengang — Poterne —, der im Graben mündet. Bei nassem Graben wird dieser auf einer Brücke oder einem Damm überschritten. In das Ravelin gelangt man dann vermitteltst Trep-



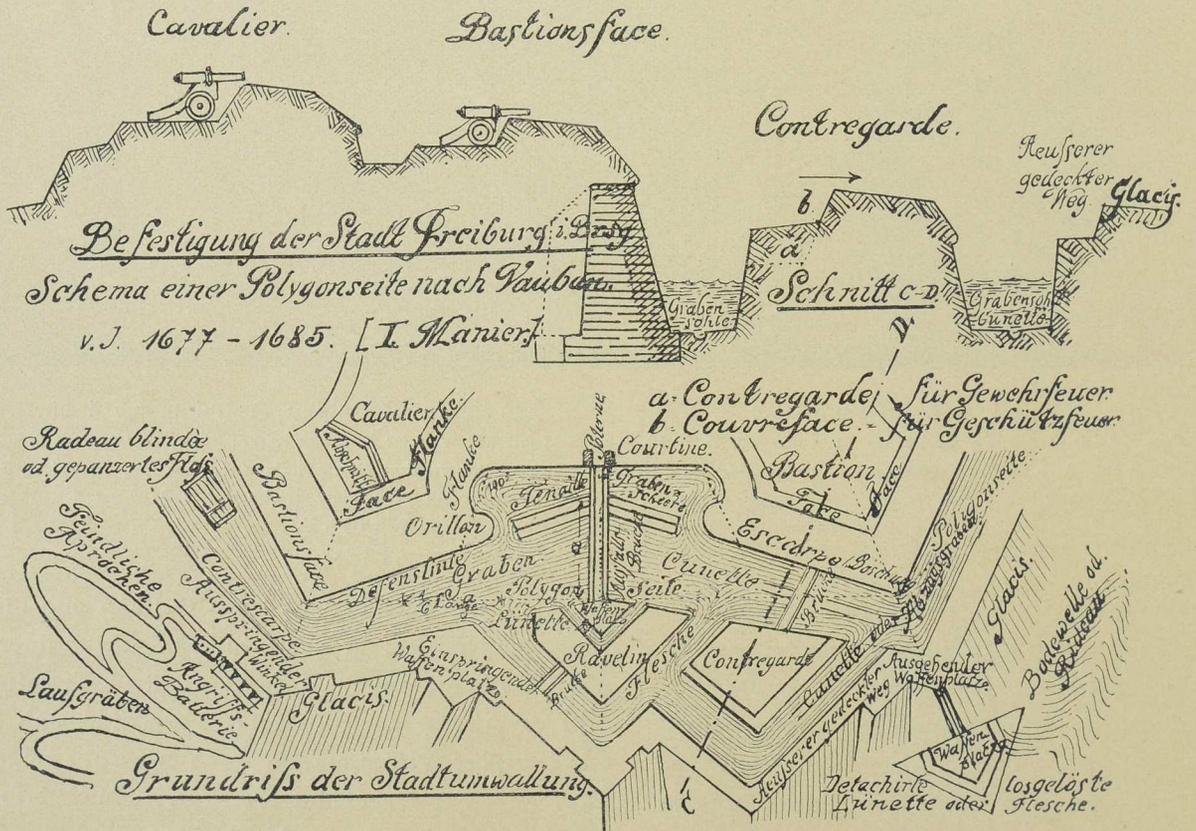
Plan 6. Original in der Bibliothéque nationale in Paris.

Gezeichnet von J. v. Loon.

Die Legende (rechts oben) lautet in Übersetzung: Freiburg ist eine Stadt und Haupt-Festung im Breisgau in Deutschland, gelegen im 29. Länge-Grad 15 Minuten und 47. Breite-Grad 58 Minuten. Marschall Crequi bemächtigte sich derselben im Jahre 1677 für den König; Seine Majestät ließ bewundernswerte Werke errichten. — Links unten: A = Bastion St. Peter, B = Schwabentor, C = Schloßbastion, D = Christophelstorbastion, E = Christoffeltor, F = Bastion St. Therese, G = Predigertor, H = St. Ludwigsbastion, J = Bastion Dauphin, K = Bastion Königin, L = Martinstor, M = Bastion König.

pen oder Rampen. Um die Poterne durch die Courtine und das Mauerwerk der letzteren gegen das feindliche Feuer — Breschieren — zu decken, ist zwischen Ravelin und Courtine ein weiteres Werk angelegt, „Tenaille“ oder Grabenscherre genannt.

Vor dem Graben zieht sich rings um die ganze Festung eine weitere Verteidigungsstel-

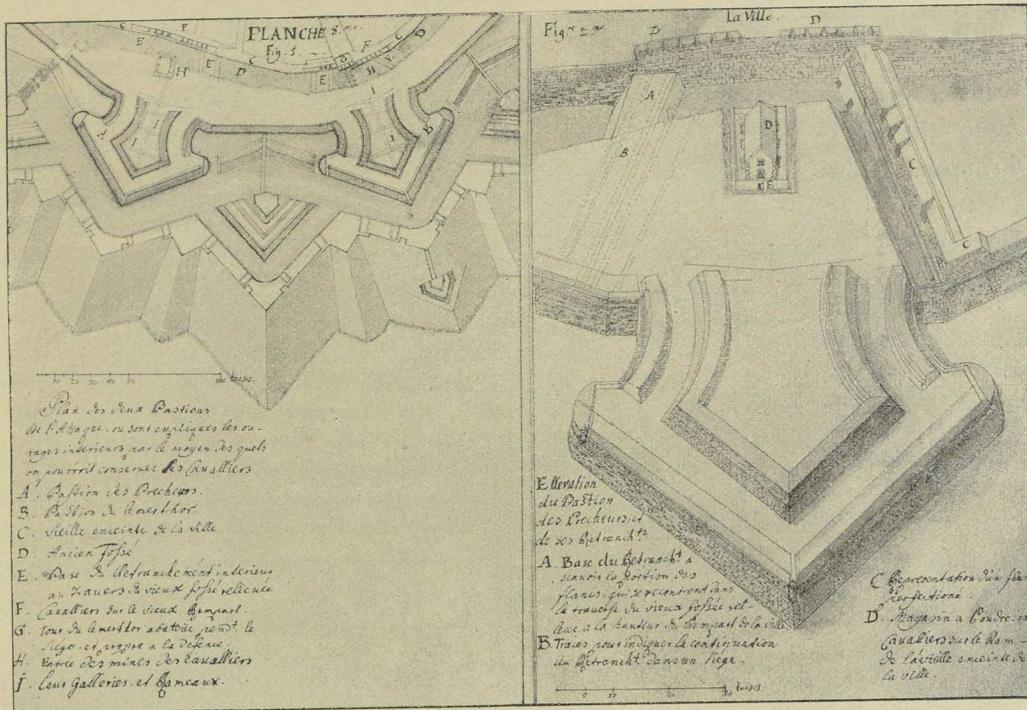


Plan 7. Handzeichnung von M. Stammnig, Stadtarchitekt in Freiburg.

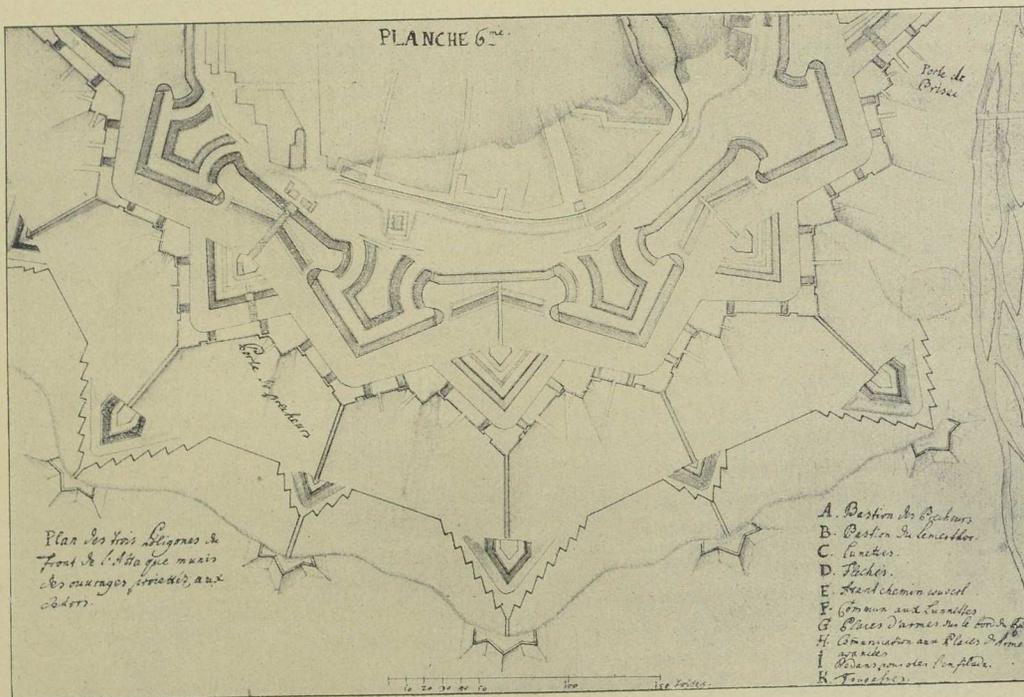
lung, der gedeckte Weg, der zur Erschwerung des Eindringens des Angreifers pallisadiert und



Traversen — versehen ist. Von der Feuerlinie des gedeckten Weges fällt die äußere Brustwehr



Plan 8a. Plan der zwei Angriffsbastionen vom Jahre 1713 (Prediger- und Lemertor-Bastion).  
Aus dem Stadtarchiv Freiburg i. B. Gezeichnet von J. G. Fischer.



Plan 8b. Plan der drei Polygone der westlichen Angriffsfront.  
Aus dem Stadtarchiv Freiburg i. B. Gezeichnet von J. G. Fischer.

zur Verhinderung der Längsbestreichung durch das feindliche Feuer mit kleinen Querwällen —

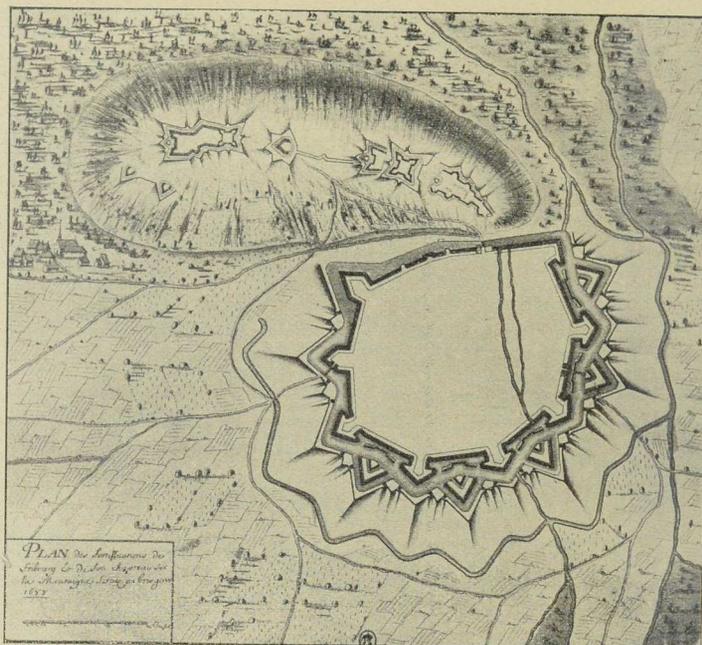


ganz allmählich nach dem Vorgelände ab und heißt Glacis. Die in den aus- und einspringenden

Winkeln des gedeckten Weges entstehenden Erweiterungen des letzteren heißen Waffenplätze, sie bilden Sammelplätze für die zu einem Ausfall bestimmten Truppen. Von den Waffenplätzen führen mit Toren — Barrièren — versehene Einschnitte durch das Glacis ins Freie.

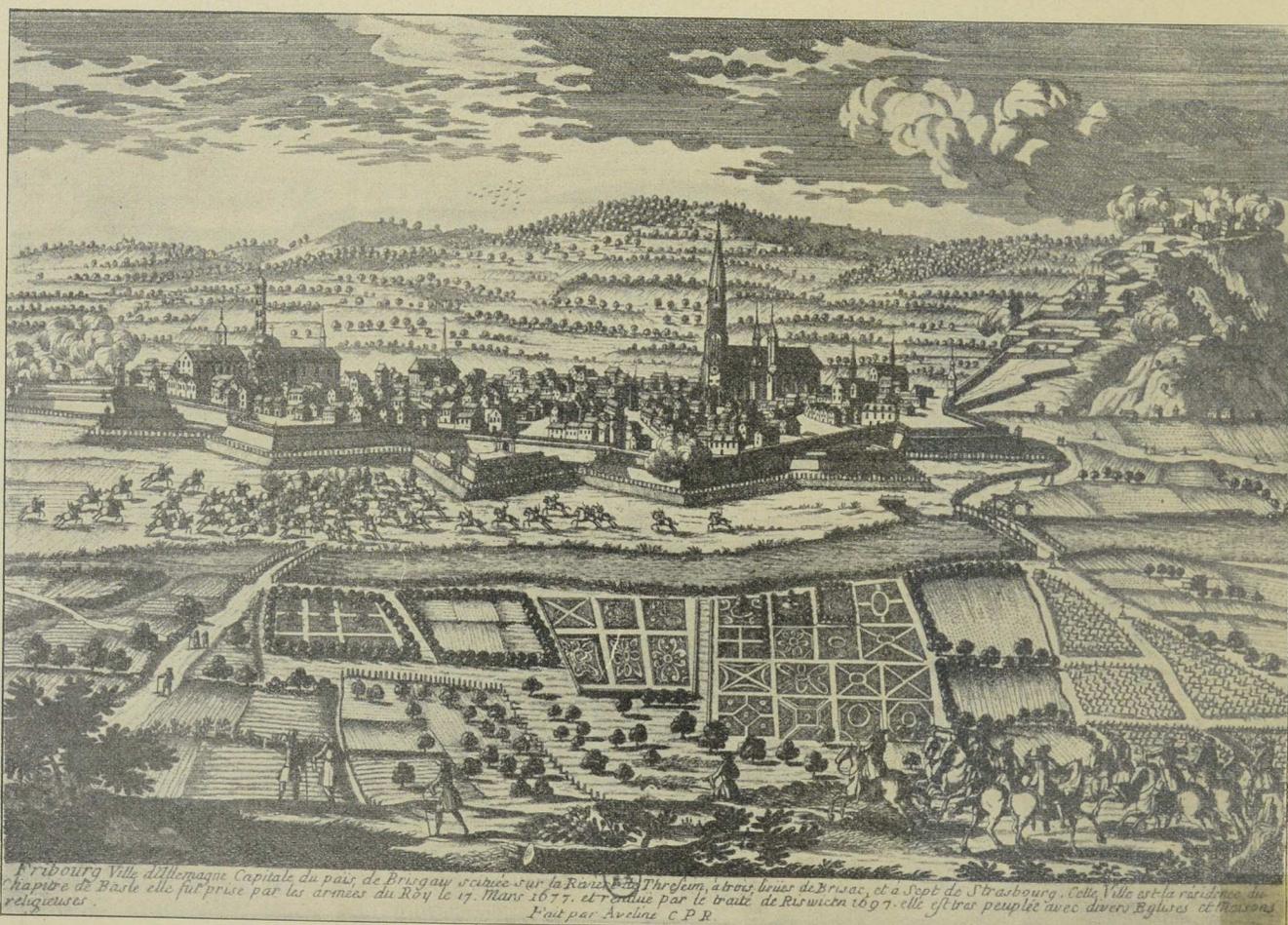
Das waren die Hauptwerke von Vaubans erster Manier.

Freiburg war nach der I. Manier, während



Plan 9. Festungsprojekt nach Vaubans I. Manier vom Jahre 1688. Original in der Bibliothèqu nationale in Paris.

Belfort im Jahre 1687 nach der II. Manier von Vauban befestigt wurde mit kasematierten Türmen, gedeckt durch detachierte Bastionen. Die schematische Darstellung von Vaubans I. Manier zeigt Plan 9 vom Jahre 1688, welcher offenbar eine Aufnahme der durch Louis XIV. besichtigten und 1681 vollendeten Befestigung Freiburgs enthält. Die Straßen und Häuser sind nicht berücksichtigt, auch ist



Plan 10. Aus der Bibliothèqu nationale in Paris. Gezeichnet von Aveline C. P. R.

Inchrift: Freiburg, deutsche Stadt, Hauptstadt des Breisgauandes, gelegen an der Dreisam, 3 Meilen von Breisach, 7 von Straßburg. Diese Stadt ist die Residenz des Basler Kapitels. Sie wurde durch die Armee des Königs am 17. März 1677 genommen, durch den Vertrag von Ryswick 1697 zurückgegeben. Sie ist sehr bevölkert mit allerlei Kirchen und frommen Häusern; der Plan wurde gefertigt von Aveline C. P. R. (Die drei Buchstaben = Cum Privilegio Regis.)

zwischen dem Unterschloß und dem unteren Hornwerk ein regelrechtes Fort carré projektiert, welches in dieser Gestalt nicht ausgeführt wurde, wie alle folgenden Pläne zeigen, vielmehr erhielt das ehemals dort gestandene Burghaldenschloß eine unregelmäßige längliche Umwallung.

Eine äußere Ansicht der ganzen Festungsanlage zeigt Plan 10 mit seinen Vorwerken in der Angriffs-

front der Südseite. Das Adlerfort ist hier sehr hoch auf dem Schloßberg gezeichnet. Die tatsächlich ausgeführte Festung stellt Plan 11 dar mit der Belagerung durch Marschall Villars, welcher die Laufgräben in der Nacht des 30. September 1713 eröffnen ließ.

Einen Gesamteindruck der Bergfestung gibt Plan 12, welcher Ansichten in geometrischem Profil von der Nord- und Südseite, letztere auch in Perspektive enthält, woraus ersicht-

lich, daß das Adlerschloß am höchsten lag. Der Querwall zwischen Unterschloß und Sternschanze heißt hier chaise de l'empereur, die Sternschanze heißt Fort de l'aigle und das oberste Adlerschloß ist mit Fort St. Pierre bezeichnet, welche Benennungen der einzelnen Forts sich zurzeit der österreichischen Herrschaft änderten, wie an anderen Plänen zu sehen ist.

Betrachten wir nun die eigentliche Schloßbergbefestigung im einzelnen, wie sie Fischer, Schern-



ding und Schmiederer beurteilten, so wie sie in den Jahren 1713—1744 beschaffen war:

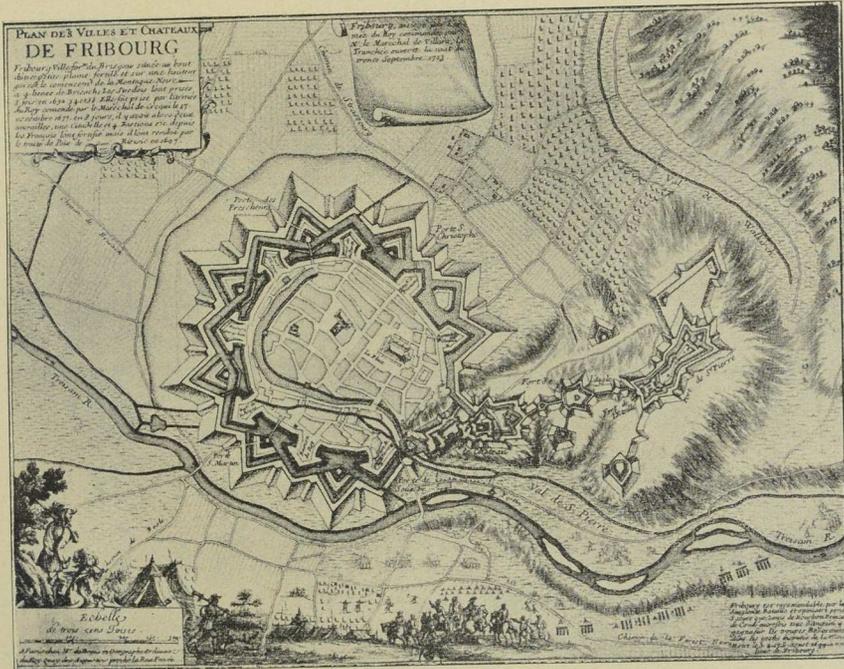
Der Schloßberg wurde 1677 mit ausgedehnten Befestigungswerken versehen und gleichzeitig die alte Burg samt Sternschanze abgetragen. Zwei Schlösser, das Adler- und St. Peter-Schloß, und ein größeres Werk, das Salzbüchsele, zwischen ihnen wurden angelegt. Wir beginnen mit dem Adlerschloß auf

dem höchsten Punkte des Schloßberges, in französischer Zeit benannt:

### Das Fort St. Pierre.

Dieses obere Schloß war auf der äußersten Höhe des Berges gelegen, erstreckte sich vorn gegen den Rosskopf, rechts gegen das Dreisamtal und links ging der steile Abhang bis in das Immental, welches den dahinterliegenden Berg, den Ausläufer des Rosskopfes, vom Schloßberg trennte. Das

Fort St. Peter hatte links gegen Herdern ein die ganze Gegend unter dem Schloß gegen das Tal bis zum Christopheltor und die weit hinaufführenden Weinberge beherrschendes Bollwerk in dem tiefer liegenden Hornwerk, gegenüber dem Ausläufer des Rosskopfes. Die Stärke dieses Hornwerkes war beschränkt auf einen einfachen pallisadierten Weg von schlechter Verteidigung gegen die erhabene Stellung des gegenüber liegenden Gebirges, weshalb zur Deckung



Plan 11. Belagerung unter Marschall Villars am 30. September 1713.

Aus der Bibliothèque nationale in Paris. Gezeichnet von de Beauvain, Geograph in Paris. Legende (links oben): Plan der Stadt und Schlösser von Freiburg. Freiburg, besetzte Stadt des Dreisgaus, am Ende einer kleinen fruchtbaren Ebene und auf einer Anhöhe gelegen, welche der Anfang vom Schwarzwald ist, 4 Meilen von Breisach. Die Schweden haben es dreimal eingenommen im Jahre 1632—34 und 1638. Es wurde auch genommen durch die Armee des Königs Louis XIV., kommandiert von Marschall Crequi am 15. November 1677 in acht Tagen. Es waren damals zwei Mauern, eine Zitadelle und vier Bastionen etc. etc. Seither haben es die Franzosen besetzt, aber sie haben es zurückgegeben im Frieden von Ryswick im Jahre 1697. Im Schild in der Mitte: Freiburg belagert durch die Armee des Königs, unter dem Befehle des Marschall Villars. Der Abschnitt (Laufgraben) in der Nacht vom 30. September 1713 geöffnet. Rechts unten: Freiburg ist bemerkenswert durch die blutige und hartnäckige dreitägige Schlacht, welche Louis von Bourbon, Prinz von Condé, früher Graf d'Anquin dort gewann. Die bayrischen Truppen in den bestrittenen Posten des Schwarzwaldes den 3., 4. und 5. August 1644 und eine Meile von Freiburg.



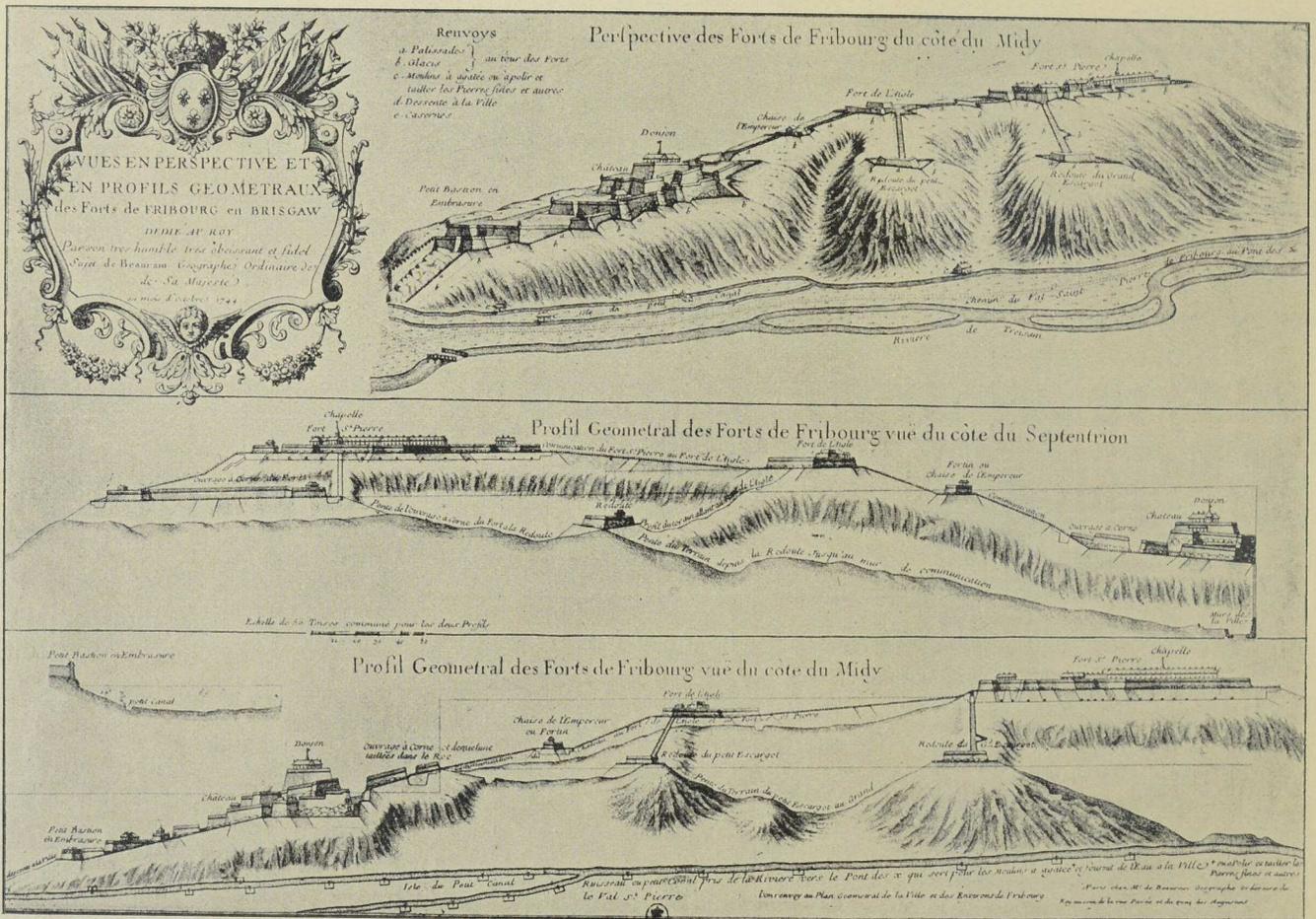
der Mannschaft eine Rückenwehr angelegt wurde, welche die ganze Länge der Bastion einnahm.

Plan 13 zeigt in Fig. 2 rechts unten das Hornwerk F—F, das eben besprochen wurde, sowie das St. Peter-Schloß mit den Contre-Minen gegen die Angriffsseite und Verschanzungs-Querwälle des hinteren Hornwerkes.

Fig. 1. Angriffsplan vom Fort St. Peter im Jahre 1713 vom Kockkopf aus mit Laufgräben

liegend, war ein auf Felsen erbautes Ravelin mit Kasse-matten, in welches vom Schloß in den Graben durch einen halb unterirdisch gedeckten Gang, dieser mit Schießscharten versehen, der Ein- und Aufgang war.

An dieses vorliegende kleine Werk schloß sich eine halbe Bastion rechts an, von welcher sich eine schräge Linie fortzog zu der sogenannten „bayrischen oder Bresche“-Batterie (bei H), wo-



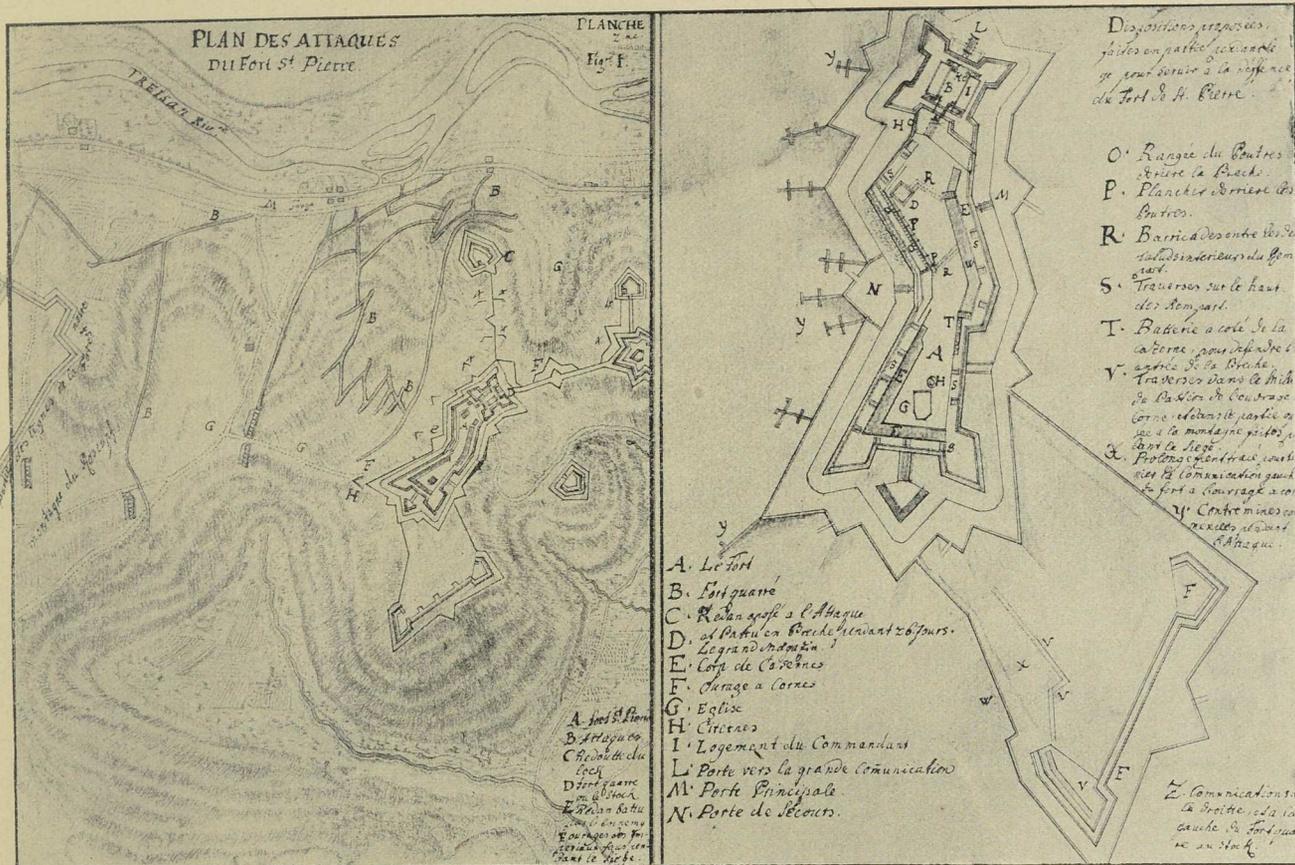
Plan 12. Schaubild und geometrische Profile der Schloßbergbefestigung vor der Zerstörung 1744. Aus der Bibliothèque nationale in Paris. Gezeichnet von Beauvain, Geograph Sr. Majestät Louis XIV. im Oktober 1744.

gegen dessen Südostseite und gegen die Loch-Redoute.

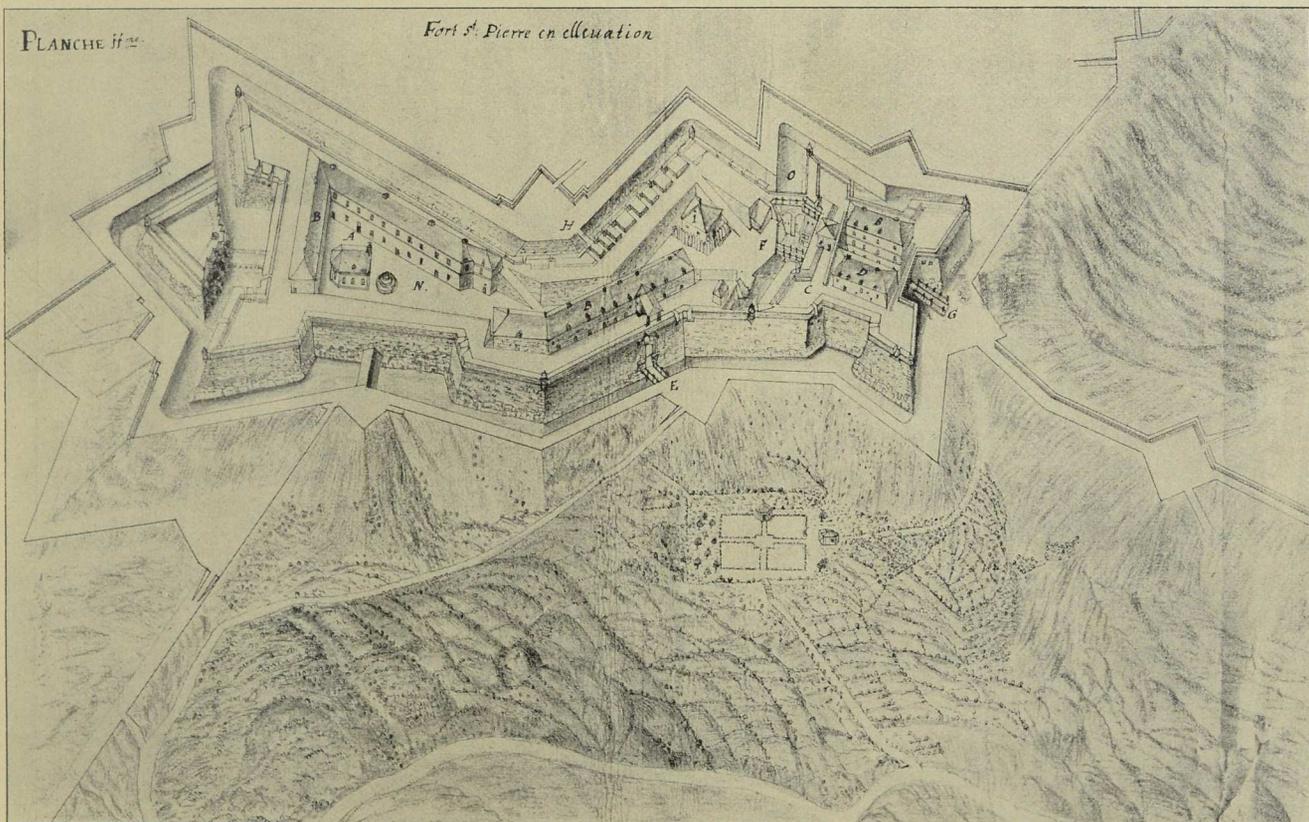
Zur plastischen Vorstellung dient die perspektivische Darstellung des Forts St. Peter (Plan 14), welches in den Einzelheiten beim Grundriß mit der inneren Einteilung im folgenden besprochen wird.

Das den unteren Wall und das linke Hornwerk beherrschende Bollwerk am äußersten Ende des St. Peter-Schlosses, dem Kockkopf gegenüber

selbst der Feind 1713 Bresche geschossen hatte gegen Duminique, den Verteidiger des oberen Schlosses. Diese Batterien zogen sich bis an den sogenannten „Stock“ oder das Quadrat mit vier Bastionen, welches durch einen kleinen Graben vom Schloß abgesondert war, und von innen ein eigenes Tor und Aufzugsbrücke, wie auch auswendig solche vom Salzbüchse her hatte. Ersthchlich ist dies im Profil durch das Fort carré mit einem Teil



Plan 13. Angriffsplan vom Fort St. Peter bei der Belagerung im Jahre 1713.  
 Aus dem Stadtarchiv in Freiburg i. B. Gezeichnet von J. G. Fischer, Ingenieur-Leutnant.



Plan 14. Fort St. Peter aus der Vogelschau von der Nordseite des oberen Schloßberges.  
 Aus dem Stadtarchiv in Freiburg i. B. Gezeichnet von J. G. Fischer.

des Forts St. Peter und der Ansicht der Kaserne, des dreistöckigen Offizierswohnhauses:

- A = Inneres Tor.
- B = Tor gegen die große Kommunikation.
- C = Kas

serne.

D = Verbindungsgalerie rechts vom Fort carré.

E = Eingang in die Zisterne.

Dieses Quadrat oder „Stock“, in welchem der Kommandant und die Offiziere die Ordonnanzstube und ihre Wohnung hatten, war rechts und links von dem Hauptschloß mit hölzernen Kommunikationsbrücken versehen, welche



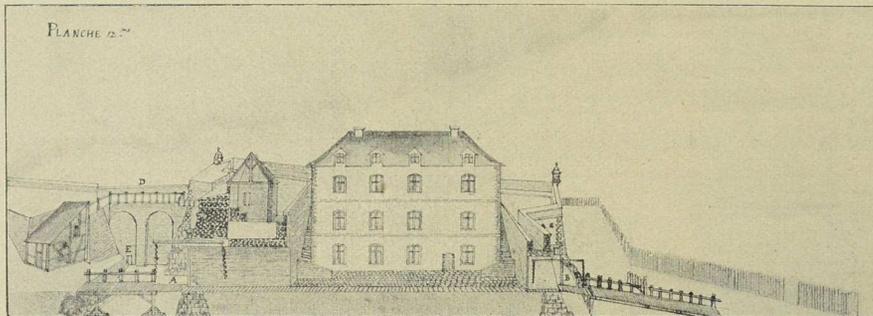
beide mit einer 1 1/2 Schuh dicken Mauer nach außen verdeckt waren.

Im Innern des Forts war etwa 20 m unterhalb der höchsten Höhe des Schloßberges die

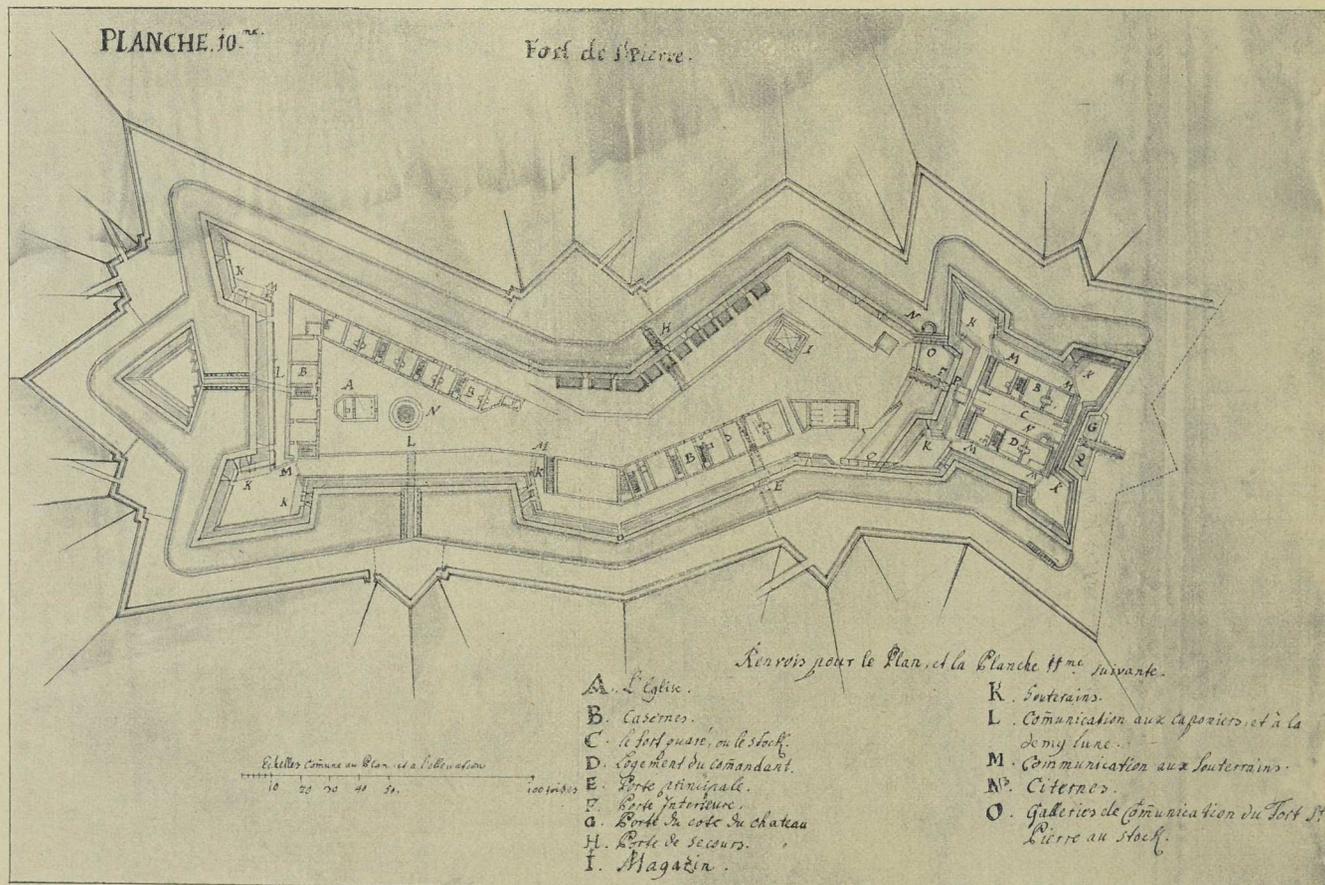
Garnisonkapelle gelegen, wie Fig. 16 zeigt (bei A).

Auf dem jetzigen „Monde“ um die Kapelle standen Kasernen für eine Besatzung von 1800 Mann,

davor die eine Zisterne, zwei Brunnenhäuser, das Mehlmagazin, der Stall, der Rutschenschopf, die Metzger, im Souterrain des Stocks die Wohnung des Kommandanten im westlichen Bau daselbst



Plan 15. Profil des Fort carré oder „Stock“ mit einem Teil des Fort St. Peter.  
Aus dem Stadtarchiv in Freiburg i. B. Gezeichnet von J. G. Fischer.



Plan 16. Grundriß des St. Peter-Schlosses.

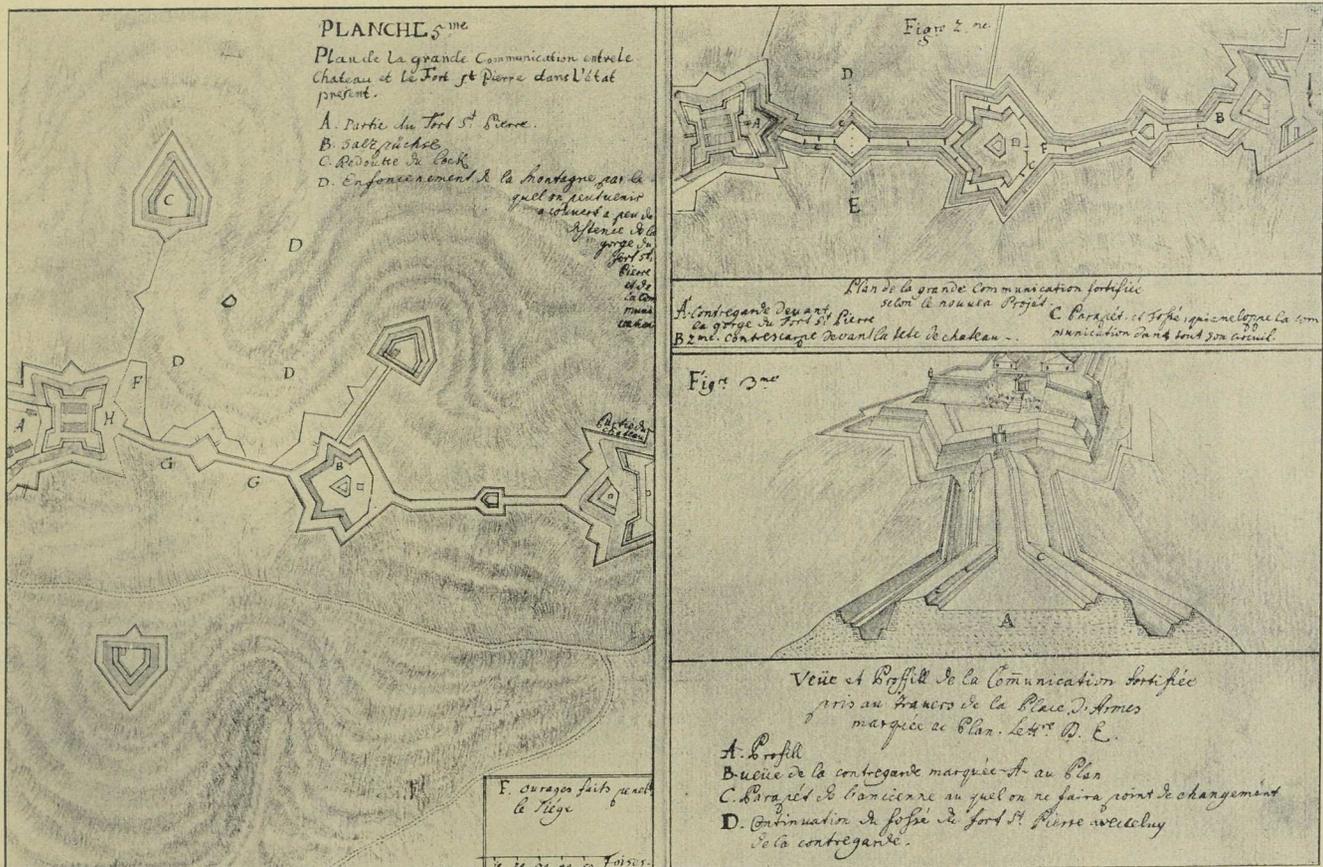
Aus dem Stadtarchiv in Freiburg i. B. Gezeichnet von J. G. Fischer.

und der Offiziere im östlichen dreistöckigen Bau, worin auch die Feuerwehr wohnte. An der Stelle der heutigen hohen Brücke beim Feldbergblick trägt die daselbst angebrachte Orientierungstafel die Inschrift: „Hier begann das Adlerschloß, welches bis an das Immental sich erstreckte, erbaut 1677, geschleift 1745.“

Der Platz, wo die heute „Mond“ benannte Matte oder der Rondellplatz liegt, gehörte zum

neues und ein altes Pulvermagazin in den Kasse-  
matten, ferner ein Wachthaus vor dem Ravelin  
im *chemin couvert* und innen eine Wohnung  
für den Pater und Marketender.

Im allgemeinen war das Fort St. Peter,  
dessen Bestandteile im einzelnen vorgeführt wur-  
den, ganz besonders bedeutend durch seine Lage,  
so daß man mit Recht sagen konnte, daß es den  
ganzen Ort und die Umgebung beherrschte.



Plan 17. Große Kommunikation vom Ober- zum Unterschloß und deren Verstärkungsvorschläge im Zustande 3 Wochen vor der Belagerung 1713.

Gezeichnet von J. G. Fischer.

Schloßhof, worin die Kapelle A (siehe Plan 16) stand, B = die Kasernen, C = das Fort carré oder Stock, D = die Wohnung des Kommandanten, E = das Haupttor, F = inneres Tor, G = Seitentor des Schlosses, H = Hilfsstürze, I = Magazin, K = Souterrains, L = Verbindung zu den Raponieren, M = Verbindung der Souterrains, N = 2 Zisternen, O = Verbindungsgalerie vom Fort St. Pierre zum Stock.

Im Jahre 1741 war beim Pulverturm ein

Die große Kommunikation, welche das St. Peter-Schloß mit der unteren Bergfestung verband, zweigte auf der Dreisamseite ab zur Loch-Redoute und weiter unten zur Neben-Redoute, auch Greitz-(Kreuz-)Redoute genannt. Zu beiden Redouten war bis zum Jahre 1741 offenbar keine gedeckte Kommunikationslinie geführt, da Schmiderer in diesem Jahre eine solche erst vorschlägt und die Ausführung gedeckter Verbindungen dem Belagerungsfalle vorbehalten war.

Die Weg-Redoute linker Hand vom oberen Schloß war gegen die Stadtseite angelegt, um einer Überraschung durch den Feind vorzubeugen und den Fahrweg gegen Berg und Tal zu decken, wie auch das Hornwerk vom Unterschloß, den Kapuzinerwinkel und die Burgbastion.

Plan 17 zeigt die große Kommunikation zwischen dem Fort St. Peter und dem Unterschloß im Zustand 3 Wochen vor der Belagerung 1713, wobei A = der Stock, B = das Salzbüchsele, C = die Loch-Redoute zc. zc. darstellt.

Fig. 2 ist ein Projekt, wonach die große Kommunikation durch eine Brüstung mit Graben beiderseits ihrem ganzen Umfang nach eingehüllt und dadurch verstärkt werden sollte.

Fig. 3 ist die perspektivische Ansicht (gegen den Stock) der befestigten Kommunikation und das Querprofil durch den Waffenplatz, bezeichnet in Fig. 2 oben mit Buchstaben E bis D.

Beidem heutigen gotischen hölzernen Kapellchen oben auf der Höhe des Schloßberges, in der Mitte

der ehemaligen

großen Kommunikationslinie, ist eine Tafel angebracht mit der Inschrift: „Hier stand die Sternschanze, erbaut 1677, geschleift 1745.“ Diese Sternschanze wurde auch Salzbüchsele oder Fort de l'aigle in der Franzosenzeit genannt und gehörte schon zum unteren Schloß. Sie war sehr vorteilhaft gelegen zwischen dem Fort St. Peter und dem unteren Schlosse in fast gleichem Abstände, um die Verteidigung beider Schlösser von zwei Seiten aus zu unterstützen und den langen Zwischenraum der Kommunikation zu unterbrechen. Ihre beste Verteidigung war gegen das Fort St. Peter gerichtet; und dessen größte Seite, welche die Schlucht bildete, schaute direkt nach der höher gelegenen Partie des oberen Schlosses.



Das Salzbüchsele wurde von den Ingenieur-Offizieren Tillier und de la Venerie projektiert und mit einer vorteilhaften Baueinteilung angelegt, so daß es die Krone der ganzen Freiburger Fortifikation genannt werden konnte, weil es in seinem Zentrum sowohl beide Schlösser wie den ganzen Berg beiderseits beherrschte. Der beiderseits gedeckte Weg um das Salzbüchsele setzte alle Vorsprünge, Zugänge der Umgebung wie der umliegenden Berge dem Feuer aus und zwar von den dreifach aufeinander gebauten starken Umwallungen und bombensicheren Kasematten, worin die halbe Garnison untergebracht werden konnte. Es war mit Bruchsteinen von gesprengten Felsen gebaut worden. An Gebäuden hatte es nur

die Wachtstube, den Turm und Kasematten auf der Ost- und Westseite.

### Plan du Salzbüchsele.

A = Kopf des selben gegen das Fort St. Peter.

B = Schlucht, welche gegen das Unterschloß gerichtet ist.

C = Donjon oder Bergfried.

D = Souterrains.

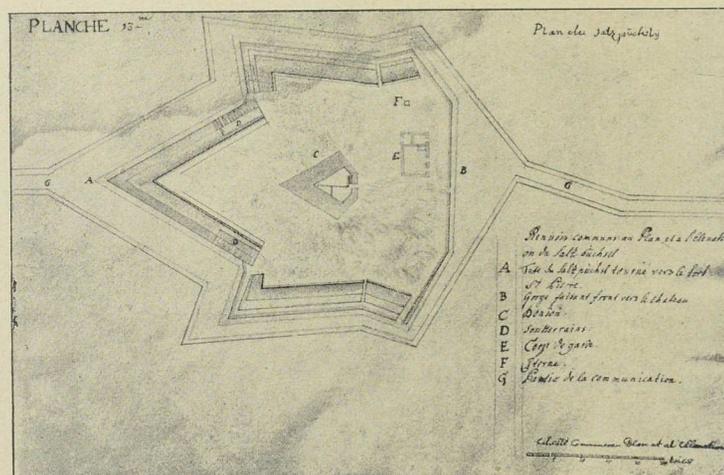
E = Waffenplatz.

F = Zisterne.

G = Teil der Kommunikation gegen das Unterschloß.

Der Donjon, welcher im Innern des Salzbüchsele stand, dessen Seiten die Grundrißform der Schanze selbst wiederholten, hatte oben eine Plattform, die an ihrem Rande eine freistehende Mauer trug von der Höhe entsprechend dem Anschlag der Schützen.

Das Querschnittsprofil des Salzbüchsele (Plan 19) zeigt, daß dasselbe auf Felsen ohne besondere Fundamente gebaut war und drei Etagen im Innern hatte. Generalwachtmeister Comte de la Venerie hatte als Ingenieur-Oberstleutnant auf



Plan 18. Grundriß vom Salzbüchsele.  
Gezeichnet von J. G. Fischer.



dem felsigen Rücken des Berges unterhalb des Salzbüchsele den Kommunikations-Abhang gegen das untere Schloß völlig sprengen und wölben lassen bis an die jetzige Salpeterhöhle unter dem Zufseisen. Es wurde dann auf beiden Seiten ein Wall gebildet, auf dessen planiertem Raum eine bombensichere Kasematte mit Schießcharten und dabei ein Wachhaus erbaut. Der Graben vor dem Hornwerk, wo heute die Bismarcksäule steht, ist jetzt überbrückt. Im Donjon waren auch zwei bombensichere, mit Schießcharten versehene Kasematten.

Plan 19 zeigt ein perspektivisches Bild vom Salzbüchsele.

Anschließend daran mündete die große Kommunikation in dem gedeckten Wege des Unterschlusses bis vor dessen vorderstem Befestigungswerk, einem Ravelin, dem sogenannten Zufseisen.

Diese Kommunikation mit glacisartiger Abdachung nach beiden Seiten ist noch jetzt gut erkennbar ober- und unterhalb des Salzbüchsele. Sie hatte in der unteren Mitte eine Erweiterung, auf welcher das sogenannte „Pot d'chambre“ oder

„Chaise de l'Empereur“ erstellt war, eine kleine in Mauerwerk ausgeführte Lünette aufwärts in der Erweiterung der Kommunikation, wie auch eine solche oberhalb des Zufseisens auf halbem Weg vom Salzbüchsele zum Adlerschloß hergestellt war.



Das Zufseisen des Unterschlusses, dessen äußere Gesichtsflächen 21 Schuh hoch waren, in Plan 21 perspektivisch (siehe die linke oberste Spitze) dargestellt, hatte seinen Ausgang im Graben steil und stoffelweise und diese steilen Staffeln zur Salpeterhöhle sind als Reste zu erkennen in der vorhandenen Treppe. Am Felsen links vom Antritt der Treppe ist eine Inschrifttafel angebracht, die lautet: „Zum hintersten Teil des früheren Sankt-Peterschlusses, sogenannte Salpeterhöhle.“

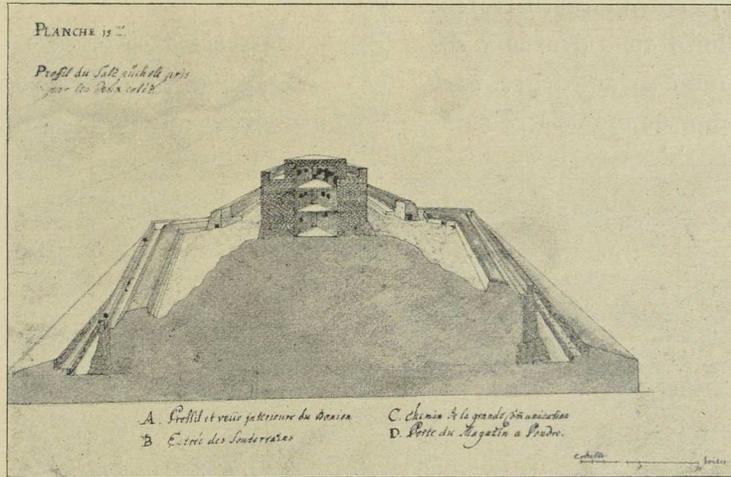
Unter dem Zufseisen folgte ein doppeltes Hornwerk,

durch einen Graben von ihm getrennt. Das Hornwerk hatte statt der Courtine eine mit innerem Dach bedeckte 3—4 Schuh dicke Kommunikationsmauer zwischen beiden Flügeln. Seine größte Stärke bestand in den beiden halben Bastionen

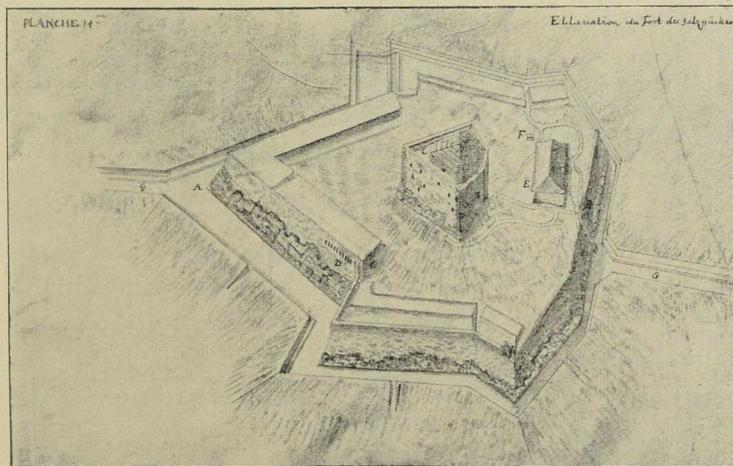
und deren bombensicheren Kasematten bei A, die sich durch die ganze Länge der Flanken und Facen durchzogen und 200 Mann logieren konnten. Die hinter der genannten Kommunikationsmauer liegende Schlucht war zur Zeit des alten Burghaldenschlusses noch viel tiefer aus den Felsen gesprengt, als dies

heute sichtbar ist und wie ein Plan aus dem 17. Jahrhundert zeigt.

Die Kommunikations-Schneckenstiege, die von der genannten Courtine ohne Unterbrechung bis in den tiefen Hauptgraben (die Schlucht) hinunter-



Plan 19. Querschnitt durch das Salzbüchsele.



Plan 20. Schaubild vom Salzbüchsele (Westseite).



ging, war durch eine einzige Bombe zerstörbar, weshalb lange starke Handleitern in Bereitschaft gehalten wurden als Ersatz. In der Schlucht sind heute noch 11 Felsenstufen dieser Schnecken- oder Wendeltreppe sichtbar, die zum doppelten Hornwerk führte. In dem hinter und unterhalb diesem Hornwerk gelegenen breiten Graben waren als Abschluß rechts und links an dessen äußeren Enden sogenannte Caponnières angelegt, von welchen aus links die Hauptzugangsbrücke zum

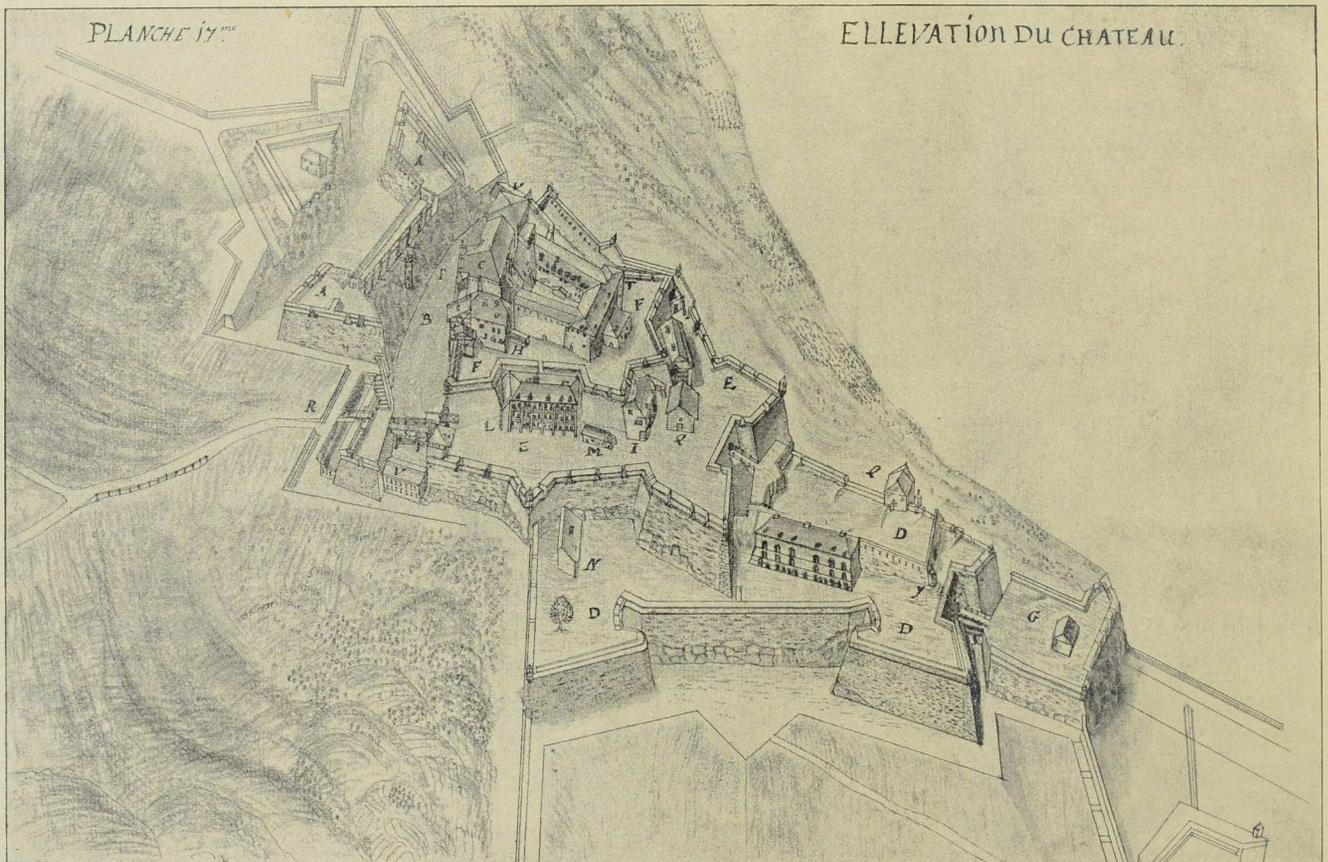


Die oberste IV. Etage, das sogen. Oberwerk (von unten herauf gerechnet).

Diese bildete ein unregelmäßiges Fünfeck mit zwei ausgebildeten Bastionen gegen die westliche Stadtseite. Sie nahm den Raum der heutigen Ludwigshöhe ein.

Die III. Etage, das sogen. Unterwerk.

Diese war die größte und hatte eine Umwallung mit einem Hornwerk auf der Südseite.



Plan 21. Schaubild vom Unterschloß (Westseite).  
Aus dem Stadtarchiv in Freiburg i. B. Gezeichnet von J. G. Fischer.

Unterschloß mit dem halben Graben, rechts die Contrescarpe gegen die Karthaus, wie auch der Hauptgraben selbst durch die in den Caponnières angebrachten Schießscharten bestrichen werden konnten. Zugleich stellten auch die beiden Caponnières als halb unterirdisch gedeckte Gänge die Verbindung in das untere Schloß vom oberen Hornwerk her.

Die großartige Anlage des Unterschlosses baute sich in vier nach der Stadt abgestuften Terrassen auf:



Die sechs auspringenden Winkel desselben waren an ihren Eckvorsprüngen mit kleinen Erkern für Wachtposten — sogenannten „Margueritten“ — besetzt wie auch diejenigen der unteren Umwallungen. Diese ausgedehnte III. Etage erstreckte sich über den heutigen Kanonenplatz bis zur Schlucht.

Die II. Etage.

Diese bildete die Terrasse der heutigen oberen Schloßwirtschaft, auf welcher das ehemalige von

Greifeneggische Schloßchen heute als Wirtshaus steht.

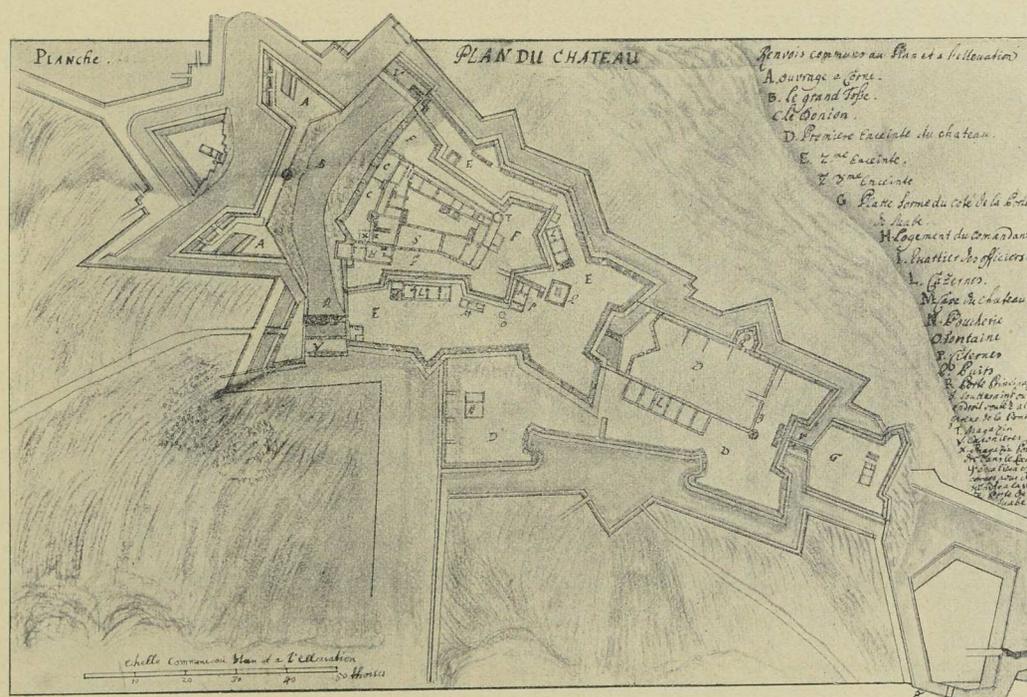
### Die I. Etage.

Diese war die unterste Plattform, gegen den Hof der ehemals Kommelschen Brauerei steil abfallend.

Bei der Einzelbetrachtung des Unterschlusses beginnen wir mit der höchsten Erhebung desselben, dem Donjon, welcher das äußerste Ende der dritten Umwallung einnahm und auf der südlichen Terrasse gegen das Dreisamtal stand.

waren alle auf der jetzigen Ludwigshöhe. Im westlich gelegenen Teil der dritten Abstufung gegen die Stadt war beim Haupttor die Hauptwache. Eine Brücke führte hier über den Graben; derselben war ein Ravelin mit Graben und gedecktem Weg vorgelagert.

Auf der III. Etage lagen weiter: die Kaserne, auf welcher merkwürdigerweise die Kirche sich befand, wahrscheinlich als Aufbau auf dem Dachgeschoss derselben, welcher von der Umwallung der IV. Etage aus zugänglich war. Neben der Kaserne war der Schloßkeller, das Wirtshaus,



Plan 22. Grundriß vom Unterschloß.

Dieser Hauptturm hatte als Donjon im Innern das Arsenal, ein Wachthaus und eine Zisterne; daneben die Souterrains als gewölbte bombensichere Räume, nördlich das Pulvermagazin im Felsen bei der Kommandanten-Wohnung. Bei der letzteren nächst dem Donjon führte in der IV. Etage durch einen Turm eine Schnecken- und Treppentreppe ins Schloß nach der Wohnung des Kommandanten, an deren Stelle das alte Schloß der Herzöge von Säkringen auf der Burghalde vorher stand.

Beim Wachthaus am südlichen Rundturm war das zweite Pulvermagazin. Diese Gebäude

die Wohnung des Hauptmannes und des Geistlichen an der heutigen Stelle der Inschrifttafel beim kleinen Teich. Dabei war der Zisternenbrunnen mit Brunnenhaus. Der heutige Aufstieg zur Ludwigshöhe war damals die Kommunikationstreppe von der III. zur IV. Etage. Rechts daneben war eine weitere Kaserne. In den beiden Caponnières, welche den Graben nach der Hauptwache und südlich gegen das Dreisamtal abschlossen, waren zwei Wachstuben, ein Mehlschöpf und zwei Backöfen.

Unter dem Kanonenplatz sind noch wohl-erhaltene Reste des die dritte Umwallung tragen-

den Mauerwerkes. Auch die Überreste der Brustwehr von der III. zur II. Etage sind auf dem Wege vom Kanonenplatz zum Greifeneggischen Schloßchen deutlich zu erkennen.

Von der III. Etage gelangte man über einen überbrückten Graben in die aus einem großen westlich mit Orillons und zurückgezogenen Flanken gebildeten Hornwerk bestehende II. Etage. Dieses Hornwerk gegen die Stadt hieß beim Haupteingang „St. Josephs-Passion“, südlich gegen die Dreifamseite „Passion im Winkel“.

Die unterste Plattform hatte ein Wachthaus, umgeben von einem kleinen Hornwerk mit steilen Mauern gegen das Schwabentor. Sie wurde von Schernding

„Trüfels-Posten“ genannt. Diese Plattform hatte keinen offenen Abstieg im Freien zum Schwabentor, aber eine

Schnecken-  
Treppe, deren Anfang heute noch sichtbar ist bei dem Plateau unter dem ehemals Greifeneggischen Schloßchen. Der Trüfelsposten war sonst nur in Verbindung mit

der zweiten Umwallung durch eine Brücke über den Graben, durch welchen eine gerade Treppe führte zu den Caponnières des ersten Grabens.

Wie diese Caponnières beschaffen waren, zeigt Plan 23, Fig. 1 und 2, das Querschnittsprofil durch dieselben, aufgenommen am Querschnitt der ersten Umwallung des unteren Schlosses. Dabei ist A = die Mauer, welche den ersten Vorwall trennt mit einer doppelten Caponnière (Fig. 1).

- B = das Brunnenhaus auf der I. Etage.
- C = I. und II. Etage der Schloßbastion.
- D = die Kaserne.

Fig. 2. Darstellung im Schnitt und Ansicht eines Teils der Caponnières, am Fuße der Schloßbastion (I. Etage) gelegen.

Fig. 3. Grundplan des Unterschlosses, in welchem die allgemeine Verteilung der Caponnières in der ganzen Längenausdehnung des Schlosses dargestellt ist. Dabei ist

- A = der erste Vorwall,
- B = der zweite Vorwall,
- C = der dritte Vorwall,
- D = der Donjon,
- E = projektierte Caponnières und ihre Anordnung.

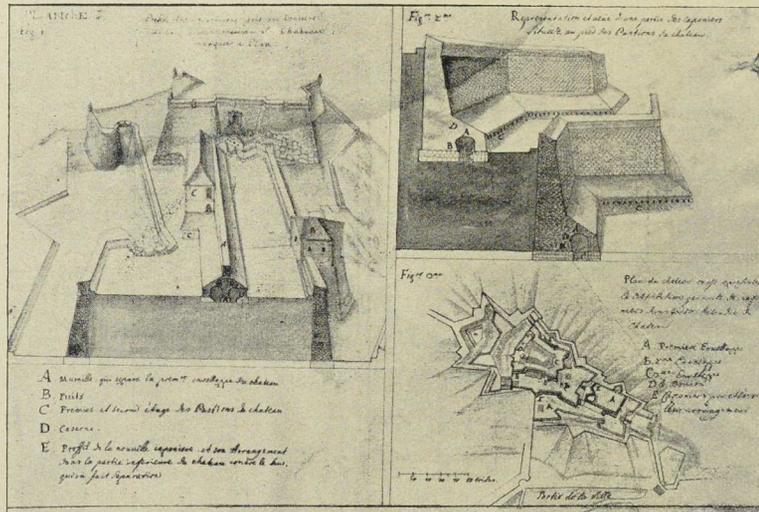
In der heutigen Karthäuserstraße (vor der Fabrikstraße bei der Seidenfabrik von Mez) war eine französische Sternschanze oder eine mit Schanzpfählen pallisadierte Redoute auf der Talsohle

zwischen der Dreifam und dem Gewerbekanal, die „Redoute Royale“ (später „Holzschänke“) genannt war. Nach der Überlinger Handschrift des Tagebuches von Harsch soll vor der Belagerung 1713 an dessen Stelle schon eine ruinierte Schanze gewesen sein, welche als Holzplatz diente. Die Zeit der Erbauung

dieses Werkes war nicht zu ermitteln.

Plan 24 enthält die eben genannte Redoute, wie auch die während der Belagerung 1713 vor der Bastion d'Auphin erstellte Lunette. Die Bastionen sind in der „Explication“ sämtlich noch mit französischen Namen bezeichnet.

Die ganze Schloßberg-Befestigung war so angelegt, daß sie angesehen werden konnte wie eine Zitadelle und zugleich als eine Fortsetzung der Stadtbefestigung ohne Unterbrechung, nur mit dem Unterschiede, daß der Verlust des Schlosses denjenigen der Stadt bedeutete, während, wenn die letztere verloren ginge, das Schloß sich noch einige Zeit halten konnte; es ist aber nie mit Sturm genommen worden, sondern nach Verlust der Stadt durch Afford für freien



Plan 23. Grundriß und Querschnittsprofil der Caponnières des Unterschlosses.



Abzug der Belagerten an den Feind jeweils übergegangen.

Von der Plattform des Unterschlosses ging eine 1 1/2 Fuß dicke Kommunikationsmauer, die sich bis an den Turm des inneren Schwabentors über das abhängende Glacis den Berg hinunterzog.

Im Anschluß an die Schloßberg-Befestigung und als notwendige Ergänzung derselben ist in Betracht zu ziehen

### Die Stadt- befestigung.

Einen voll-  
kommenen Über-  
blick über den  
Gesamt-Festungs-  
plan der Stadt und  
der Schlösser gibt  
Plan 25, welchen  
Schernding mit  
allen Einzelheiten  
wie Minen im  
Glacis und in den  
Lünetten zc., mit  
allen Souterrains  
und Redouten dar-  
stellte nach deren  
Beschaffenheit im  
Jahre 1713.

Der Anlaß,  
diese ganze Reihe  
von Fortifikationen  
mit großen Kosten

zu errichten, um Herr der Situation zu sein, war  
damit gegeben, daß die Stadt direkt an einem  
Berg liegt, dessen Krone eine starke Festung für  
sich war, sonst hätte man es aufgeben müssen,  
diese Stadt überhaupt zu befestigen, deren Lage  
an sich dafür so ungünstig ist. Die Stadt mußte  
deshalb befestigt werden, weil die Fortifikation des  
Schloßberges sich nur schwer hätte verteidigen  
können, wenn die Stadt nicht auch befestigt  
worden wäre.

Die Konstruktionsgrundlage für die Befesti-  
gung der Stadt bildete fast überall eine regelrecht  
bastionierte Front, das Ganze ein fast regelmäßiges



Achteck mit acht Bastionen, sieben Ravelinen und  
vier Toren, außerdem seit 1741 mit sechs Lünetten.

Die Hauptstärke der ganzen Festung beruhte  
jedoch in den beiden auf dem Schloßberg gelegenen  
festen Schlössern mit ihren zugehörigen Neben-  
werken.

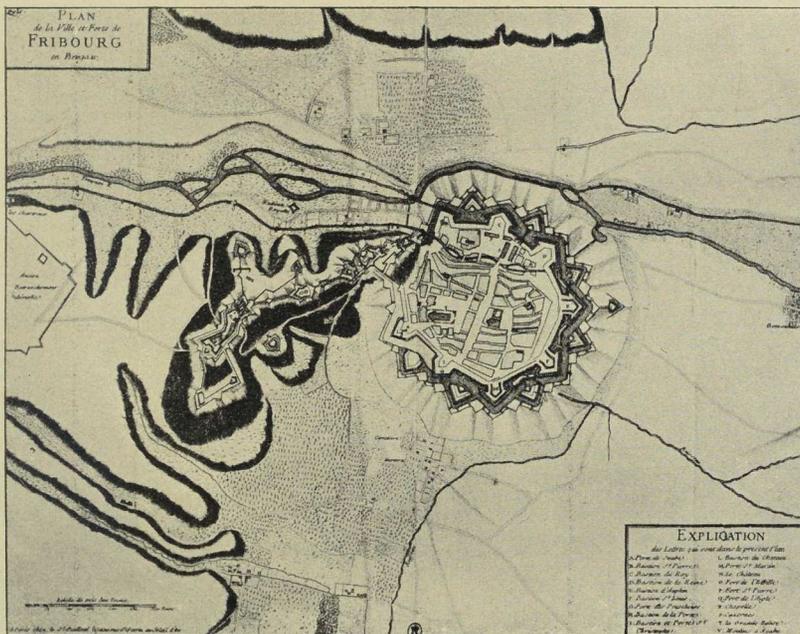
Obgleich das Polygon der Stadt nur eine  
Fortsetzung der Fortifikation des Schloßberges  
bildete, so unterschied es sich von der Bergfestung  
durch die verschiedene äußere Gestaltung, welche

in drei Teile ein-  
geteilt war zum  
Zwecke der Über-  
sicht bei der Ver-  
teidigung, nämlich  
die sogenannte

### I. Division

vom Schwabentor  
bis zum rechten  
Flankierungswin-  
kel der Kaiserin-  
Bastion beim Drei-  
schertor, dem heu-  
tigen Alleegarten.

Die II. Division  
war ausgedehnter  
und ging von da  
bis zur Karls-  
Bastion rechts vom  
Predigertor, dem  
heutigen Fahnen-  
bergplatz.



Plan 24. „Redoute Royale“ bei der Achtmühle und Lünette vor Bastion  
d'Auphin (Dauphin) vom Jahre 1713.

Aus der Bibliothèque nationale in Paris. Gezeichnet von Sr. Bailléul le jeune,  
rue St. Severin au soleil d'or.

Legende (rechts unten): A = Schwabentor, B = Bastion St. Peter, C = Bastion König,  
D = Bastion Königin, E = Bastion Dauphin, F = Bastion St. Louis, G = Predigertor,  
H = Tor-Bastion, J = Bastion und St. Christophor, L = Schloß-Bastion, M = St. Martins-  
tor, N = Schloß, O = Sternschanze, P = Fort St. Peter, Q = Adlerfort, R = Kapelle,  
S = Kaserne, T = die große Kirche, V = Achtmühle.



### Die III. Division

umfaßte die ganze Partie von der Karls-Bastion  
über die Burgbastion bis zur Verbindungsmauer  
der Stadt mit dem Unterschloß im Kapuziner-  
winkel am Fuße des Schloßberges.

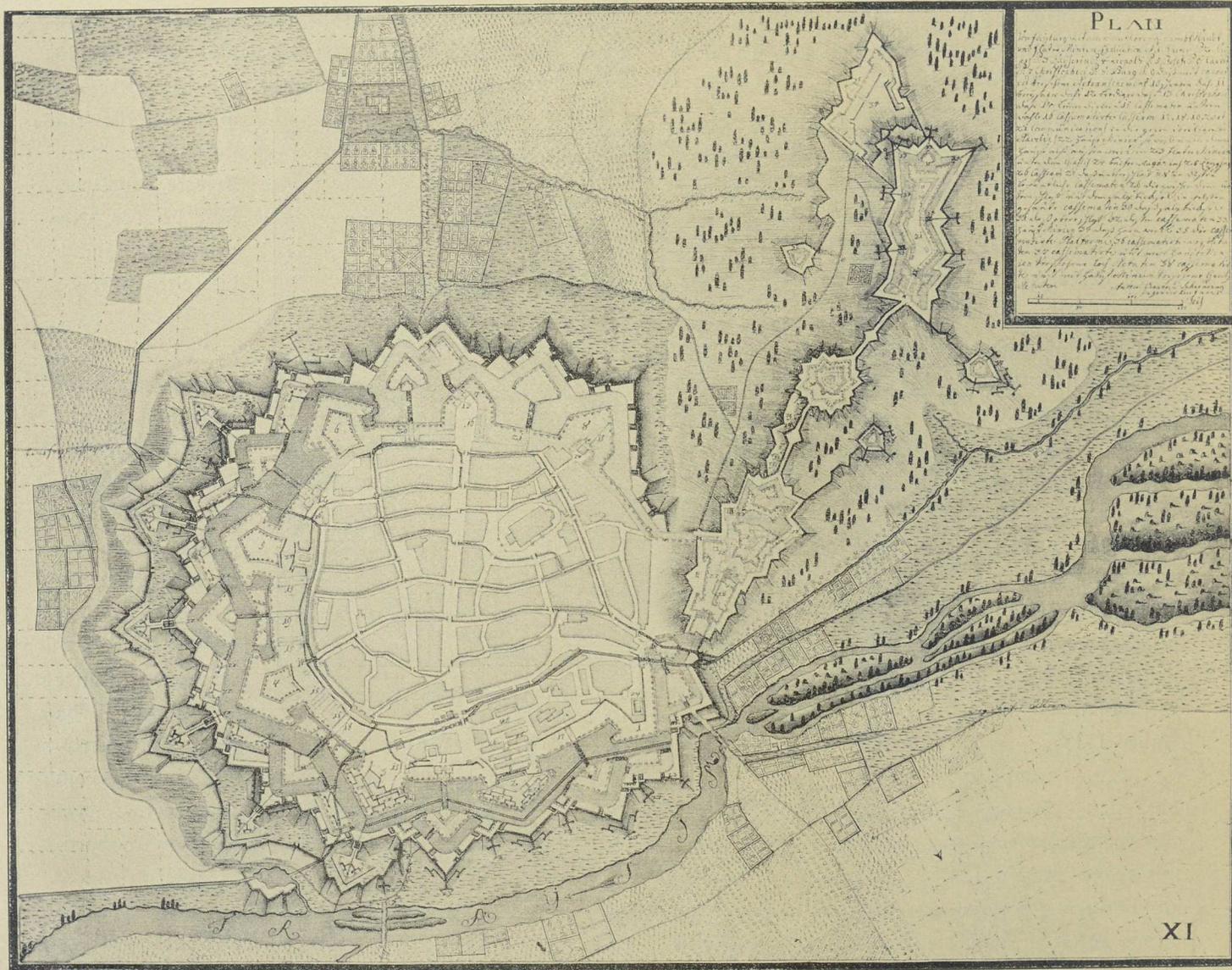
Der heutige Stadtplan liegt als Beilage  
in lithographischem Druck bei, in welchem die  
Festung mit der Belagerung vom Jahre 1713  
samt ihren Laufgräben an der Westseite und auch  
die während dieser Belagerung gemachte denk-  
würdige Lünette (im heutigen von Buschen  
Anwesen beim Fähringer Hof-Hotel) eingezeichnet

ist, zeigt die einzelnen Bastionen nach ihrer heutigen Lage.

Das I. Bollwerk Bastion de St. Pierre, in österreichischer Zeit „Petersbastey“ genannt, lag dem Schwabentor zunächst und ist auch heute noch

Das III. Bollwerk Bastion de la reine, späterhin „Kaiserin-Bastei“ genannt, war auf dem jetzigen Allee Garten.

Das IV. Bollwerk Bastion Dauphin (s. St. geschrieben d'Auphin), später „St. Leopolds-



Plan 25. Stadplan und Festung von Freiburg mit allen Souterrains samt Haupt- und Gladderminen. Aus dem Kriegsarchiv in Wien. Gezeichnet von Antoni Baron von Schernding. — Photographische Aufnahme von C. Ruf in Freiburg i. B.

im Wolzaschen Garten erkennbar in dem sechs-eckigen Wasserturm oder Brunnenhaus an der Wallstraße.

Das II. Bollwerk Bastion du roi, später „Kaiser-Bastei“ genannt, lag zwischen dem Amtsgefängnis und der Dreisamstraße und ist nur noch mit wenigen Spuren vorhanden.

Bastei“, war auf dem jetzigen Theaterplatz an der Bertholdstraße.

Das V. Bollwerk Bastion de St. Louis, später „St. Josephs-Bastei, war am Rottecksplatz zwischen Eisenbahn- und Rosastraße auf dem Hügel des ehemaligen Colombi-Schloßchens.

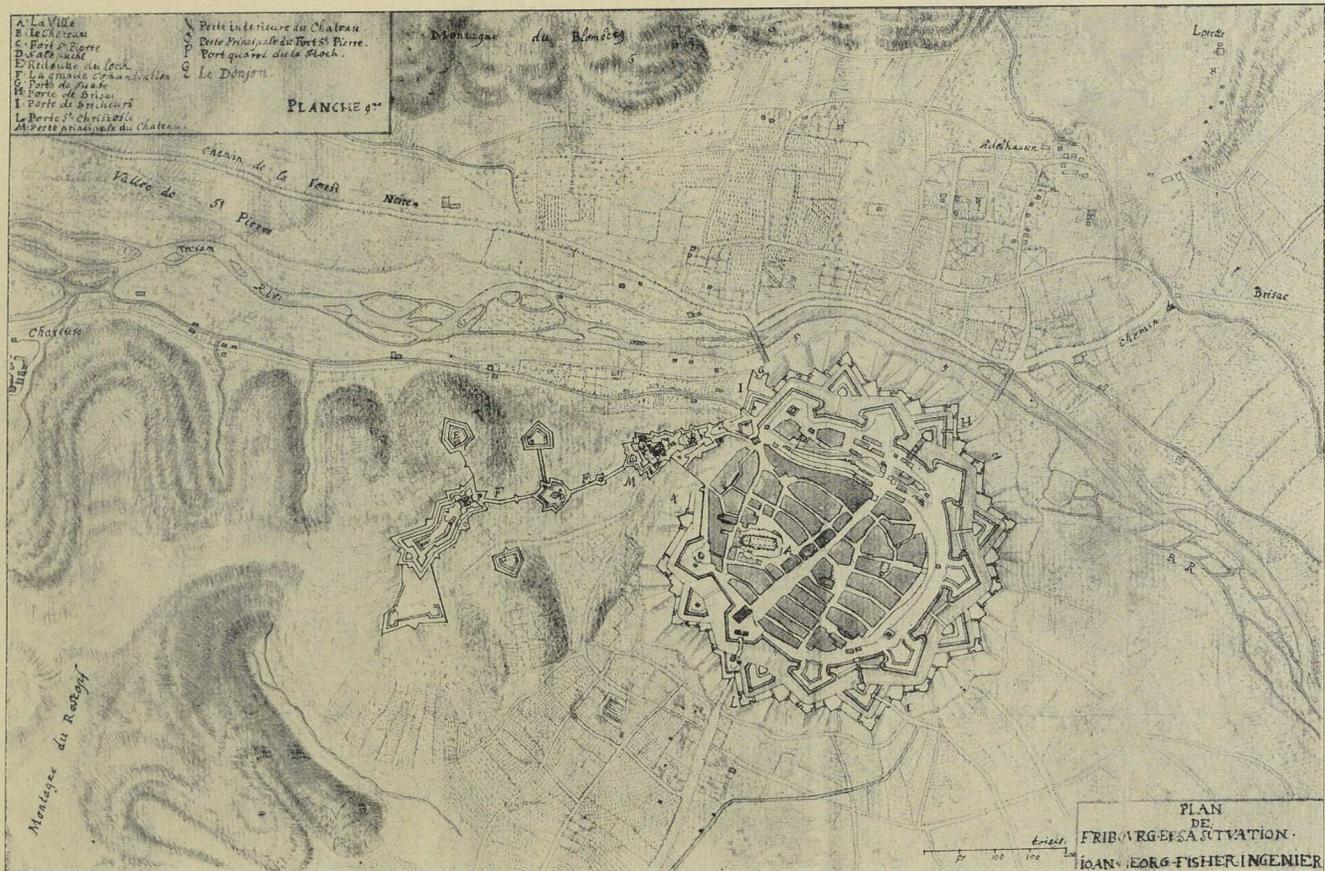
Das VI. Bollwerk Bastion de Ste. Therèse,

später „St. Carls-Bastei“, war zwischen der jetzigen Ring- und Friedrichsstraße, etwas nördlich der Adler-Apotheke gelegen.

Das VII. Bollwerk Bastion de St. Christophe,

später „St. Christoffels-Bastei“, war auf der Stelle des heutigen Kaiser-Wilhelm-Platzes am Sautier-

das vierte, das Mönchstor, wurde erst 1828 abgetragen; dasselbe stand bei der heutigen Schänzlebrauerei in der Zähringerstraße. Das Christophstor in der ehemaligen Aufmangasse, der heutigen Friedrichstraße, ist 1724 „umgefallen“ und nicht wieder aufgebaut worden. Der Christophsturm wurde 1704 abgebrochen. Daneben stand die große Kaserne auf dem Platz der heutigen Karlskaserne. Unter derselben war eine große Kasematte, die sich durch die ganze



Plan 26. Festung vom Jahre 1713.

Aus dem Stadtarchiv in Freiburg i. B. Gezeichnet von J. G. Sischer, Ingenieur.

schen Hause beim Siegesdenkmal vor der Karlskaserne.

Das VIII. Bollwerk Bastion du château, später „Burg-Bastei“ genannt, war auf der Stelle des heutigen evangelischen Stifts in der Hermannsstraße.

Alles bis auf die drei jetzt noch vorhandenen Stadttore, das Schwabentor, Martinstor und Breisachertor, wurde im Jahre 1745 vernichtet,

Länge des Baues und seine beiden Flanken erstreckte. Die heutige Karlskaserne wurde 1773 neu erbaut.

Außer dem Schwabentor blieben zur Zeit des französischen Festungsbaues 1677 von der altdeutschen Stadtumwallung bestehen:

Das Martinstor und das Lehenertor, ehemals Lemertor genannt. Letzteres stand zwischen dem ehemaligen Feningerschen Hause und Sinners Biergarten, also zwischen Nr. 37 und 44 der

Bertholdstraße. Es flog durch Unvorsichtigkeit der Franzosen am 4. November 1713 in die Luft.

Vor dem Martinstor beim jetzigen Landgericht war ferner von der äußeren altdeutschen Ringmauer der Schneckenvorstadt das Schnecken-  
tor erhalten, später auch Katzenurm genannt, welches 1842 abgebrochen wurde. Nach einer Aktennotiz soll es schon einmal im Jahre 1713 „über den Haufen geworfen“ worden sein.

Das Breisachertor, aus welchem der Weg über eine zweite Dreisambrücke auf die Landstraße nach St. Georgen, Basel und Breisach führte, war das eigentliche Hauptdurchgangstor der Stadt und mit der neuen französischen Festung zwischen 1677 und 1683 von Vauban erbaut worden. Dasselbe hatte in seinem Innern drei Kammern zur Logierung der Mannschaf-  
tswache und eine Offizierswachstube.

Das Predigertor war gleich wie das Breisachertor eingerichtet und stand beim Vinzentiushaus.

Das Christophstor, auf welches die Stadt eine Wohnung für die hier stehende Soldateska gebaut hatte, war ähnlich wie das jetzt noch stehende Breisachertor; es hatte eine Mannschafstswache, drei Kammern zur Logierung für die Piquet-Wacht, ferner beim Schlagbaum ein Stockhaus und ein Fallgatter. In dieser Gestalt stand es beim Siegesdenkmal von 1704 bis 1826. Nach Poinsignon wurde der alte Christoffelturm, welcher im Mittelalter als Untersuchungsgefängnis für Hexen diente, 1704 gänzlich abgetragen.

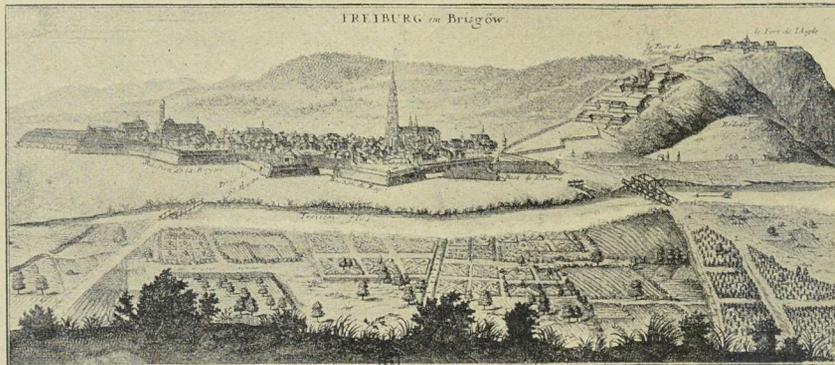
Der Schuerturm, ein großer runder Pulverturm, stand in der Verbindungsmauer zwischen Stadtfestung und Unterschloß, beim Hause der jetzigen Schloßbergstraße Nr. 7, südlich der Brauerei Herr. Beim besagten Pulverturm stand ein Wachthaus, die „kalte Herberg“ ge-

nannt, im jetzigen Fuhrpark von Rutscher Braun; ferner ein Zeughaus mit Artillerie- und Holzmagazin, ein Gießhauslaboratorium, ein Schmied- und Wagnerschopf und ein Schiffsbrückenschopf im Kapuzinerwinkel. Ein weiterer Pulverturm stand auf dem Wallgang bei der Josephs-Bastion mit einer Ringmauer hinter dem alten tiefen Stadtgraben; auch stand ein solcher bei der Leopolds-Bastion.

Dies waren die Hauptgebäude hinter der Stadtmur.

Zur Freimachung des Schussfeldes vor diesen Werken mußten alle Baulichkeiten, die einem Feinde hätten Deckung gewähren können, weggeräumt werden. Auch die beiden Vororte Wiehre und Adelhausen wurden dem Erdboden gleich gemacht.

Der Verkehr nach außen wurde durch vier Tore bewerkstelligt; vermittelt des Schwabentores durch ein Vorwerk hindurch, das seine Reste im ehemals Waldschützischen Garten (dem jetzigen Josephskeller)



Plan 27. Französische Festung Freiburg vor 1699, gesehen von der Südseite der Stadt. Original in der Bibliothèque nationale in Paris.

erkennen ließ; dann durch das noch vorhandene Breisachertor, das Predigertor beim heutigen Vinzentiushaus und das Christoffeltor zwischen der heutigen Kommandantur und dem Sautierschen Hause schräg gegenüber der heutigen Karlskaserne. Die drei letzteren Tore waren kassermattiert.

In dieser Befestigungsweise hatte Freiburg die zwei sehr harten Belagerungen 1713 und 1744 auszuhalten, deren erste ihren Hauptangriff gegen die Westseite, die zweite gegen die Südseite richtete.

Die Handzeichnung Plan 25 zeigt sehr ausführlich, wie die Festung tatsächlich nach 1713 bestanden hat.

Der Angriff auf Stadt und Schloß wurde am 29. September 1713 mit 150 000 Mann durch Marschall Villars gegen Harsch unternommen, während im Jahre 1744 die achte und letzte

Belagerung durch das französische Heer von 70000 Mann unter Marschall Coigny gegen den österreichischen Feldmarschall-Lieutenant Baron Damnitz stattfand und jedesmal mit zehnfacher Übermacht.

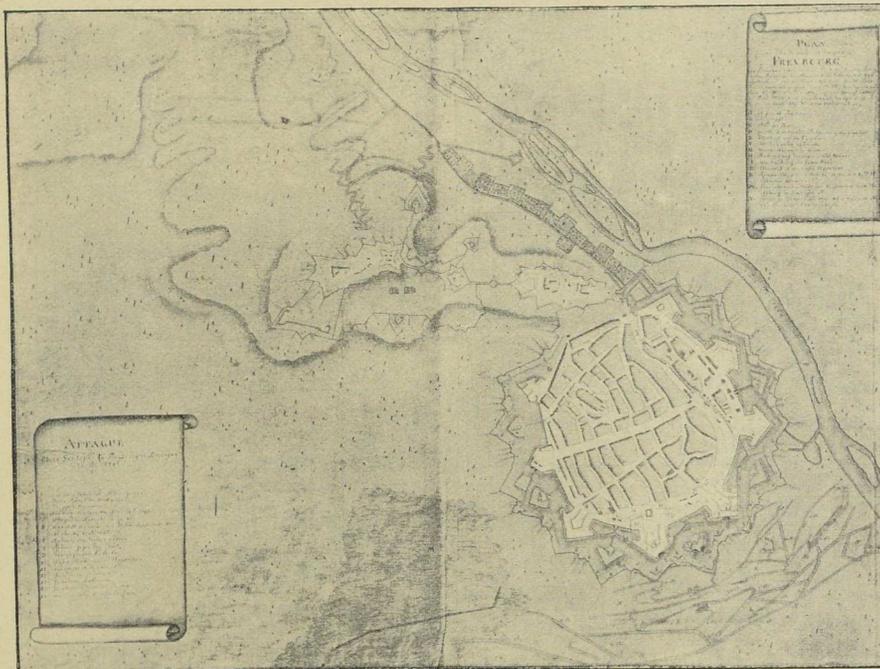
Da infolge des Friedens von Breslau und Dresden, sowie des Vertrages von Füssen die

durch Kapitulation vom 28. November 1744 übergebene Festung, welche Louis XV. dem Kurhause Bayern zustellen wollte, für Frankreich politisch wertlos geworden war, wurde sie 1745 wieder dem Hause Habsburg überlassen, jedoch nicht, ohne daß zuvor von den Franzosen die einst von ihnen erbauten Festungswerke gründlich zerstört worden wären, weshalb diese sorgfältige Befestigung einer Grenzstadt auf feindlichem Gebiete auch „La dernière folie de Louis XIV.“ genannt wurde, weil Ludwig XIV. die Absicht hatte, Freiburg als einen Vorplatz oder posten für Frankreich zu behaupten, aber wie vorauszusehen war, wieder an Österreich zurückgeben mußte, denn am 22. April 1745 schloß Bayern mit Österreich den Separatfrieden zu Füssen und in aller Eile suchten die Franzosen, die sich hier nicht mehr sicher wähnten, die Stadt zu räumen.



Aus der Entstehungszeit des französischen Festungsbaues stammt Plan 27, jedenfalls vor 1699, weil die Bastionen mit de St. Pierre, du Roy, de la Reine und Dauphin bezeichnet sind, welche Bezeichnungen sich später änderten, wie wir gesehen haben, wie auch die Namen der Forts auf dem Schloßberg. Hier auf diesem Plan ist auch

der Anschluß der Stadtmur an das Unterschloß ersichtlich, welcher von der Burgbastion als eine hohe dicke Stadtmauer in gerader Linie bis an den Pulverturm bei der kalten Herzberg (hinter Brauns Fuhrpark im Hof gegen die heutige Burgstraße) zum Fuß des unteren Schloßberges ging.



Plan 28. Inondation während der Belagerung vom 20. September 1713.

Aus dem Kriegsarchiv in Wien (bezw. aus der Verlassenschaft des Prinzen Sildburghausen).

In schrift (rechts oben): Plan der Stadt und Attacke Freiburg, welche den 20. September 1713 von dem königlichen französischen Marschall de Villars mit 140 Bataillons und 120 Eskadrons investirt, den 20. dito (Sept.) die Approchen geöffnet, den 6. Oktober beschossen und den 1. November von dem kaiserlichen und königlichen Cathol. Feld-Marschall-Lieutenant Sarsch die Retraite in das Schloß genommen worden ist. A = St. Josephs-Bastion, B = St. Leopold-Bastion C = Predigertor, D = Lunette, während der Belagerung aufgemacht, E = Abschnitt auf die Cavaliers, F = Abschnitt unten an dieselbe, G = General-Abschnitt dahinter, H = Batterie auf der alten Stadtmauer, J = Abschnitt auf dem halben Mond (demi lune oder Ravelin), K = Abschnitt in der Contre-Approche, L = Rideau oder kleine Anhöhe, so bis den 12. Oktober behauptet worden, M = Inondation eines Teils der Approchen durch den Anlauf der Schleusen M, N = Feindliche Batterien und Approchen bis den 14. Oktober und Sturm der Contrescarpe. — Links unten: Attaque von Freiburg im Breisgau, den 20. September 1713 (Spanischer Erbfolgekrieg). 1. Das obere Schloß, St. Peter genannt, 2. Dessen Redoute, der Stock genannt, 3. Das große Hornwerk, 4. Das Salzbüchlein oder Fort de l'Aigle, 5. Attackierte Redoute im Loch, 6. Österreichische Posten in der feindlichen Approche vom 13. Oktober bis 20. November, 7. Redoute vom untern Schloß, 8. Redoute gegen die Stadt, 9. Das sogenannte Zufußsen, 10. Unsere sämtlichen Contre-Approchen, 11. Das kleine Holzschänglein, 12. Feindliche Approchen (Laufgräben), 13. Feindliche Batterien, 14. Feindliche Kessel der Bomben, 15. Unsere alte verlassene Linie.

Photographische Aufnahme von Sophsphotograph C. Ruf in Freiburg i. B.



Terrain außerhalb der Festung zu gedenken, z. B.

Der Inondation, welche den Zweck hatte, die feindlichen Laufgräben und Schanzarbeiten unter Wasser zu setzen und dadurch zu vernichten oder doch unbrauchbar zu machen.

Die Inondation während der Belagerung im Jahre 1713, welche in Plan 28 links unten

Es erübrigt nur noch der Maßnahmen der Belagerten und des Feindes beim Angriff im

sichtbar ist, wurde am 20. September eingeleitet und begann vor der Karls-Bastion, wo der Ausfluß aus dem Graben stattfand, der die Stadt umgab und dehnte sich bis in die Höhe der Josephs-

Bastion (bei Colombis Schloßchen) aus. Eine kleine Abflußschleufe war beim Dreifacher-tor. Ein Inondationskanal war aus der Stadt hinter dem rechten Orillon der Kaiserin-Bastion (beim Allergarten in der Kempartstraße bei der jetzigen Universitätsbibliothek) über

dem Graben und unter dem Glacis hinausgeführt, welcher mit anderen gemauerten Wasserkanälen in einen Teich floß und von da in die Inondation sich ergoß.

Vor der Westfront der Stadt (ungefähr auf der Linie der heutigen Wilhelm- und Bahnhofstraße) zog sich eine schwache Bodenwelle hin, welche als Abschluß der Überschwemmung diente, um das Vorgelände und damit die feindlichen Laufgräben unter Wasser zu setzen, d. h. das Wasser auf ein gewisses Gebiet einzudämmen, um dadurch einen weiteren Graben vor dem Glacis zu ersetzen.

Plan 29 über die Belagerung von 1744 zeigt klar die schwache Bodenwelle, das sogenannte



„Rideau“, welches sich als äußerste Linien um das Glacis vor der Westfront der Stadt bis zum Christoffelstor hinzog. Der Plan zeigt auch die feindliche Ableitung der Dreisam von der Karthaus

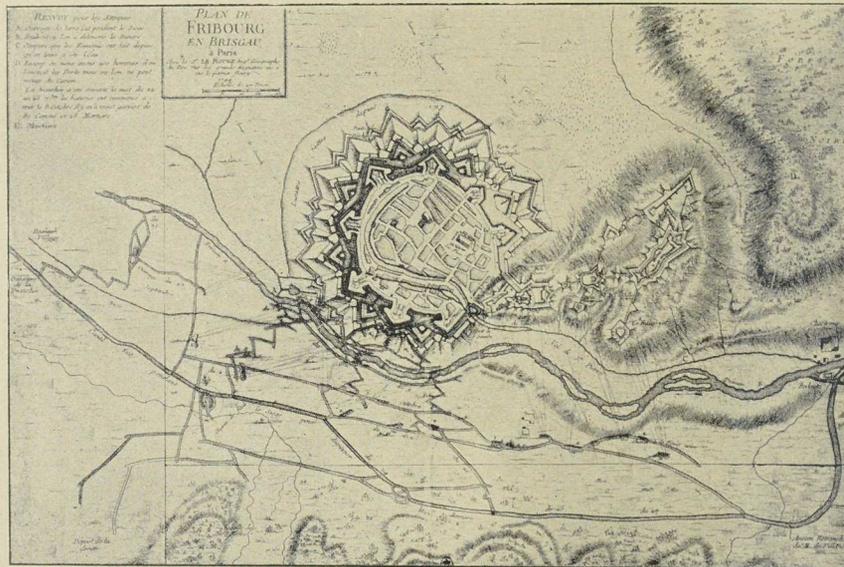
als Kanal bis zur Eröffnung der Laufgräben bei Haslach, welche während der Belagerung durch Coigny gemacht wurde. Der Angriff Coignys gegen Baron Damitz erfolgte am 6. Oktober 1744 auf die Kaiserbastion an der Südseite und zugleich auf das obere Schloß, dann auf der Südseite der drei

Schlösser, welche am 5. November d. J. für immer mit der Gesamtfestung ihre fortifikatorische Bedeutung verloren.

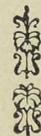
Plan 30 stellt die Belagerung vom Jahre 1744 dar, worin die Anlage der sechs Lunetten, die zur Verstärkung im Jahre 1741 aufgeführt wurden, auf dem Glacis der Stadtumwallung deutlich hervortritt, wie auch der feindliche Ableitungskanal und die Rückzugsverschanzungen bei X.

Damit sind alle Bestandteile der Festung Freiburg, welche damals wegen ihrer

natürlichen Lage und ihrer fortifikatorischen Bauten zu den stärksten Deutschlands gehörte, vorgeführt. Im Zusammenhang mit den besprochenen Belagerungen erscheint als



Plan 29. Belagerung vom Jahre 1744 und Rideau an der Südseite.  
Aus der Bibliothèque nationale in Paris. Gezeichnet von Sr. le Roye, Ingenieur-Geograph.



Plan 30. Belagerung von 1744 mit Ableitungskanal der Dreisam.  
Aus dem General-Landes-Archiv in Karlsruhe.  
Photographische Aufnahme von Hofphotograph C. Ruf in Freiburg i. B.



Schlußbild (Plan 31) ein schöner Stich, der „Die Belagerung von Freiburg und der Schlösser, übergeben den 25. September 1744“ als Unterschrift trägt. Derselbe stellt das Zerstückungswerk dar unter persönlicher Leitung Ludwig XV., welcher im Vordergrund rechts sichtbar ist.

Das Original ist ein Ölgemälde im Schlosse zu Versailles mit lebensgroßen Figuren.

Mit König Ludwig XV. leitete Baron Damitz die Präliminarien zu der am 25. September 1744 erfolgten Übergabe der Festung Freiburg ein, da Stadt und Schloß nicht mehr widerstandsfähig waren.

Gleichnach der Übergabe wurde die Festung bis 29. April 1745

von den Franzosen eiligst in Trümmer gesprengt und größtenteils dem Erdboden gleich gemacht.



### Schlußbetrachtung.

Wenden wir unsere Blicke von der über 160jährigen Vergangenheit auf die Gegenwart, so werden



wir dankbaren Herzens ob der Wandlung der Zeiten die Friedensarbeit überblicken, welche der Staat und das Gemeinwesen unter der segensreichen Regierung der Nachkommen des Gründers

der Stadt und Erbauers der Burg auf dem Schloßberg — jenes Berthold II. von Zähringen — im verfloßenen Jahrhundert bis heute dem gesegneten Breisgau vollbringen konnte.

Wenn man bedenkt, daß es dem Erbfeind gelungen ist, in Deutschlands südwestlicher Ecke gleichsam wie zum Hohn auf den Namen der Stadt als „Freie Burg“ eine Zwingburg zu erbauen, wird man die Grundsätze der Sprossen des fast 1000jährigen Geschlechts der



Plan 31. Übergabe Freiburgs am 25. September 1744.  
Aus der Bibliothèque nationale in Paris.



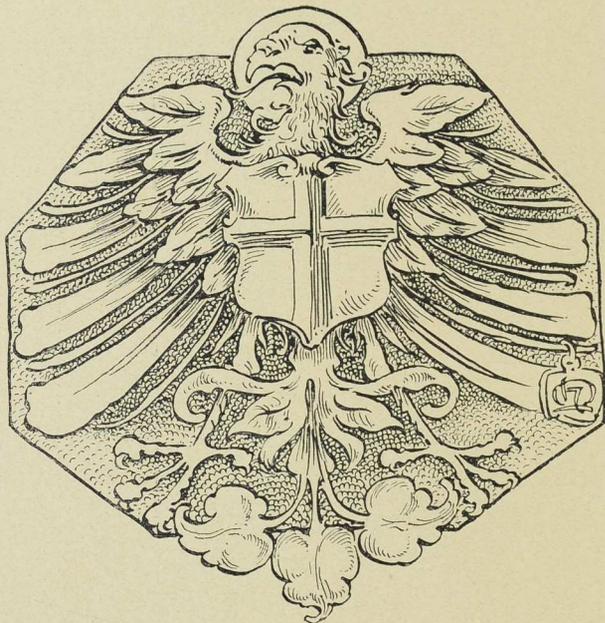
Zähringer voll und ganz zu würdigen wissen:

Wir meinen die Grundidee der langgestrehten Reichseinheit, die der jetzige Großherzog Friedrich von Baden, Herzog von Zähringen, in den mehr als 50 Jahren seiner segensreichen Regierung zum Wohle seiner engeren Heimat verwirklichen half in der richtigen Erkenntnis der Machtstellung, zu der nur das

geeinte Reich berufen ward, der einflußreichen Weltmachtstellung, welche heute jeden Deutschen mit Stolz und Genugtuung über diese Errungenschaft erfüllt, die vorausahnend schon

ein Ernst Moritz Arndt in seinem begeisterten Freiheitsliede verherrlichte:

„Was ist des Deutschen Vaterland?  
Das ganze Deutschland soll es sein!“



## Quellen-Verzeichnis.

In den Archivalien der Stadt gibt uns eine handschriftliche Abhandlung von Jean George Fischer, Ingenieurleutnant, betitelt: „Memoiren über den Ort Freiburg“, präsentiert am 28. August 1713 Seiner Hoheit dem Prinzen Eugen von Savoyen in Mühlberg drei Wochen vor der Belagerung, durch Handzeichnungen Aufschluß über die einzelnen Bauteile der ganzen Anlage, ferner der Aufsatz mit Handzeichnungen von Ingenieurleutnant Anton Baron von Schernding vom Jahre 1739, betitelt: „Ohnmaßgebliche Gedanken über das Unterschloß zu Freiburg i. B.“ (zwischen 1713–1744).

Über den Zustand der Festung im Jahre 1741 erfahren wir Näheres aus dem Militärmanuskript von Jos. Anton Schmiderer, Platzobristmeister in Freiburg (datiert vom 19. März 1741), dessen Beschreibung von der Situation und Struktur der Stadt und Festung Freiburg, aller deren Werken, ihrer Stärke und Schwäche und wie „selbige vorteilhaft defendirt werden könnte“.

Über Einzelheiten des Bestandes der Stadt und Festungswerke finden sich in den Archivalien der Stadt Freiburg und des General-Landes-Archivs in Karlsruhe sehr wertvolle Anhaltspunkte. Sonst hat Bader in seiner badischen Landesgeschichte vom Jahre 1834 geschrieben:

„Ueber den Zustand der badischen Lande am Eingang des sechszehnten Jahrhunderts“ (speziell im dritten Kapitel): Von der Zeit des pfälzischen, spanischen und österreichischen Erbfolgekrieges. Die Schlacht bei Freiburg am 3. und 5. August 1644 ist von Major J. Zeilmann im bayerischen Generalstabe in seiner „Kriegsgeschichte von Bayern“, Band 2, Abt. 2, Seite 661 f. eingehend geschildert, und Generalleutnant z. D. Ph. von Fischer-Treuenfeld hat ihr eine Schrift gewidmet: „Die Rückeroberung Freiburgs 1644.“ Schreiber gab in „Freiburg mit seiner Umgebung“ vom Jahre 1838 einen Überblick der Geschichte, besonders in Kapitel 6. „Freiburg unter der Krone Frankreichs: Festungsbau und Belagerung vom Jahre 1713.“

In gedrängter Kürze behandelt ein Tagebuch die Belagerung von Freiburg, niedergeschrieben von einem Augenzeugen im Jahre 1744 nebst der Belagerung vom Jahre 1713 (erschienen mit einem Plan im Jahre 1851, Wagnersche Buchhandlung). Einzelnes ist durch Tschudi, Schreiber (in seiner kleinen Schrift über den Schloßberg) und Hansjakob in St. Martin zu Freiburg berichtet und zu lesen: Seite 99, Abs. 5 (Belagerung 1677). „Ueber das Franzosenschänzlin“ und die Verschanzungen am Roskopf, welche einen Teil der ehemaligen Landesverteidigung oder

„Landwehr“ bildeten, jener großen Verteidigungslinie vom Rohrhardtsberg bei Freiburg bis herab nach Klein-Laufenburg a. Rhein, welche Schwaben im Frühjahr 1677 gegen einen drohenden französischen Einfall schützen sollte; darüber berichtet die Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins (Band 18, Seite 289).

Geschichtliches über das alte Freiburg finden wir auch in der Publikation des Breisgauvereins Schauinsland zu Freiburg Jahrlauf 1882, Band IX, über: Den Schloßberg bei Freiburg mit Skizzen von Fritz Geiges; ferner ebenda Jahrlauf 1884, Band XI: „Ueber das alte Freiburg, wie es war und wurde von seiner Gründung bis auf unsere Tage“; alsdann: Jahrlauf 1888, Band XV, über: „Aus dem ältesten Freiburg“ von Dr. Heyd. Des weiteren ein kleiner Aufsatz im Schauinsland-Vereins-Zeitung Jahrlauf 1900, Seite 5 und 23, mit einer Ansicht der Stadt Freiburg (aus dem Jahre 1677) der Festung und Vorstädten nach dem Gemälde von L. de Chastillon gestochen von Kupferstecher Leclerc, nebst einem Porträt des berühmten Festungsbaumeisters Sebastian Leprêtre de Vauban, I. französischer Marschall und Kriegs-Ingenieur, geb. 1663, gest. 1707. Dann ein Aufsatz von Fritz Geiges: Das Unterschloß mit Sternschanze (Fort St. Pierre) vom Jahre 1678 bis 1744 mit einer in der städtischen Altertümersammlung befindlichen Handzeichnung aus dem 18. Jahrhundert.

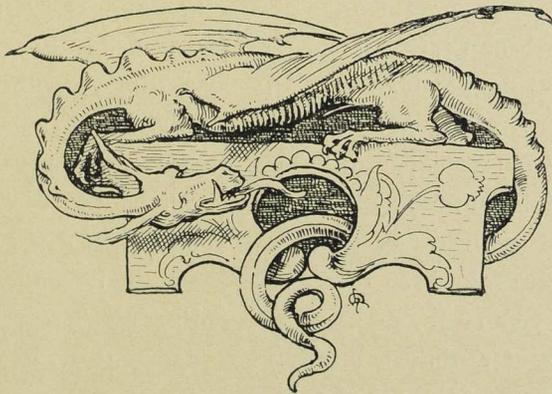
Über den Sturm auf Freiburg am 14. Oktober 1713, besonders den Kampf um die Lunette wurde im Freiburger

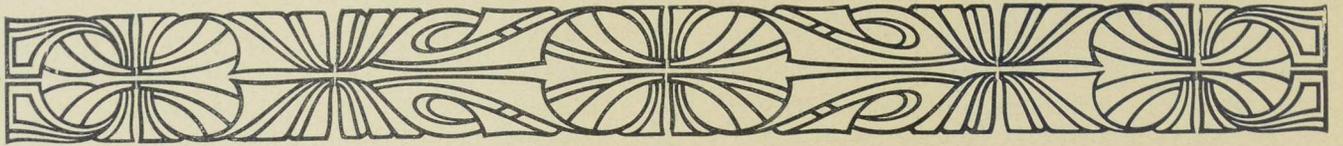
Tageblatt vom 14. Oktober 1894 eine geschichtliche Würdigung dieses Ereignisses durch Stadtarchivrat Prof. Dr. Albert in Freiburg in einem größeren Aufsatz mit der Planbeilage veröffentlicht, welche beiliegt.

Allgemein Geschichtliches über Freiburgs Befestigung finden wir unter anderem in gedrängter, packender Darstellung von † Stadtrat J. B. Fischer in dem Werke: „Freiburg, die Stadt und ihre Bauten“, herausgegeben im Jahre 1898 vom oberrheinischen Bezirksverein Freiburg im Breisgau des badischen Architekten- und Ingenieur-Vereins. Neuerdings hat Friedr. von der Wengen im Auftrage des historischen Vereins in dessen Publikationen das Diarium von Zarsch mit Kommentar versehen und veröffentlicht, in welchem er sich auch auf die vom Verfasser eingangs angeführten handschriftlichen Abhandlungen: „Recueil von J. G. Fischer“ und „Ohnmaßgebliche Gedanken“ bezieht.

Auch hat Friedr. von der Wengen mit Dr. Albert jetzt im Anschluß und als Ergänzung des Diariums von Zarsch in der Zeitschrift „Allemannia“ für Geschichte des Oberrheins Aufsätze veröffentlicht, speziell über die Belagerung von 1713 in geschichtlichen Schilderungen.

Über die Belagerung von Freiburg 1744 und Besetzung von Vorder-Osterreich durch die Franzosen ist im: „Oesterreichischen Erbfolge-Krieg 1740—1748“, Band V (vom k. k. Kriegs-Archiv herausgegeben in Wien 1901) ein Sonder-Abdruck erschienen mit einem Plan der Festung Freiburg und dem feindlichen Angriff.





## Zur Baugeschichte Oetlingens bei Lörrach.

Mit Aufnahme von Großh. Oberbauinspektor Forscher in Baden.

**E**R Ursprung Oetlingens (Oetlikheim, Oetlikhen, Oetlikon, Ettlingen, Ettlikheim, Öttinghova), auf einem Ausläufer des Schwarzwaldes gegen die Rheinebene, mit wunderbarer Aussicht in diese und auf die Vogesen etc., gelegen, kann bis zu den frühesten Zeiten zurückverfolgt werden. Es wohnte in Oetlingen stets eine Viehzucht, Weinbau und Landwirtschaft treibende Bevölkerung. Bei einer Einwohnerzahl von ca. 500 Seelen, die fast alle evangelisch sind, gehörte der Ort ursprünglich dem Kaiser, dann verschiedenen Bischöfen und Äbten, bis er im Jahre 1399 in den Besitz der Herrschaft Rötteln-Hochberg kam.

Der neue Herr Rudolf III. (1384—1428) baute um 1410 den Oetlingern eine neue Kirche, die heute noch, zusammen mit dem Pfarrhause, nur mit Ausnahme des Turmes, vom Domänenamt zu bauen und zu unterhalten ist. Früher geschah einmal einer Kapelle Oetlikon Erwähnung.

Als Rudolf III. seinen 26jährigen Sohn und drei Töchter durch eine Seuche verloren hatte, stiftete er unter anderem um das Jahr 1420 der Kirche in Oetlingen ein Legat von 10 fl.

Unter Markgraf Christof kam Oetlingen an Baden, und es herrschte dort große Freude, daß dieser durch Erbvertrag erfolgten Abtretung 25 Abgeordnete, unter denen sich auch ein Oetlikoner Jenni-Gütli befand, zustimmten.

1556 trat Pfarrer Gut auf Verlangen seiner Gemeinde mit allen Mitgliedern zum evangelischen Glauben über, außer diesem war nur noch ein Pfarrer Soder als katholischer Pfarrer genannt.

Oetlingen litt viel durch Hunger, Pest, Hagel-schlag, Wassermangel, Erdbeben, durch den

30jährigen Krieg und die französischen Raubkriege und bestand manchen Streit mit den Nachbargemeinden um Weidrecht u. dergl.

Der erste Vogt wird 1524 erwähnt, Friedrich Gütlin, 1582 Brombacher; diese zwei Namen folgen sich mit den Namen Oetlin und Rogger häufig bis in die neueste Zeit. — Die Beschreibung Oetlingens und besonders der Kirche findet sich im 5. Band der Kunstdenkmäler Badens von Oberbaudirektor Dr. Durm und ebenda auch die nebenstehende Aufnahme des Giebels des sogenannten Roggerhauses, des hübschesten, besterhaltenen Bauernhauses Oetlingens. Dasselbe war wohl einst im Besitze der Familie Lichtenfeld, eines bayerischen Adelsgeschlechtes, dessen Name in den Urkunden um 1600 aufgeführt ist, 1582 ist ein Fritz Lichtenfeld genannt.

Leider hat die fortschreitende Kultur an dem Gebäude manches geändert. — Die Giebelfassade ist in ihrem jetzigen Bestande durch die beigegebene Aufnahme vollständig erkenntlich. Die Längsfassade gegen Osten zeigte über der Türe am Sturz die Reste eines Wappens mit der Jahreszahl 1571 und eines Vogels. Der Sturz dient jetzt als Treppenzarge, und der Wappen geht nach und nach zugrunde, da auf dem früheren Sturz, wie sich die Eigentümerin ausdrückte, jetzt die Säulen geschliffen werden. Malerei auf weißem Grund, schwarz und rotgelb mit Jahreszahl 1513 und Rosette findet sich in deutlichen Spuren auf beiden Längsfassaden im zweiten Stock.

Der erste Stock ist geputzt und weiß getüncht und mit neuen Fenster- und Türgewänden versehen, das Riegelholz im zweiten Stock ist Eichenholz, die Säge sind weiß geputzt.

Der Schaden, den die Kirche im 30jährigen Kriege und später erlitt, muß groß gewesen sein,

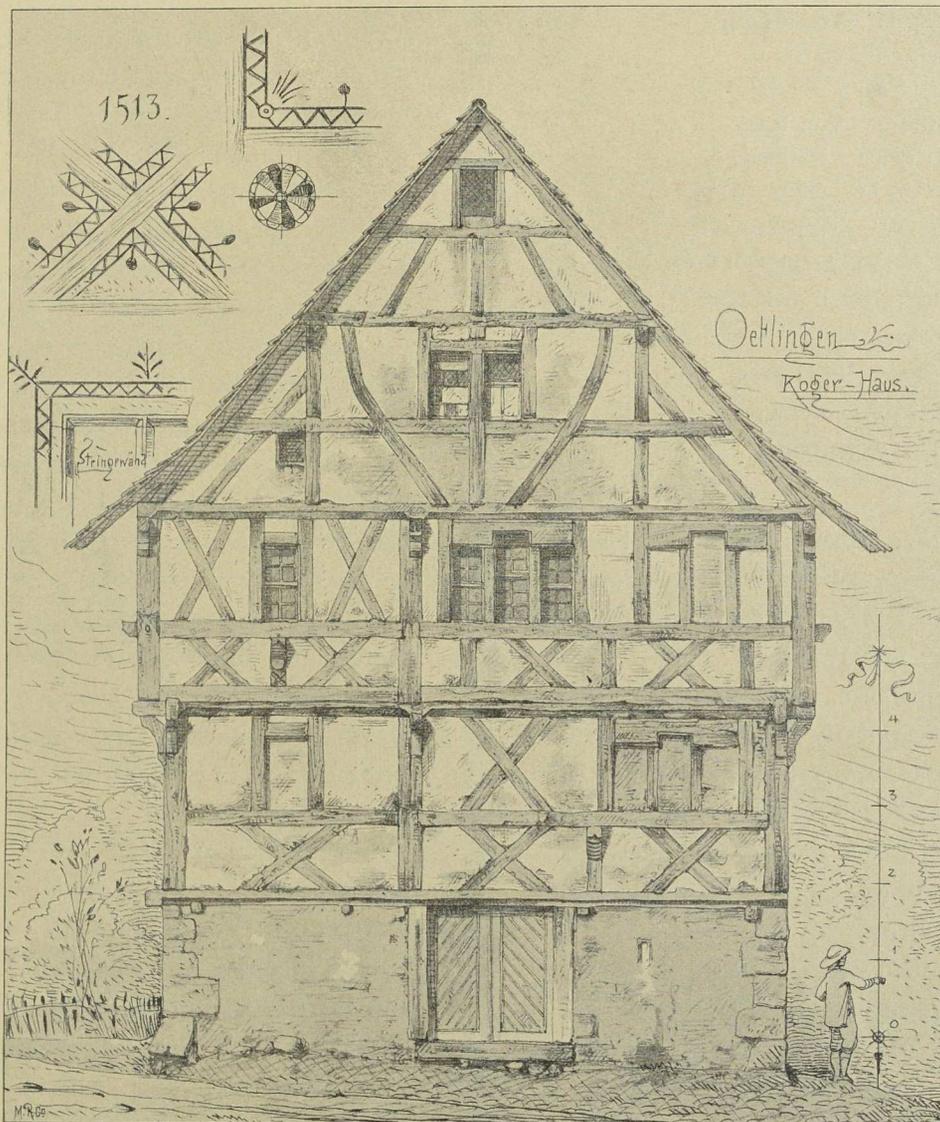
Treppen, Bänke und Fenster fehlten und 1722 mußte nochmals alles erneuert werden.

Jeder angehende Bürger hatte statt des Bürgergeldes einen Dielenbaum in die Kirche zu stiften und sind daraus wohl die Treppen zc. für den Turm gefertigt worden, da zum Innenbau



malige fürstliche Verwaltung in Lörrach, die schlechten Pfarrhausfenster betreffend, folgendes:

Hochfürstliche Verwaltung,  
hier sieht man die Veraltung  
Der schlechten Pfarrhausfenster,  
Sie stehen als Gespenster,



Das Rogethaus in Oetlingen.

(Aus „Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden“, Band V, S. 33.)

der Kirche die Herrschaft wie auch heute noch haupflichtig war.

Auch im Pfarrhause scheint nicht alles nach Wunsch des Bewohners gebaut worden zu sein, denn Pfarrer Ludwig, der als freundliche Erscheinung den Oetlingern in der Erinnerung geblieben, schrieb am 26. Mai 1756 an die da



In meinem besten Zimmer,  
Ich mag sie wahrlich nimmer,  
Es sind derselben drei.  
An allen ist kein Blei,  
Und keine gute Scheibe,  
sie müssen mir vom Leibe!  
Ich bin mit Weib und Kind  
vor Regen und vor Wind.

Im Winter vor Erkalten,  
 sehr übel aufbehalten,  
 Zudem so ist es endlich,  
 nicht zierlich, sondern schändlich,  
 Ein Pfarrhaus wahrzunehmen,  
 Des Fenster so beschämen,  
 und überall zerfetzt  
 und mit Papier zerblezet.  
 Mit Lumpen ausgefüllt,  
 Daß Jedermann drob schilt.  
 Drum bitte ich um Neue,  
 Worauf ich mich sehr freue!  
 Hochfürstliche Verwaltung,  
 Ich bleibe ohn Erkaltung,  
 for das begehrte Glück  
 Ihr „Diener“ Ludwig. —

Die gestrengen Herren in Lörrach, durch die Verse aufgebracht, sandten den Bericht an Karl Friedrich; dieser aber, mehr Verständnis für die Not des Pfarrers zeigend, schrieb darauf:

„Hierzu wird resolviret,  
 Die Fenster repariret.“

Karlsruhe, im Juli 1756.

L. S.

Im Turm der Kirche sind zwei hübsche Glocken vorhanden, nachdem die drei früheren im 30jährigen Krieg abhanden gekommen waren. Dieselben sind in Basel 1692 resp. 1698 gegossen von Heinrich Weitenauer. Auf der größeren ist Bacchus mit Trinkkrug mit Männern, die Becher und Früchte tragen, wiederholt dargestellt; das Ganze ist mit Weinlaub verziert. „Gott allein die Ehre“, „gestiftet von einer ganzen Ehrsamem Gemeinde zu Ettlingen“ lautet die Aufschrift und es folgen die Namen:

Sebastian Rogger, Vogt.

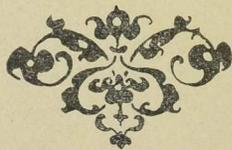
Johannes Bruder W. R.

W. Damal. J. M. Paulus Vogler (ist wohl Söckler gemeint) Pfarrer allhier 1692.

Es folgt das große und das kleine lateinische Alphabet, darunter Teufelsfratzen mit Ornamenten, und Matthäus, Markus, Lucas und Johannes als sitzende Figuren in Medaillons, von Lorbeerblättern umrahmt, finden sich auf dem Mantel. — Auch die kleine Glocke ist von Weitenauer gegossen, trägt ebenfalls Namen des Vogts Rogger und des Pfarrers Söckler, darunter die Evangelisten in gleicher Ausstattung und ein Fries mit Puttenköpfen mit Ornament, Engelsköpfe mit Flügeln und in der Mitte viermal ein Blatt an dem Mantel.

Wie hervorragend die Stelle Oetlingens unter den Weinbaureibenden Gemeinden war, geht daraus hervor, daß die Rebberge schon im 15. Jahrhundert angebaut und auch die noch jetzt bestehenden Rebwege vorhanden waren. Viele Herren haben Rebgrüter in Oetlingen besessen, so die Grafen von Schauenburg-Münzingen, Wolf-Reif von Rümplingen, das Stift Ottmarsheim, das Kloster Sizenkirch, die Herren von Roggenbach, das St. Peterstift in Basel, der Abt in St. Blasien und das Stift St. Fridolin in Säckingen. Noch heute ist der Oetlinger Wein gesucht, und beliebt ist Oetlingen als Sonntagsausflug für Basel und Umgebung; besonders im Herbst zur Zeit des Neuen kann man auf den verschiedenen Fuß- und Feldwegen von der Ebene aus die Gäfte zur Höhe streben sehen.

Aber auch Werktag abends findet der einsame Spaziergänger nach genußreicher Wanderung über Rötteln oder Tüllingen und Käferholz aufmerksame Wirte im Ochsen und im Weinberg und angenehme Unterhaltung mit dem würdigen Pfarrherren und den liebenswürdigen Bürgern Oetlingens.



# Satzungen

des

## Breisgauvereins Schauinsland Freiburg i. B.

(Nach den Beschlüssen der Hauptversammlungen vom 30. April und 6. Juni 1888 und vom 2. Juli 1906.)

### § 1.

Der Breisgauverein Schauinsland bezweckt, die Liebe für das Kunst- und Naturschöne, für Geschichte und Sagenwelt in weiten Kreisen zu wecken und zu fördern. Er sucht deshalb ohne jeden Standesunterschied und mit Ausschluß jedweder politischen und religiösen Parteilärbung allen jenen zum Vereinigungspunkt zu dienen, welche in diesem Sinne eines Strebens sind. Er weihet seine Tätigkeit insbesondere der engeren Heimat, dem Breisgau, und sucht sein Streben zu verwirklichen durch Herausgabe eines illustrierten in volkstümlicher Schreibweise gehaltenen Vereinsblattes, durch Pflege guter alter deutscher Sitte, durch Vorträge und Vorlesungen an Vereinsabenden und durch zweckdienliche Ausflüge.

Das Vereinsblatt erscheint in Bänden von 12 Bogen (Großquart), welche in je 2 Hefen zur Ausgabe gelangen. Wenn tunlich, erscheint in jedem Jahre ein Band.

### § 2.

Der Verein besteht aus ordentlichen und außerordentlichen sowie aus Ehrenmitgliedern.

### § 3.

Anmeldung kann durch jedes Mitglied geschehen und ist an den Schriftführer zu überweisen.

### § 4.

Durch Zustellung einer vom Vorsitzenden, Säckelmeister und Schriftführer unterzeichneten Aufnahmsurkunde nebst Satzungen wird der Angemeldete außerordentliches Mitglied des Vereins.

### § 5.

Sämtliche Mitglieder erhalten das Vereinsblatt und sind berechtigt, den allgemeinen Vereinsabenden, den Festlichkeiten und den Ausflügen des Vereins beizuwohnen.

Alljährlich wird allen Mitgliedern gelegentlich eines Vereinsabends über die Tätigkeit des Vereins unter Bekanntgabe des letzten Rechenschaftsberichts Vortrag erstattet, wobei allen Mitgliedern Gelegenheit gegeben ist, Wünsche zu äußern und Anregungen zu geben.

### § 6.

Der Beitrag für einen Band des Vereinsblattes beträgt 6 Mark. Er wird von den hiesigen Mitgliedern in zwei Hälften bei jeweiliger Ausgabe eines Heftes eingezogen; bei den auswärtigen wird der Beitrag für den ganzen Band bei Ausgabe des ersten Heftes durch Postnahme erhoben.

### § 7.

Austritt kann nur mit Schluß eines Bandes des Vereinsblattes auf schriftliche Anzeige an den Vorstand erfolgen. Annahme des ersten Heftes verpflichtet zum Bezug des ganzen Bandes.

### § 8.

Aus der Reihe der außerordentlichen Mitglieder kann jeder, der sich für die Zwecke des Vereins besonders wirkungsfähig und tätig erwiesen hat, in den Kreis der ordentlichen Mitglieder aufgenommen werden.

### § 9.

Wer sich um die Förderung der Vereinszwecke außerordentliche Verdienste erworben hat, kann zum Ehrenmitglied ernannt werden und erhält das Vereinsblatt unentgeltlich.

### § 10.

Zur Vereinsleitung ist der Vorstand berufen, bestehend aus:

1. dem I. Vorsitzenden,
2. dem II. Vorsitzenden,
3. dem Säckelmeister,
4. dem Verwalter,
5. dem Schriftführer.

Er wird von den ordentlichen Mitgliedern aus ihrer Mitte auf Jahresdauer gewählt.

### § 11.

Der Vorsitzende vertritt den Verein nach außen und führt bei allen Versammlungen und Zusammenkünften des Vereins den Vorsitz.

### § 12.

Der Säckelmeister hat die Vereinsgelder einzuziehen und darüber zu bescheinigen. Auszahlungen durch ihn bedürfen der Bestätigung des Vorsitzenden und desjenigen Vereinsbeamten, in dessen Amtsführung die Ausgabe erfolgt.

### § 13.

Der Verwalter ist für das ihm überwiesene Vereinseigentum verantwortlich und hat darüber ein Verzeichnis zu führen. Über Benützung der Vereinsbücherei werden besondere Bestimmungen erlassen, welche am Orte der Aufstellung und Benützung der Bücher durch Anschlag zu veröffentlichen sind. Zum Ausleihen von Büchern und anderen Vereinsgegenständen an Nichtmitglieder ist jeweils ein besonderer Vereinsbeschluß erforderlich.

§ 14.

Der Schriftführer hat sämtliche Vereinschreiben zu besorgen und den Verlauf der Monats- und Hauptversammlungen kurz zu verzeichnen.

§ 15.

Die Herausgabe des Vereinsblattes besorgt ein aus der Mitte der ordentlichen Mitglieder gewählter Schriftleiter.

§ 16.

Alle geschäftlichen Angelegenheiten des Vereins werden durch die ordentlichen Mitglieder erledigt.

Die Erledigung der laufenden Geschäfte erfolgt in regelmäßig allmonatlich stattfindenden Versammlungen (Monatsversammlungen) durch Mehrheitsbeschluß.

Zu wichtigen Beschlußfassungen ist eine Hauptversammlung einzuberufen; die Ladung zu dieser muß jedem ordentlichen Mitgliede mindestens drei Tage vorher unter Mitteilung der Tagesordnung zugestellt werden.

Als wichtige Beschlußfassungen sind insbesondere zu behandeln:

- a) Ernennung eines Ehrenmitgliedes,
- b) Aufnahme eines ordentlichen Mitgliedes,
- c) Wahl des Vorstandes,
- d) außergewöhnliche Auslagen, welche den Betrag von 150 Mark übersteigen,
- e) Ausschluß eines Mitgliedes und Enthebung von den Rechten eines ordentlichen Mitgliedes,
- f) Satzungsänderungen.

Der Vorsitzende kann auch zur Erledigung anderer ihm wichtig erscheinender Gegenstände eine Hauptversammlung einberufen und er muß es tun, wenn es mindestens drei ordentliche Mitglieder schriftlich unter Angabe der Gründe beantragen.

§ 17.

Die ordentlichen Mitglieder verpflichten sich, nach Kräften im Sinne des Vereins zu wirken und insbesondere für das Vereinsblatt nach bestem Können tätig zu sein. Jedes ordentliche Mitglied ist auch verpflichtet, den Vereinszusammenkünften anzuzuwohnen.

§ 18.

Ein ordentliches Mitglied, das seinen Verpflichtungen nicht genügt, kann seiner Rechte wieder enthoben werden.

§ 19.

Zur Beschlußfähigkeit einer Hauptversammlung ist die Anwesenheit der Hälfte der ordentlichen Mitglieder erforderlich. Bei Festsetzung der Beschlußfähigkeitszahl werden diejenigen ordentlichen Mitglieder, welche ein volles Jahr von allen Sitzungen ferngeblieben sind, jedoch nicht mitgezählt. Es entscheidet einfache Mehrheit der abgegebenen Stimmen, ausgenommen

- a) bei Aufnahme eines ordentlichen Mitgliedes, zu welcher eine Zweidrittelsmehrheit und
- b) bei Ausschließung eines Mitgliedes, bei Enthebung von den Rechten eines ordentlichen Mitgliedes und bei Satzungsänderungen, wozu eine Vierfünftelsmehrheit erforderlich ist.

Bei Wahlen, bei Ausschluß eines Mitgliedes und bei Enthebung eines ordentlichen Mitgliedes von seinen Rechten muß die Abstimmung geheim durch Stimmzettel erfolgen; in anderen Fällen findet nur dann geheime Abstimmung statt, wenn es von einem anwesenden Mitgliede beantragt wird.

Wenn, die Fälle a und b ausgenommen, sich Stimmengleichheit ergibt, entscheidet bei Wahlen das Los, sonst der Vorsitzende.

§ 20.

Wird eine Hauptversammlung dadurch vereitelt, daß nicht die Hälfte der Mitglieder erschienen ist, so wird zur Erledigung derselben Tagesordnung, unter wiederholter Mitteilung derselben, eine zweite Hauptversammlung anberaumt. In dieser werden die Verhandlungsgegenstände durch die Erschienenen unabhängig von ihrer Zahl, jedoch unter Beobachtung des nach § 19 erforderlichen Mehrheitsverhältnisses entschieden.

In der Ladung zur zweiten Hauptversammlung ist auf diese Bestimmung hinzuweisen.

§ 21.

Der Aufwand für die Herstellung des Vereinsblattes wird von der Monatsversammlung im Einverständnis mit dem Schriftleiter geregelt. Honorare, Reisekostenerschädigung und Vergütung sonstiger Auslagen unterliegen dem Beschlusse der ordentlichen Mitglieder.

§ 22.

Von jedem Band des Vereinsblattes sind fünf Stück als unveräußerlicher (eiserner) Bestand für das Archiv des Vereins aufzubewahren.

§ 23.

Die Eigenschaft als ordentliches Mitglied erlischt bei Wegzug desselben von Freiburg.

§ 24.

Da der Verein jede politische und religiöse Parteilichkeit ausschließt, so sind alle derartigen Gespräche, welche Streitigkeiten veranlassen könnten, auf der Vereinsstube untersagt.

§ 25.

Das jeweilige erste Heft eines Bandes des Vereinsblattes bringt den Rechenschaftsbericht des vorhergehenden Jahrtaus.

§ 26.

Der Verein darf nicht aufgelöst werden, so lange noch mindestens drei ordentliche Mitglieder die Zwecke desselben aufrecht erhalten.

Im Falle einer Auflösung wird das Vermögen des Vereins der Stadtgemeinde Freiburg zur Verwendung für die städtische Altertümersammlung übergeben.

Die seit Vereinsgründung erwachsene, einen Vermögensbestandteil des Vereins bildende Büchersammlung fällt nach Auflösung des Vereins ebenfalls an die Stadt Freiburg zur zweckgemäßen Verwendung für die städtische Büchersammlung.

So lange der Verein besteht, dürfen diese letzteren Bestimmungen nicht abgeändert werden.



## Vereinsbericht zum 33. Jahrlauf.

Der letzte Vereinsbericht, welcher dem 31. Jahrlauf beigegeben war, schloß mit dem 31. Dezember 1904 ab, der heutige umfaßt also einen Zeitraum von fast zwei Jahren.

Wie üblich berichten wir zuerst über die illustrierte Vereinszeitschrift „Schauinsland“. Der Verein betrachtet bekanntlich die Herausgabe einer eigenen selbständigen Vereinszeitschrift als seine Hauptaufgabe. Das regelmäßige Erscheinen derselben ist ganz abgesehen von der Ehrenpflicht für den Verein von großer Bedeutung, indem der Einzug der Mitgliederbeiträge an die Ausgabe der Vereinshefte gebunden ist. Erscheint in einem Jahre ausnahmsweise nur ein Halbband, so wird auch nur ein halber Jahresbeitrag von den Mitgliedern erhoben.

In den Zeitabschnitt, über welchen wir berichten, fällt die Ausgabe des 32. Jahrlaufes (Halbband) und des 33. Jahrlaufes (zwei Hefte). Leider ist der Verein nicht in der glücklichen Lage, seinen literarischen Mitarbeitern so reichliche Schriftstellerhonorare zu gewähren wie andere, die sorglos aus dem Vollen schöpfen können. Der Verein muß daher den Schriftstellern doppelt dankbar sein, wenn sie trotzdem der Zeitschrift „Schauinsland“ Beiträge zukommen lassen. Nicht minder gebührt aber auch den künstlerischen Mitarbeitern sowie der Schriftleitung der Dank des Vereines.

In dem abgelaufenen Zeitraume war der Verein auch wieder in der Lage, belehrende und unterhaltende Vereinsabende abzuhalten und Ausflüge zu unternehmen, die in Nachstehendem aufgezählt werden.

Vereinsabend am 9. Januar 1905 auf St. Loretto. Statt eines Vortrages kam ein geschichtliches Festspiel, verfaßt von Prof. Lamey, zur Aufführung.

Vereinsabend am 8. Februar 1905. Vortrag des Herrn Dr. W. Bihler: „Zur Geschichte des Schloßberges in Freiburg i. B.“

- Vereinsabend am 28. Februar 1905. Vortrag des Herrn Kunstmaler und Kunsthändler S o n d e r m a n n n: „Die Entwicklung des Kunstdruckes vom 14. Jahrhundert bis zur Jetztzeit.“
- Vereinsabend am 22. März 1905. Vortrag des Herrn Landgerichtsrat Birkenmayer: „Rechtsgeschichtliches aus dem Zauenstein. II. Teil.“
- Vereinsabend am 13. April 1905. Vortrag des Herrn Prof. Dr. Stork: „Sant Jürg am Oberrhein.“
- Vereinsausflug am 3. und 4. Juni 1905 nach dem Hohentwiel und nach Stein am Rhein.
- Vereinsausflug am 16. Juli 1905 auf den Schauinsland.
- Vereinsabend am 27. September 1905. Vortrag mit Lichtbildern des Herrn Prof. Dr. Baumgarten: „Der Meister vom Hausbuch und sein Hauptwerk der Kalvarienberg in der städtischen Gemäldesammlung.“
- Vereinsausflug am 8. Oktober 1905 nach Altbreisach. „Besichtigung des Münsters und seiner Schätze“ unter Führung des Herrn Stadtpfarrer Prof. Dr. Trenkle.
- Vereinsbesuch am 5. November 1905 der in Freiburg veranstalteten Ausstellung von neueren Leistungen auf dem Gebiete der Buchdruck- und Illustrationstechnik.
- Vereinsabend am 10. Januar 1906. Erstattung des Jahresberichtes und darauf folgende gemütliche Unterhaltung. (Dreikönigsfuchen.)
- Vereinsabend am 21. Februar 1906 im Kaufhausaal. Vortrag des Herrn Münster-Architekten Kempf: „Die Bildhauerfamilie Glänz und ihre Beziehungen zum Freiburger Münster zu Anfang des 19. Jahrhunderts.“
- Vereinsabend am 2. März 1906 im Kaufhausaal. Vortrag des Herrn Prof. Dr. Guthelm: „Überreste des germanischen Götterglaubens.“
- Vereinsausflug am 4. März 1906 nach Ebringen zum sogenannten Scheibenschlagen.
- Vereinsabend am 6. April 1906 im Kaufhausaal. Vortrag des Herrn Dr. O. Bihler: „Großherzogin Stephanie“ mit besonderer Berücksichtigung ihres Wirkens in Umkirch.
- Vereinsabend am 14. Mai 1906 im Kaufhausaal. Vortrag des Herrn Architekten Erb: „Die Grafschaft Zorbürg mit Reichenweier und Reichsvogtei Kayfersberg“ mit Lichtbildern des Herrn Hofphotographen C. Ruf.
- Vereinsausflug am 24. Mai 1906 ins Elsaß nach Kayfersberg und Reichenweier.
- Vereinsausflug am 22. Juli 1906 nach St. Peter zur Besichtigung der Kirche und des Seminar-Innern (Bibliotheksaal, Heiligkreuzkapelle etc.).
- Vereinsausflug am 30. September 1906 auf den Schauinsland.
- Vereinsabend am 10. November 1906 im Kaufhausaal. Vortrag des Herrn Gymnasialdirektor Dr. Luckenbach aus Donaueschingen: „Neudeutschland und die Marienburg.“

Nicht nur den Herrn Vortragenden, welche den Mitgliedern anregende Belehrung boten, spricht der Verein auch an dieser Stelle seinen Dank aus, er ist auch jenen Mitgliedern und Freunden des Vereines zu großem Danke verpflichtet, die ihre Talente auf musikalischem und humoristischem Gebiete zur Verfügung stellten, so daß es dem Kneipvogte möglich war, die den Vorträgen folgenden gemütlichen Stunden so genussreich zu gestalten.

Seit Jahren wurden die Vorträge und Vereinsabende auf der Vereinsstube, jenem im Jahre 1879 anlässlich des 6. Wiegenfestes des Vereines im Schmucke der Frühzeit des 16. Jahrhunderts für Vereins-

zwecke erstellten Raume abgehalten. Das trauliche Heim im städtischen Kaufhause erwies sich jedoch mit den Jahren als zu klein und konnte nicht immer alle jene Mitglieder aufnehmen, die an den Vereinsabenden teilnehmen wollten. Schon lange wurde im Schoße des Vorstandes die dringende Frage nach einem größeren Raume für die Vorträge beraten, allein man kam nur langsam zum Entschlusse, weil viele der Mitglieder



ihre gemütliche Stube nicht verlassen wissen wollten. Jedoch der Not gehorchend hat der Verein im Frühjahr 1906 den Schritt gewagt und hält seit dieser Zeit die Vereinsabende in dem im gleichen Hause befindlichen Kaufhaussaale ab. Der erste Vereinsabend im Kaufhaussaale war am 21. Februar 1906, an dem fast doppelt so viele Mitglieder wie sonst teilnahmen, und bei dem sich trotz der geringeren Behaglichkeit des Raumes im unterhaltenden Teile des Abends eine gute Stimmung einstellte. Ob die Neuerung für alle

Zukunft wird beibehalten werden, hängt davon ab, ob die Teilnahme der Mitglieder an den Vereinsabenden wie bisher so reger bleibt, und wie die erheblich größeren Kosten gedeckt werden können.

Auch in den Jahren 1905 und 1906 hatte sich der Verein wieder namhafter Zuwendungen zu erfreuen und zwar ist ihm vom Großh. Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts jährlich der Betrag von 1000 Mark und von der Stadtverwaltung Freiburg ein solcher von 300 Mark im Jahre zugewiesen worden. Ferner erhielt der Verein von Herrn Rechtsanwalt F. Stebel ein Geschenk von 150 Mark als Grundstock einer Sonderkasse für die Bestreitung der Ausschmückung einer größeren Vereinsstube. Für diese die Vereinszwecke so sehr fördernden Zuwendungen sei auch an dieser Stelle der gebührende Dank ausgesprochen.

Den Bericht über die Veränderungen im Kreise der Ehrenmitglieder, der Vorstandschafft und Mitarbeiter muß die Vereinsleitung damit beginnen, daß sie das Hinscheiden einiger Männer verzeichnet, die in der verschiedensten Weise sich um unseren Verein verdient gemacht haben. Aus der Reihe der Ehrenmitglieder wurde uns Herr Geh. Rat von Weech, Direktor des Großh. Bad. General-Landesarchives in Karlsruhe, durch den Tod entrißen. Er wurde im Jahre 1898 beim 25jährigen Wiegenfeste des Vereines zum Ehrenmitgliede ernannt und die Anwesenheit seiner Person bei diesem Feste war das äußere Zeichen der Zuneigung und Anerkennung, die er für unsere Bestrebungen hegte. Während 25 Jahren waren die Mitarbeiter und die Schriftleitung unserer Vereinszeitschrift gar oft auf die Beihilfe des General-Landesarchives angewiesen, und jedesmal wurde ihnen dieselbe bereitwillig gewährt. In allen beteiligten Kreisen ist man daher diesem Staatsinstitute zu großem Danke verpflichtet und in der Person des genialen Schöpfers und Leiters in Herrn Geh. Rat von Weech liefen alle die zahlreichen Ehrungen und Anerkennungen zusammen. —

Nicht weniger als viermal hatte dann unser Verein in den Jahren 1905 und 1906 die traurige Pflicht, sich um die umflorte Vereinsstandarte zu scharen, um seine Vorstandsmitglieder und Mitarbeiter, die Mitglieder Maler Franz Lederle, Altweisenrichter Ludwig Bihler, Dompfarrer Geistl. Rat Ferdinand Schöber und Glasmaler Albert Merzweiler zu Grabe zu geleiten. Der Verein erfüllt eine Dankspflicht, indem er das Andenken dieser Männer dadurch ehrt, daß er sie im Bilde festhält und ihre Verdienste um den Verein kurz verzeichnet.

Franz Lederle († 25. Mai 1905) trat bald nach Gründung unseres Vereines bei und gehörte 32 Jahre dem Kreise der Vorstandschafft an. Jahrelang wirkte er als Zeichner im Vereine, und wer kennt sie nicht die sauber mit der Feder ausgeführten Landschaftszeichnungen und Architekturbilder, die er für unsere Vereinszeitschrift „Schauinsland“ fertigte. Besonders zahlreich sind in den früheren Jahrgängen seine Zeichnungen, die nicht durch flotte Mache bestehen, sondern den Gegenstand in voller Naturwahrheit wiedergeben. Wer je in späterer Zeit die Zeitschrift „Schauinsland“ zur Hand nimmt, wird des eifrigen Mitarbeiters Lederle gedenken müssen, und bei denen, die ihn persönlich kannten, wird dies auch immer angenehme Erinnerungen an seine wohlwollende und liebenswürdige Persönlichkeit auslösen. Nicht unerwähnt mag bleiben, daß sich Lederle auch dadurch Verdienste um den Verein erwarb, daß er in den ersten Vereinsjahren oft mit Geschick als Vorleser bei Vereinsabenden tätig war.

Ludwig Bihler († 11. Juli 1905) war einer der Gründer des Vereines und so eigentlich der richtige Mann für denselben. Von Hause aus hatte er ein ungewöhnliches Verständnis und seltene Begabung für Literatur, Poesie und Musik, so daß dieser Mann aus dem Volke, der überdies über einen köstlichen Humor und gesunden Mutterwitz verfügte, ganz dazu berufen war, im Vereinsleben eine hervorragende Stelle einzunehmen, zumal im Breisgauverein Schauinsland, der sich „Volkstümlichkeit“ mit auf sein Banner geschrieben hat. Begeistert von der Liebe für heimatische Geschichte, half er den Verein gründen, dem er bis zu seinem Tode treu anhing, und zahlreich sind die Verdienste, die er sich um ihn erwarb. Die Chronik des Vereines verzeichnet unsern unvergeßlichen Bihler zunächst als Verfasser von Festspielen und Liedern und sei hier nur kurz an seine Dichtung: das Festspiel „Der goldene Marti“ und seine Lieder im Vereins-Liederbuche erinnert. Auch als darstellender Künstler kennen die Mitglieder unsern Bihler; mehr wie

einmal hat er bei Festspielen als Mime mitgewirkt und oftmals hat er die würdige Gestalt des Vater Schauinsland verkörpert und uns mit seinen Worten diese Idealfigur nahegebracht. Seine Hauptverdienste jedoch errang er zweifellos in der Eigenschaft als Kneipvogt. Welchem Mitgliede blieben nicht die Vereinsabende immer in lebhafter Erinnerung, wo er mit Würde, Humor und Geschmack die Stunden der gemütlichen Unterhaltung in angenehmster Abwechslung zu leiten wußte. —

Ferdinand Schober († 29. März 1906) trat gleich nach seiner Übersiedelung als Münsterpfarrer nach Freiburg unserem Vereine bei. Schon in Konstanz, wo er früher war, befaßte er sich mit heimatlicher Geschichte, und mit der Gründung einer Zeitschrift „Alt-Konstanz“ suchte er die Begeisterung für die Geschichte der Stadt und für sein altehrwürdiges Münster in weitere Kreise zu tragen. Er freute sich, in seinem neuen Wirkungskreise Freiburg im Schauinslandverein eine Vereinigung zu finden, welche ähnliche Ziele verfolgte, die er ehemals in Konstanz anstrebte. Kein Wunder, daß er für den Schauinslandverein eine besondere Zuneigung fühlte, und in hervorragender Weise seine Kraft in dessen Dienst stellte. Nicht nur als Mitarbeiter unserer Vereinszeitschrift, sondern auch durch die Abhaltung zahlreicher Vorträge bei Vereinsabenden erwarb sich Schober große Verdienste um den Verein, und der Verein empfindet den Heimgang dieses sachverständigen Kenners



Abbildung der in Form einer gemalten Wappenscheibe\*) ausgeführten Ehrenmitglieder-Urkunde mit der Inschrift:  
 „Seinem verdienstvollen Gaugrafen 30. Mai 1892—16. Dez. 1905  
 und Ehrenmitgliede Franz Stebel in Dankbarkeit gewidmet  
 der Breisgauverein Schauinsland.“

verständnis für die Erhaltung unserer heimatlichen Kunstdenkmäler. Was er in dieser Hinsicht als richtig erkannt hatte, das verfocht er auch mutig, und er war es, der sich seinerzeit weigerte, die alten Glasmalereien der nördlichen Münsterfenster von der Patina zu reinigen. Aber nicht allein diese Eigenschaften bildeten Merzweilers Vorzüge, er besaß daneben hervorragende gesellschaftliche Talente, Gemüt und Humor, die ihm im Vereine so viele Freunde erwarben. Ein bleibendes Denkmal setzte er und Helmlle sich mit dem

der Kunstgeschichte und dieses feinen Aesthetikers besonders schmerzlich. Aber auch als Berater war er in der Vorstanderschaft hochgeschätzt, und nicht selten waren die aufrichtig wohlmeinenden Worte dieser liebenswürdigen Persönlichkeit ausschlaggebend.

Albert Merzweiler († 12. Mai 1906) gehörte auch zu jenen Männern, die sich im Jahre 1873 zusammenfanden und den Schauinslandverein gründeten. Als Mitarbeiter in der alten Kunstwerkstätte für Glasmalerei von Helmlle hatte Merzweiler, der ursprünglich nicht Künstler von Beruf war, sein Auge an den Werken unserer Vorfahren gebildet und kam so zu dem richtigen Ver-

\*) Die Wappenscheibe ist im Stile des 16. Jahrhunderts von den Vereinsmitgliedern Albert Merzweiler und Karl Jennes ausgeführt. Die zwei Wappenhalter sind die Stadtpatrone St. Georg und St. Labertus. Das obere Wappenschild enthält das Wappen der Stadt Freiburg, in den unteren befindet sich das Siegel und das Münzzeichen der Stadt.

farbigen Fensterschmuck auf der Vereinsstube und noch in letzter Zeit führte er für den Verein die Ehrenmitgliederurkunde für den Gaugrafen Stebel in dem von ihm so gerne gepflegten Kunstzweige der Technik der sogenannten Schweizerscheiben aus. —

Von weiteren Veränderungen im Kreise der Vorstandschaft und Mitarbeiter ist der Wechsel in der Vereinsleitung zu verzeichnen. Der Gaugraf, Herr Anwalt Stebel, legte im Dezember 1905 sein Amt als Vorsitzender des Vereines nieder, das er ununterbrochen 13 Jahre mit großem Erfolge bekleidet hatte. Mit der Ernennung seiner Person zum Ehrenmitgliede des Vereines hat die Anerkennung seiner Verdienste einen äußeren Ausdruck gefunden. Die Ehrenmitgliederurkunde, welche wir heute in Abbildung dem Berichte beigeben, ist in Form einer Kabinettsscheibe ausgeführt. Leider müssen wir uns heute versagen, die großen Verdienste Stebels als Gaugraf aufzuzählen, denn wir wissen, daß er es unangenehm empfinden würde, das, was er aus reiner Liebe zur Sache getan, als persönliches Verdienst ausgelegt zu lesen. Nicht unerwähnt jedoch mag bleiben, daß er dem Vereine seine Zuneigung bewahrt, und daß sein Erscheinen bei den Vereinsveranstaltungen jeweils große Freude wachruft. Der Vorsitz des Vereines ging auf Herrn Karl Gageur, Großh. I. Staatsanwalt, über, der schon früher stellvertretender Vorsitzender des Vereines gewesen war. Die durch den Tod des Gaubruders Bihler freigewordenen Ämter des II. Vorsitzenden und des Kneipvogtes wurden mit dem Herrn Stadtrat Dr. Krebs und Herrn Felix Thoma neu besetzt. In den Kreis der ordentlichen Mitglieder, welche die Vorstandschaft bilden, wurden gewählt die außerordentlichen Mitglieder die Herren Kunst- und Glasmaler Ed. Stritt, Prof. Dr. Max Stork, Stadtrat Dr. Eug. Krebs und Glasermeister Felix Thoma, Badinhaber.

Wenn auch zum Teile neue Männer am Steuerruder des Vereines stehen, so braucht man doch nicht bange sein, der Kurs wird der alte bleiben und immer wird seine Geltung behalten der alte Vereinswahlspruch:

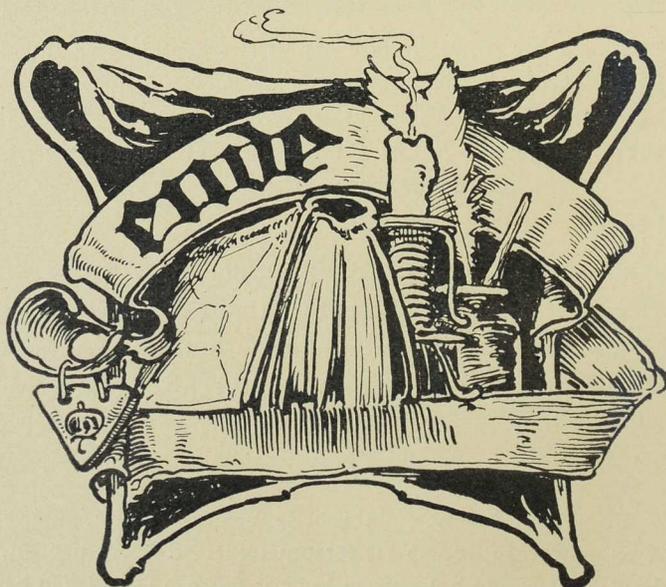
Mit Stift und Schrift,  
In Bild und Wort,  
So fort und fort  
Aus frischer Brust,

Zu eig'ner Lust,  
Zu des Volkes Lehr',  
Zu der Heimat Ehr'!

(Geres.)

Freiburg i. Br., den 20. November 1906.

Der Vorstand.



# Inhalts-Verzeichnis zum 33. Jahrlauf.



- Seite 8—34. Zur Baugeschichte der ehemaligen Benediktinerabtei St. Blasien. von A. Buiffon. Mit 38 Illustrationen, darunter 89 Autotypien zum Teil nach Aufnahmen der Hosphographen C. Ruf (Freiburg i. B.) und S. Kaiser (St. Blasien).
- „ 35—49. Die Ahnentafel der Markgräfin Ursula von Baden-Durlach und die Wappen auf dem Sarkophag in der Schloßkirche zu Pforzheim. Von G. K. Koller. Mit 2zierleisten und 2 Schlußvignetten von Kunstmalers W. Haller und 4 Autotypien.
- „ 50—56. Der Freiburger Bildhauer Franz Eaver Hauser und seine „Beweinung Christi“ in der städtischen Skulpturensammlung. Von J. Dieffenbacher. Mit einer Zeichnung von K. O. Fritz und 5 Autotypien.
- „ 57—76. Waldkircher Pröpste. I. (1531—1583.) Von Notar Münzer in Emmendingen. Mit 21 Abbildungen, darunter 4 Zeichnungen von K. O. Fritz, 3 Zeichnungen von Mich. Wächter, 1 Zeichnung von Zeichenlehrer Joho in Pforzheim, 3 Wappen von Heraldiker Fritz Held (Karlsruhe), mehrere Autotypien, darunter 4 nach Aufnahmen von Hosphograph C. Ruf (Freiburg i. B.)
- „ 77—103. Die ehemalige Festung Freiburg. Eine geschichtliche Baubeschreibung. Von Mathias Stammniz. Mit Titel- und Schlußvignette von S. M., 31 Plänen, zum Teil nach Aufnahmen von Hosphograph C. Ruf, und 2 Beilagen.
- „ 104—106. Zur Baugeschichte Oetlingens bei Lörrach. Mit Aufnahme von Großh. Oberbauinspektor Forscher in Baden.



Dem Jahrlauf liegen bei:

Als Festgabe:

Dem Prinzen Berthold von Baden ein ehrfurchtsvoll-herzlicher Willkommgruß aus dem Breisgau und Oberland. Von Rechtsanwalt Carl Mayer. Mit Titelbild und 3 Zierleisten von Kunstmalers W. Haller und der Jubiläumsmédaille von Prof. Rud. Mayer.

Zum Aufsatz Buiffon:

Ansicht von St. Blasien aus dem Jahre 1562.

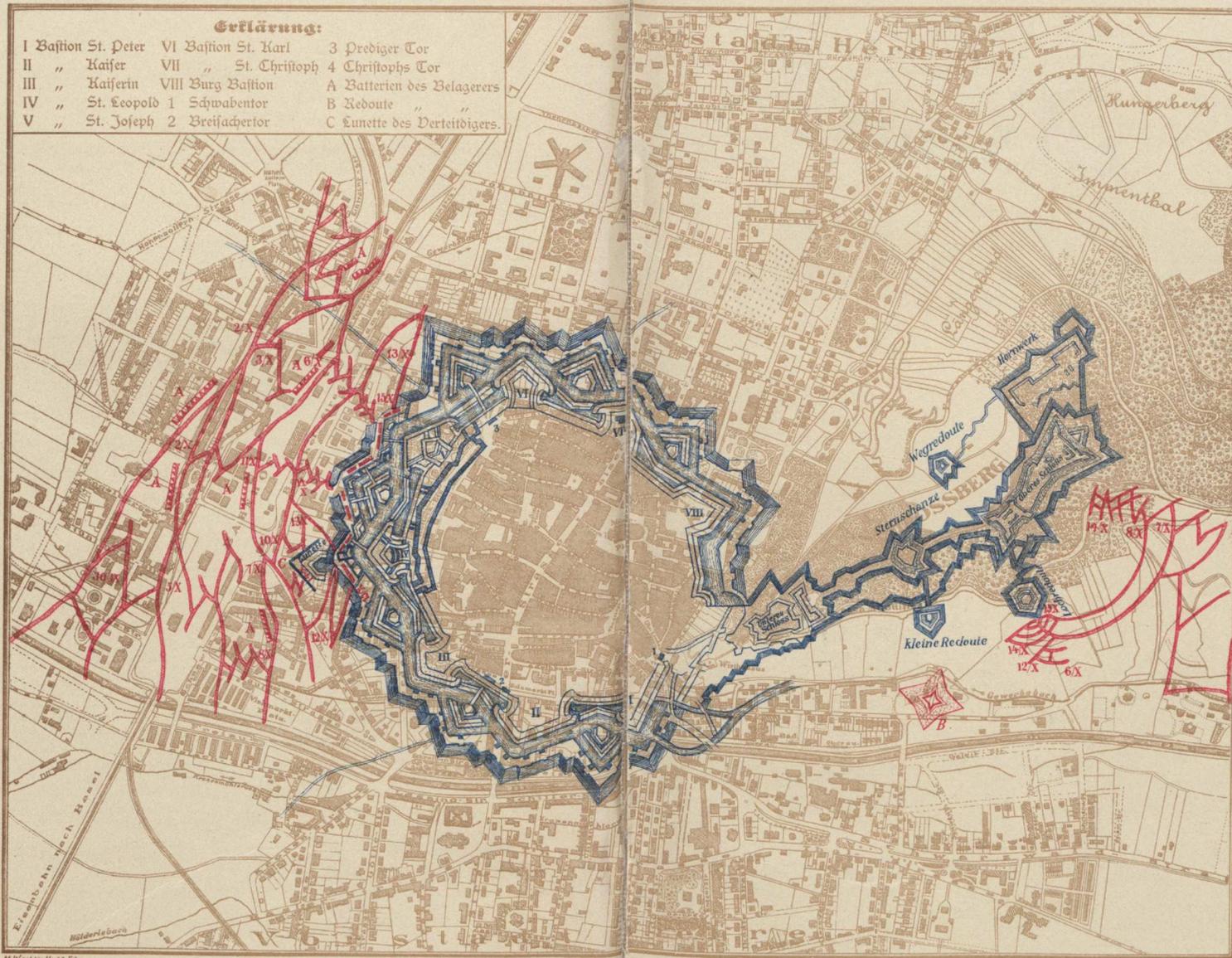
Zum Aufsatz Stammniz, Die ehemalige Festung Freiburg:

Plan der Stadt Freiburg im Breisgau 1685.

Plan der Stadt Freiburg vom Jahre 1906 mit Festung und Belagerung vom Jahre 1713.

Vereinsbericht.





M. Wachter Nachh. 1893.

Beilage zum 33. Jahrgang der Zeitschrift "Schauspiel".

Plan der Stadt Freiburg im Breisgau v. J. 1906  
mit Festung und Belagerung v. J. 1713.

Beilage 3. „Festung Freiburg“  
v. M. Stammig.

Plan der Stadt und Festung Freiburg im Breisgau 1685.  
(Nach dem Original im Stadtarchiv.)



Beilage zum 33. Jahrgang der Zeitschrift Schaumland.  
Zum Aufsatz Stammtisch, Die ehemalige Festung Freiburg.

